

Boris Baschanow

Ich war Stalins Sekretär

ULLSTEIN



Mit 23 Jahren wird Boris Baschanow Organisationssekretär des Politbüros der KPdSU – das heißt Stalins Sekretär. Zu dieser Zeit hat Stalin noch mit einer starken politischen Opposition zu kämpfen. Baschanow erlebt aus nächster Nähe, welcher Mittel sich der angehende Diktator bei der Ausschaltung seiner Konkurrenten bedient. Er wird Zeuge, wie der Mann, dessen Ablösung vom Posten des Generalsekretärs der Partei Lenin in seinem politischen Testament empfohlen hatte, zur Alleinherrschaft aufsteigt. Baschanows Erinnerungen gebührt ein Platz in der ersten Reihe der Memoiren jener, die noch persönlich die frühen Jahre nach der Oktoberrevolution erlebt haben.

»Was Speers ›Erinnerungen‹ für die Geschichte des Dritten Reiches leistete, liefern Baschanows Memoiren für die Stalinsche Aufstiegsperiode. Dieses Buch kann in seinem Rang gar nicht überschätzt werden.« *George Bailey*

Mit neunzehn Jahren tritt Boris Baschanow während des Bürgerkrieges in die Kommunistische Partei der Sowjetunion ein. Mit dreiundzwanzig wird er zum Sekretär des Politbüros ernannt. Ein kometenhafter Aufstieg. Der junge ukrainische Intellektuelle verdankt ihn dem verzweifelten Mangel an Verwaltungstalenten im neuen Staat. Die Bolschewiki, zur regierenden Partei geworden, suchen nach geeigneten Leuten, die mit den sprunghaft anwachsenden Aufgaben der Staatsführung fertigwerden können. Zugleich bläht sich der Parteiapparat auf, hier fehlt es gleichfalls an kompetenten Mitarbeitern. Baschanows Fähigkeit, Sitzungen vorzubereiten und zu leiten, schnell und präzise Beschlüsse zu formulieren und die Büroarbeit zu organisieren, machen ihn zum idealen Gehilfen in der Parteiführung. Sein Büro liegt Tür an Tür mit dem Stalins; jederzeit hat er Zutritt zu ihm und allen Mitgliedern des Zentralkomitees und Politbüros. Bei jeder Sitzung der Parteispitze ist er als Protokollant anwesend. Sämtliche Dokumente, die für die höchsten politischen Führer bestimmt sind, gehen durch seine Hände. Baschanow kennt alle Interna und hat Zugang zum Parteiarchiv.

Zu dieser Zeit ist in der KPdSU ein erbitterter Kampf um die Nachfolge Lenins im Gange. Der »Troika« – Sinowjew, Kanenew, Stalin – steht die Opposition um Trotzki gegenüber. Noch ist Stalins Stellung, obwohl Generalsekretär der Partei, nicht gesichert. Er muß seine Macht im Apparat ausbauen, um seine Gegner endgültig ausschalten zu können. Welcher Mittel er sich dabei bedient, hat Baschanow aus nächster Nähe mitangesehen. Die dramatischen

Etappen auf Stalins Weg zur Macht stehen im Mittelpunkt der vorliegenden Erinnerungen. Skrupellos überwacht Stalin mithilfe des Orgbüros und der GPU die Partei, archiviert belastendes Material über ihre Mitglieder, lenkt den Informationsfluß in die gewünschte Richtung, besetzt Posten in der Hierarchie mit ergebenen Funktionären. So wird das Fundament für die Alleinherrschaft gelegt. Lenins politisches Testament, in dem er die Ablösung Stalins vom Posten des Generalsekretärs empfohlen hatte, bleibt unerfüllt; Baschanow schildert die dramatische Sitzung, auf der in Stalins Gegenwart das Testament Lenins verlesen wird, das die Warnung vor Stalin enthält.

Baschanow hat die entscheidenden Jahre in der Entwicklung der Sowjetunion, in denen die Weichen für die Durchsetzung der Herrschaft der Bürokratie gestellt wurden, im innersten Zentrum der Macht erlebt. Was er sieht und hört, läßt ihn zum Gegner nicht nur Stalins, sondern des Kommunismus werden. Seine Aufzeichnungen geben ein authentisches Bild der werdenden Diktatur. Die Nähe, in der er fünf Jahre lang zu Stalin gestanden hat, stellt seine Memoiren, die jetzt in allen Welt Sprachen erscheinen, in die erste Reihe der Erinnerungen jener, die noch persönlich die frühen Jahre nach der Oktoberrevolution erlebt haben. George Bailey von der *New York Times* hat nach der Lektüre des russischen Manuskripts geschrieben, daß dieses Buch seiner Bedeutung nach nur mit Albert Speers »Erinnerungen« verglichen werden könne.

Schutzumschlag Kurt Weidemann

© 1977 by Verlag Ullstein GmbH, Frankfurt/M • Berlin • Wien
Alle Rechte vorbehalten
Aus dem Russischen von Josef Hahn
Übersetzung © 1977 by Verlag Ullstein GmbH, Frankfurt/M • Berlin
Bilddokumentation Rosalinde Sartori
Bildlayout Hannes Meyen
Satz und Druck Süddeutsche Verlagsanstalt, Ludwigsburg
Einband May & Co., Darmstadt
Printed in Germany 1977

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16

Inhalt

Vorwort	7
Eintritt in die Partei	9
In der Organisationsabteilung des Zentralkomitees	16
Sekretär des Organisationsbüros	29
Stalins Gehilfe – Sekretär des Politbüros	44
Beobachtungen eines Sekretärs des Politbüros	57
Auf dem bolschewistischen Gipfel	73
Meine Entwicklung zum Antikommunisten	89
Stalins Sekretariat	107
Stalin	121
Trotzkij	132
Die übrigen Mitglieder des Politbüros	143
Stalins Staatsstreich	156
Die GPU als Fundament der Macht	170
Letzte Beobachtungen	189
Vorbereitungen zur Flucht	203
Die Flucht über Persien und Indien	217
In der Emigration	233
Schlusswort	253
Personenregister	261
Bildnachweis	269

Vorwort

Diese Erinnerungen beziehen sich hauptsächlich auf meine Tätigkeit als Gehilfe des Generalsekretärs des ZK der KPdSU Stalin und als Sekretär des Politbüros dieser Partei. Ich wurde auf diese Posten am 9. August 1923 berufen. Zum Antikommunisten geworden, floh ich am 1. Januar 1928 über die persische Grenze. In Frankreich veröffentlichte ich 1929 und 1930 einige meiner Beobachtungen in Zeitungsartikeln und Büchern. Ihr Hauptanliegen bestand in der Schilderung des wahren Mechanismus der kommunistischen Macht (damals im Westen etwas sehr wenig Bekanntes), der Träger dieser Macht sowie einiger historischer Ereignisse dieser Epoche. In meinen Artikeln bemühte ich mich stets darum, skrupulös genau zu sein, indem ich nur das schilderte, was ich selber gesehen hatte oder mit unbedingter Genauigkeit wusste. Die Mächte des Kremls haben nie den geringsten Versuch gemacht, zu bestreiten, was ich geschrieben habe, sondern zogen die Taktik völligen Schweigens vor. Mein Name durfte nirgends erwähnt werden. Der aufmerksamste Leser meiner Artikel war freilich Stalin selber. Spätere Überläufer aus dem sowjetischen Machtbereich nach Frankreich bestätigten, dass er verlangt habe, ihm jeden meiner Artikel unverzüglich auf dem Luftweg zuzusenden.

Trotz peinlicher Genauigkeit in meinen Berichten musste ich in Übereinkunft mit meinen in Russland zurückgebliebenen Freunden wegen ihrer grösseren Sicherheit ein Detail ändern, das mich allein betrifft: das Datum, an dem ich zum Antikommunisten wurde. Das spielte keine Rolle in meinen Artikeln; sie änderten sich nicht dadurch, ob ich zwei Jahre früher oder später Gegner des Kommunismus wurde. Doch wie sich herausstellte, brachte mich das persönlich in eine sehr unangenehme Lage. In einem der letzten Kapitel des Buches – Vorbereitung meiner Flucht ins Ausland – werde ich erklären, wie und weshalb meine Freunde mich baten, es nicht zu tun. Ausserdem konnte ich über viele Tatsachen und Menschen deshalb nicht schreiben, weil sie lebten. So konnte ich z.B. nicht erzählen, was mir die persönliche Sekretärin Lenins in einer sehr wichtigen Frage berichtet hatte, weil sie das sehr teuer zu stehen gekommen wäre. Jetzt, da fast ein halbes Jahrhundert vergangen ist und der grösste Teil der Menschen jener Epoche nicht mehr unter den Lebenden weilt, kann ich fast über alles schreiben, ohne riskieren zu müssen, dadurch jemanden Stalins Genickschuss auszusetzen.

Ausserdem kann ich jetzt bei der Schilderung aller historischen Ereignisse, deren Zeuge ich war, dem Leser auch jene Folgerungen und Schlüsse darlegen, die sich aus ihrer unmittelbaren Beobachtung ergaben. Ich hoffe, dass dies dem Leser helfen wird, das Wesen jener Ereignisse und den ganzen Abschnitt jener Epoche der kommunistischen Revolution besser zu begreifen.

Eintritt in die Partei

Ich wurde 1900 in der ukrainischen Stadt Mogilew-Podolsk geboren. Als die Februarrevolution 1917 ausbrach, sass ich in der siebenten Klasse des Gymnasiums. Im Frühjahr und Sommer 1917 erlebte die Stadt alle Ereignisse der Revolution und besonders den allmählichen Zerfall der alten Ordnung. Nach der Oktoberrevolution beschleunigte er sich noch. Die Front brach zusammen, die Ukraine sonderte sich ab. Die ukrainischen Nationalisten rangen mit den Bolschewiken um die Macht in der Ukraine. Die Anarchie in unserem Gebiet griff immer weiter um sich. Doch Anfang 1918 besetzten deutsche Truppen die Ukraine; mit ihrer Unterstützung wurde einigermassen Ordnung hergestellt, die reichlich seltsame Macht des Hetmans Skoropadskij etablierte sich, der Form nach ukrainisch-nationalistisch, in Wirklichkeit aber unbestimmt konservativ.

Das Leben kehrte in einigermassen normale Bahnen zurück, der Unterricht ging wieder flott weiter, im Sommer 1918 beendete ich das Gymnasium, um im September das Studium an der physikalisch-mathematischen Fakultät der Universität Kiew aufzunehmen. Doch leider währte mein Studium nicht lange. Gegen November zeichnete sich Deutschlands Niederlage ab, die deutschen Truppen traten aus der Ukraine den Rückzug an. Die Universität kochte über vor revolutionärer Tätigkeit. Meetings, Reden. Die Regierung schloss die Universität. Ich beschäftigte mich damals nicht mit Politik, mit meinen 18 Jahren meinte ich, mich in den grundlegenden Lebensfragen der Gesellschaft noch unzureichend auszukennen. Doch wie die Mehrheit der Studenten war ich mit der Unterbrechung des Studiums sehr unzufrieden. Ich war aus der tiefsten Provinz zum Studieren nach Kiew gekommen. Deshalb beteiligte ich mich an einer Studentendemonstration, die auf der Strasse gegenüber der Universität angesetzt wurde, um gegen die Schliessung zu demonstrieren.

Dort wurde mir eine sehr wichtige Lektion zuteil. Auf Lastautos traf eine Abteilung der ukrainischen «Staatswacht» ein, sprang eilends ab, stellte sich in Reih und Glied auf und eröffnete ohne die geringste Warnung das Feuer auf die Demonstranten. Es muss gesagt werden, dass die Menge beim Anblick der Gewehre in wilder Flucht auseinanderstob. Etwa drei bis vier Dutzend Menschen, die es unter ihrer Würde fanden, schon bei Erscheinen der Polizei wie die Hasen davonzulaufen, blieben den Gewehren gegenüber stehen. Diese Leute waren wenige

Augenblicke später entweder tot (etwa 20) oder verwundet (auch an die 20). Ich war unter den Verwundeten. Eine Kugel hatte den Kiefer getroffen, war aber an ihm abgeglitten, so dass ich mit zwei-drei Wochen Hospital davonkam.

Mit dem Studium war es vorbei, die Kämpfe zwischen Bolschewiken und ukrainischen Nationalisten flammten wieder auf, während ich nach Hause zurückkehrte, um zu genesen und über den Gang der Ereignisse nachzudenken, an denen ich wider Willen teilgenommen hatte. Bis zum Sommer 1919 las ich viel und setzte mich mit dem Marxismus und anderen revolutionären Lehren und Programmen auseinander.

Im Jahre 1919 entwickelte sich der Bürgerkrieg und der Vormarsch der weissen Armeen auf Moskau von den Rändern zum Zentrum. Doch unser podolischer Winkel lag seitab von diesem Feldzug. Um die Macht rangen bei uns nur die Petljuraleute und die Bolschewiken. Im Sommer dieses Jahres beschloss ich, in die KP einzutreten.

Für uns, die studierende Jugend, stellte sich der Kommunismus damals als ausserordentlich interessanter Versuch zur Schaffung einer neuen sozialistischen Gesellschaft dar. Wenn ich am politischen Leben teilnehmen wollte, dann gab es hier, in meiner provinziellen Wirklichkeit, nur die Wahl zwischen den ukrainischen Nationalisten und den Kommunisten. Der ukrainische Nationalismus zog mich überhaupt nicht an, er war für mich mit einem gewissen Abstieg von der Höhe der russischen Kultur verbunden, in der ich erzogen war. Aber auch die Praxis des Kommunismus begeisterte mich nicht, doch ich sagte mir (und nicht nur ich allein), dass man nicht viel verlangen dürfe von diesen ungebildeten und primitiven Bolschewiken aus den Reihen analphabetischer Arbeiter und Bauern, die alle Schlagworte des Kommunismus auf wilde Weise verstanden und ins Leben umsetzen wollten; und dass alsbald gebildete und verständigere Leute diese Fehler korrigieren und die neue Gesellschaft aufbauen würden, damit sie mehr den Ideen der Führer entspräche, die schliesslich irgendwo weit weg, in fernen Zentren, wirkten und das Wohl des Volkes wünschten.

Die Kugel, die mich in Kiew erwischt hatte, wirkte auf mein politisches Bekenntnis nicht sehr ein. Doch die Frage des Krieges spielte für mich keine geringe Rolle.

Die letzten Jahre meiner Jugend war ich entsetzt von dem Bild des langjährigen, sinnlosen Weltkrieges. Trotz meiner Jugend verstand ich durchaus, dass keinem der kriegsführenden Länder der Krieg etwas einbringen konnte, das die Millionen Opfer und kolossalen Zerstörungen einigermassen aufwiegen würde. Ich begriff, dass die Vernichtungstechnik einen solchen Stand erreicht hatte, dass die alte Art, Streitigkeiten zwischen den Grossmächten durch Kriege auszutragen, jeden Sinn verloren hatte. Und wenn die Lenker dieser Staaten sich an der alten

Politik des Nationalismus begeisterten, die ihnen vor einem Jahrhundert gestattet wurde, als man für die Reise von Paris nach Moskau zwei Monate benötigte und die Länder unabhängig voneinander leben konnten, so waren das jetzt, da das Leben aller Staaten miteinander verbunden war und die Reise von Paris nach Moskau nur zwei Tage dauerte, Bankrotteure, und sie trugen ein hohes Mass an Verantwortung für die im Schlepptau der Kriege folgenden Revolutionen, die jede alte Lebensordnung zerstörten. Ich nahm damals die Zimmerwalder und Kienthaler Proteste der internationalen Kriegsgegner für bare Münze; erst viel später begriff ich, in welcher Kriegsbegeisterung Lenins Anhänger waren, konnte ihnen doch nur der Krieg die Revolution bringen.

Nach meinem Eintritt in die örtliche Parteiorganisation wurde ich bald zum Sekretär der Kreisorganisation gewählt. Bezeichnenderweise geriet ich sofort in Konflikt mit den Tschekisten, die man aus der Hauptstadt des Gouvernements hergeschickt hatte, um eine örtliche Tscheka zu organisieren. Diese Kreis-Tscheka requirierte das Haus des Notars Afenjew, eines reichen und harmlosen Alten, und erschoss ihn. Ich verlangte von der Parteiorganisation die unverzügliche Schliessung der Tscheka und die Rückkehr der Tschekisten nach Winniza. Die Organisation zögerte, doch ich überzeugte sie schnell. Die Stadt war jüdisch, die Mehrheit der Parteimitglieder waren Juden. Die Machtverhältnisse wechselten alle zweidrei Monate. Ich fragte die Organisation, ob sie begreife, dass für die sinnlosen Erschiessungen der tschekistischen Sadisten die jüdische Bevölkerung büssen werde, der beim nächsten Machtwechsel ein Pogrom drohe. Die Organisation verstand und unterstützte mich. Die Tscheka wurde geschlossen.

Die sowjetische Macht hielt sich nicht lange. Es kamen die Petljuraleute. Eine Zeitlang war ich in Shmerinka und Winniza, wo ich im Januar 1920 unerwartet als Leiter der Gouvernementsabteilung für Volksbildung eingesetzt wurde. Meine Karriere wurde durch Rückfalltyphus und dann durch die Nachricht vom Tod meiner Eltern am Flecktyphus unterbrochen. Ich eilte nach Hause. Dort waren noch die Petljuraleute. Doch sie rührten mich nicht an, die örtliche Bevölkerung verbürgte sich, dass ich ein «ideeller Kommunist» sei, der allen nur Gutes erwiesen und dazu noch die Stadt vom tschekistischen Terror gerettet habe.

Bald änderten sich die Machtverhältnisse erneut, es kamen die Bolschewiken. Dann zog die Rote Armee wieder ab. Der polnisch-sowjetische Krieg begann. Doch gegen Sommer 1920 wurde die Kreisstadt Jampol zurückerobert und ich zum Mitglied und Sekretär des Jampoler Revisionskomitees ernannt. Kaum jemals dürfte Jampol nach der Revolution eine friedlichere und wohlwollendere Obrig-

keit gesehen haben. Der Vorsitzende der Revisionskommission Andrejew sowie ihre beiden Mitglieder Trofimow und ich waren friedliche und gute Menschen. Das zumindest musste die Meinung der Beamtenwitwe sein, in deren Haus wir alle drei wohnten, mit ihr am gleichen Tisch zu Mittag assen und dabei zu ihrem grossen Staunen und trotz unserer ganzen Macht an den Hungerpfoten saugten.

Nach einem Monat wurde Mogilew eingenommen. Man versetzte mich dort hin, ich wurde erneut zum Sekretär des Kreiskomitees der Partei ernannt.

Im Oktober ging der sowjetisch-polnische Krieg zu Ende, im November wurde die Krim besetzt, der Bürgerkrieg endete mit dem Sieg der Bolschewiken. Ich beschloss, nach Moskau zu fahren, um mein Studium fortzusetzen. Im November 1920 kam ich dort an und wurde in die Technische Hochschule aufgenommen.

Die Hochschule hatte natürlich eine örtliche Parteizelle, doch waren deren Aktivitäten recht schwach entwickelt. Die Partei nahm wohl an, dass bei dem ungeheuren Mangel an zuverlässigen technischen Spezialisten im Land die Hauptaufgabe von uns Parteistudenten das Studieren sei. Was wir auch taten.

Dennoch kam ich im Zentrum schon etwas näher mit der Partei in Berührung. Nach Beendigung des Bürgerkrieges begann das Land, zum friedlichen Aufbau überzugehen. Die kommunistischen Verwaltungsmethoden während der drei Jahre, die seit der bolschewistischen Revolution vergangen waren, schienen definitiv zu sein, waren jedoch erbitterten Wortgefechten in der Parteispitze während der berühmten Diskussion über die Gewerkschaften Ende 1920 ausgesetzt. Für uns gewöhnliche Parteimitglieder sah es so aus, als ginge der Streit um die Methoden, wie die Wirtschaft oder vielmehr die Industrie zu lenken sei. Es schien einen Standpunkt des einen Parteiflügels mit Trotzki an der Spitze zu geben, der meinte, dass zuerst die Armee in eine Arbeiterarmee verwandelt und die Wirtschaft auf dem Prinzip harter militärischer Disziplin wiederhergestellt werden müsse; ein anderer Teil der Partei dagegen mit Schljapnikow und der Arbeiteropposition meinte, dass die Wirtschaftsverwaltung den Gewerkschaften übergeben werden müsse; schliesslich waren Lenin und seine Gruppe sowohl gegen Arbeiterarmeen als auch gegen eine gewerkschaftliche Wirtschaftsführung. Sie vertraten die Ansicht, dass die Ökonomie ohne militärische Methoden von sachkundigen Räteorganen geleitet werden müsse. Es siegte Lenins Gesichtspunkt, wenn auch nicht ohne Schwierigkeiten.

Erst Jahre später, als ich schon Sekretär des Politbüros war, begriff ich beim Blättern in alten Archivmaterialien, dass die Diskussion nur ein ausgeklügelter Vorwand war. In Wirklichkeit war es Lenins Kampf um die Mehrheit im ZK der

Partei. Lenin fürchtete damals den übermächtigen Einfluss Trotzkijs und bemühte sich, ihn zu schwächen und etwas von der Macht zu entfernen. Die ziemlich zweitrangige Frage der Gewerkschaften wurde künstlich aufgebläht. Trotzkiij fühlte die Geschraubtheit der ganzen Machination Lenins, und fast zwei Jahre lang waren die Beziehungen zwischen beiden ziemlich kühl. Im weiteren Kampf um die Macht spielte diese Episode und ihre Folgen eine grosse Rolle.

Im März 1921, zu der Zeit, da der Parteikongress stattfand, wurden alle Mitglieder der Parteizelle unserer Hochschule eilig in das Rayonskomitee der Partei gerufen. Man erklärte uns, dass wir mobilisiert seien, händigte uns Gewehre und Patronen aus und verteilte uns auf Betriebe, die grösstenteils geschlossen waren. Wir mussten sie bewachen, um möglichen Arbeiterkundgebungen gegen die Regierung zuvorzukommen. Es waren die Tage des Kronstädter Aufstandes.

Etwa zwei Wochen lang hielten wir zu dritt in einem geschlossenen Betrieb Wache. Mit mir war mein Freund, der Kommunist Jurka Akimow, Student wie ich, und ein Russlanddeutscher mit blauen Augen, Hans Lemberg. Einige Jahre später, als ich Sekretär des Politbüros war, schob ich ihn auf den Posten des Sekretärs der Sportintern. Er erwies sich als Intrigant übelster Sorte. Jurka Akimow verlor ich nach zwei-drei Jahren aus den Augen. Erst aus der Sowjetenzyklopädie erfuhr ich unlängst, dass er verdienter Professor der Metallurgie ist.

Auf dem Parteitag im März hielt Lenin ein Referat über den Ersatz der Getreideablieferung durch eine Naturalsteuer. In der ganzen offiziellen Sowjetliteratur wird dieses Datum als die Einführung der NEP (Neue ökonomische Politik) dargestellt. Das trifft aber nicht zu. Lenin ist keineswegs so schnell auf die Idee der NEP verfallen. Während des Bürgerkrieges und im Sommer 1920 wurde den Bauern das Getreide mit Gewalt weggenommen. Die Behörden überschlugen, wieviel ungefähr in jedem Rayon die Bauern an Getreide haben mussten, die Ziffern der ermittelten Konfiskationsmenge wurden auf die Dörfer und Höfe verteilt, dann wurden Getreide und Produkte gewaltsam (von den Produktabteilungen) weggenommen, zudem ganz willkürlich und mit vielen Ausschreitungen, um irgendwie die Armee und die Städte durchzufüttern. Das war die Getreideablieferung. Dabei erhielten die Bauern im Austausch fast keinerlei Industrieerzeugnisse, es gab ja praktisch keine. Im Sommer 1920 brachen Bauernaufstände aus, der bekannteste in Antonowskoje (Gouvernement Tambow), der bis zum Sommer 1921 dauerte. Ausserdem ging ganz beträchtlich die Anbaufläche zurück, die Bauern wollten keinen Getreideüberschuss, den man ihnen ohnehin weggenommen hätte. Lenin begriff, dass die Verhältnisse einer Katastrophe zusteuerten und dass man vom

dogmatischen Kommunismus zum realen Leben zurückkehren müsse, indem man der Bauernarbeit einen wirtschaftlichen Sinn gab. Die Getreideablieferung wurde durch die Naturalsteuer ersetzt, d.h. der Bauer war verpflichtet, eine bestimmte Menge seiner Erzeugnisse abzugeben, die als Steuer galt, während er über den Rest frei verfügen konnte.

Der Kronstädter Aufstand regte Lenins Denken noch stärker an. Im Lande herrschten Hunger, allgemeine Unzufriedenheit und Mangel an Industrieerzeugnissen. Die Wiederherstellung nicht nur der Landwirtschaft, sondern der Wirtschaft überhaupt war nur möglich, wenn man der Bevölkerung einen wirtschaftlichen Anreiz gab, also von der kommunistischen Phantastik zur normalen Tauschwirtschaft zurückkehrte. Das schlug Lenin auch Ende Mai auf der 10. Allrussischen Parteikonferenz vor, doch in ausgereifter Formulierung unterbreitete er die NEP erst Ende Oktober auf der Parteikonferenz des Moskauer Gouvernements. Ich werde noch darauf zurückkommen, was mir seine Sekretärinnen nach seinem Tod über die heimlichen Gedanken Lenins in jener Periode sagten.

Ich setzte meine Studien fort. Man wählte mich zum Sekretär der Parteizelle. Das nahm nicht viel Zeit in Anspruch, das Parteilieben der Hochschule war absichtlich wenig aktiv.

Das ganze Jahr 1921 herrschte Hunger im Lande. Es gab keinen Markt. Man musste ausschliesslich von der Zuteilung leben. Die bestand aus einem Pfund (400 Gramm) brotähnlicher Kittmasse täglich, hergestellt aus weiss Gott welchen Resten und Abfällen, und vier Pfund ranzigem Hering monatlich. In der Mensa der Hochschule gab es einmal täglich ein wenig wässrige Buchweizengrütze ohne die kleinste Spur von Fett – und noch dazu ohne Salz. Bei solcher Verpflegung konnte man es nicht lange aushalten. Zum Glück kam der Sommer, man konnte ins Sommerpraktikum in einen Betrieb fahren. Ich hatte mir mit drei Kameraden ein Praktikum in einer Zuckerfabrik ausgesucht (wir studierten an der chemischen Fakultät) und noch dazu in meinem Heimatkreis Mogilew. Dort kamen wir wieder zu Kräften: die Verpflegung wurde in Zucker ausgegeben, und für Zucker konnte man sich eintauschen, was man wollte.

Im Herbst kehrte ich nach Moskau zurück und setzte meine Studien fort. Doch bei dem Hungerregime magerte ich bis zum Januar derart ab, dass ich völlig von Kräften kam. Ende Januar 1922 beschloss ich daher, wieder in die Ukraine zu fahren.

Im Laboratorium für quantitative Analyse war der junge, sympathische Student Sascha Wolodarskij mein Nachbar. Es war der Bruder jenes Petersburger Kommissars für das Pressewesen, den im Sommer 1918 der Arbeiter Sergejew erschlagen hatte. Sascha Wolodarskij war ein sehr lieber und bescheidener Jüng-

ling. Wenn man seinen Namen hörte und dann fragte: «Sagen Sie, sind Sie ein Verwandter jenes bekannten Wolodarskij?», antwortete er: «Nein, nein, nur ein Namensvetter!»

Ich fragte ihn um seine Meinung, wen er statt meiner für den Posten des Sekretärs der Parteizelle vorschlagen würde. Warum? Ich erklärte ihm, dass ich fort wollte von hier, um nicht zu verhungern. «Und warum machen Sie es nicht so wie ich?», erwiderte Wolodarskij.

«Wie?»

«Na, einen halben Tag studiere ich, und einen halben Tag arbeite ich im ZK der Partei. Dort gibt es bestimmte Arbeiten, die man nach Hause nehmen kann. Übrigens wird gerade der Apparat der ZK stark erweitert, man braucht dort gebildete Mitarbeiter. Versuchen Sie es.»

Ich versuchte es. Der Umstand, dass ich schon Sekretär eines Kreiskomitees gewesen und jetzt Sekretär der Parteizelle in der Technischen Hochschule war, erwies sich als gewichtiges Argument. Der Geschäftsführer des ZK Ksenofontow (übrigens ein ehemaliges Tscheka-Mitglied), der die erste Auswahl traf, schickte mich in die Organisationsabteilung des ZK, wo ich auch angenommen wurde.

In der Organisationsabteilung des Zentralkomitees

Damals fand eine ausserordentliche Erweiterung und Festigung des Parteiapparates statt. Die wohl grösste Abteilung des ZK bildete die organisations-instruktorische, in die ich geraten war; sie wurde bald darauf mit der statistisch-distributiven zur organisations-distributiven Abteilung vereinigt. Gleichzeitig mit den gewichtigen Unterabteilungen (der organisations- und der informativen) wurde eine belanglose Unterabteilung, die Statistik der örtlichen Erfahrung, geschaffen, deren Funktionen reichlich unklar waren. Ich wurde als gewöhnlicher Mitarbeiter dieser Unterabteilung eingestellt. Sie bestand aus einem Leiter, dem alten Parteimitglied Rastoptschin, und fünf Angestellten. Rastoptschin und drei seiner Mitarbeiter betrachteten ihre Arbeit als Sinekure auf Zeit. Rastoptschin selber zeigte sich einmal wöchentlich für ein paar Minuten. Wenn man ihn fragte, was denn eigentlich zu tun sei, sagte er lächelnd: «Bekundet Initiative!» Drei von den fünf bekundeten sie in dem Sinn, dass sie sich eine Arbeit suchten, die ihnen mehr einbrachte; und damit hatten sie bald Erfolg. Rajter wurde nach einer Reihe komplizierter Intrigen verantwortlicher Instrukteur des ZK und dann Sekretär irgendeines Gouvernementskomitees. Kicis wartete geduldig Rajters Ernennung ab, um dann mit ihm zu gehen. Sorge (nicht jener berühmte, nicht der japanische) wollte im Ausland auf der Linie der Komintern wirken. Wirklich zu arbeiten versuchte allein Nikolaj Bogomolow, ein Werkträger aus der Gegend von Orechowo-Sujewo, ein sehr sympathischer und verständiger Mann. Später wurde er Gehilfe des Leiters der organisations-distributiven Abteilung zur Auslese von Parteiarbeitern, dann Stellvertreter des Leiters und schliesslich, weiss der Himmel warum, Leiter der Handelsvertretung in London. Während der Säuberung des Jahres 1937 verschwand er, wahrscheinlich ist er umgekommen.

Ich tat die erste Zeit fast überhaupt nichts, sondern orientierte mich und setzte mein Studium fort. Nach dem schweren Jahr 1921 besserten sich meine Lebensverhältnisse plötzlich. Bisher hatte ich in Moskau nicht nur gehungert, sondern auch miserabel gewohnt. Auf Order des Rayonssowjets war uns (Jurka Akimow und mir) ein von «Burschuis» requiriertes Zimmerchen zugewiesen worden. Es hatte keine Heizung und nicht die geringste Andeutung irgendeines Mobiliars,

wenn man nicht eine Waschschüssel samt Krug auf dem Fensterbrett als solche bezeichnen wollte. Im Winter sank die Temperatur auf fünf Grad unter Null, so dass sich das Wasser im Krug in Eis verwandelte. Zum Glück hatte das Zimmerchen einen hölzernen Fussboden. Wir wickelten uns in unsere Schafpelze und drückten uns zur gegenseitigen Erwärmung aneinander, schliefen in einem Winkel auf dem Fussboden, mit Büchern unter dem Kopf statt des nicht vorhandenen Kopfkissens.

Jetzt hatte sich die Lage geändert. Die Mitarbeiter des ZK lebten unter anderen Bedingungen. Mir wurde ein Zimmer im 5. Haus der Sowjets, dem ehemaligen Hotel Loskuta (Twerskaja 5), zugewiesen, das alle gewöhnlich 5. Haus des ZK nannten, da es ausschliesslich von Bediensteten des ZK der Partei bewohnt wurde. Freilich nur von gewöhnlichen, da sehr verantwortungsvolle entweder im Kremel oder im 1. Haus der Sowjets (Ecke Twerskaja-Mochowaja) wohnten.

Obgleich ich wenig arbeitete, wurde ich doch bald mit Kaganowitsch, dem Leiter der Organisationsabteilung, bekannt. Unter seinem Vorsitz fand irgendeine halbinstriktive Beratung über Fragen des sowjetischen Aufbaus statt. Man bestimmte mich zum Sekretär dieser Beratung, rein zufällig, wie man eben jemandem in die Finger gerät. Kaganowitsch hielt eine ausserordentlich gescheite und kluge Rede. Ich schrieb sie natürlich nicht nieder, sondern machte nur ein Protokoll der Beratung.

Nach einigen Tagen erbat sich die Redaktion der Zeitschrift *Sowetskoje Stroitelstwo* (Sowjetischer Aufbau) von Kaganowitsch einen Leitartikel über das von ihm behandelte Thema. Kaganowitsch antwortete, er habe keine Zeit. Das war eine Ausrede. Die Sache war vielmehr die, dass sich Kaganowitsch, ein ausserordentlich fähiger und lebhafter Mann, schlecht auf die Kunst des Lesens und Schreibens verstand. Schuster von Beruf, hatte er keinerlei Bildung genossen; deshalb schrieb er mit groben orthographischen Fehlern, und literarisch formulieren konnte er überhaupt nicht. Da ich bei der Beratung als Sekretär fungiert hatte, wandte sich die Redaktion an mich. Ich versprach, es zu versuchen.

So rief ich mir Kaganowitschs Worte ins Gedächtnis und kleidete sie in die Form eines Artikels. Dann ging ich zu ihm und sagte: «Genosse Kaganowitsch, da ist Ihr Artikel über den sowjetischen Aufbau, ich habe alles aufgeschrieben, was Sie auf der Beratung gesagt haben.» Kaganowitsch las es durch und war begeistert. «Tatsächlich, alles da, was ich gesagt habe – aber wie schön es ausgeführt ist.» Ich antwortete, die Ausführung sei ganz zweitrangig, auf die Gedanken komme es an, und die seien von ihm, also brauche er den Artikel nur zu unterschreiben und an die Zeitschrift zu schicken. Aus Unerfahrenheit zierte sich Kaganowitsch: «Das haben doch Sie geschrieben, nicht ich.» Ich überzeugte ihn ohne

Schwierigkeiten, dass ich es einfach statt seiner geschrieben hätte, um ihm die Zeit zu ersparen. Der Artikel wurde gedruckt. Man musste gesehen haben, wie stolz Kaganowitsch war, es war «sein» erster Artikel. Er zeigte ihn allen.

Die Episode hatte Folgen. Ende März, Anfang April fand der turnusmässige Parteikongress statt. Ich wurde wie viele andere junge Mitarbeiter der Organisationsabteilung dem Sekretariat des Kongresses als Hilfskraft für technische Arbeiten zugeteilt. Bei jedem Kongress wurde nämlich eine Reihe von Kommissionen mit alten Parteiknastern (Mitgliedern des ZK und angesehenen örtlichen Funktionären) als Vorsitzenden gebildet, während die Arbeit junge Mitarbeiter des ZK-Apparates taten. So ging es zumindestens in der Redaktionskommission zu, in die ich geschickt wurde. Der Redner tritt auf, die Stenographin schreibt die Rede mit und diktiert sie dann der Stenotypistin. Dieser erste Text ist voller Fehler und Entstellungen, denn die Stenographin hat vieles nicht verstanden, einiges nicht gehört und manches nicht mitschreiben können. Deshalb ist noch jedem Redner ein Mitarbeiter der Redaktionskommission zugeteilt, der verpflichtet ist, sich die Rede genau anzuhören. Er führt auch die erste Korrektur durch und gibt dem Text oft seinen endgültigen Wortlaut. Der Redner braucht dann nur noch unbedeutende Zusätze und Berichtigungen vorzunehmen. So wird ihm sehr viel Zeit erspart.

Auf dem Kongress hielt Lenin (zum letztenmal) den politischen Rechenschaftsbericht des ZK. Es entstand die Frage, wem man diese Arbeit – zu hören und zu verbessern – anvertrauen sollte. Kaganowitsch sagte: «Dem Genossen Baschanow, der macht das ausgezeichnet.»

Die Tribüne des Kongresses steht ein- bis anderthalb Meter über dem Fussboden des Saales. Auf der Tribüne sitzt das Präsidium des Kongresses. Rechts (wenn man mit dem Gesicht zum Saal steht) das Pult, hinter dem der Redner steht. Auf dem Pult liegen seine Unterlagen und Hilfszettel, in der frühen sowjetischen Praxis wurden die Referate nie vorher niedergeschrieben, sondern improvisiert, höchstens dass der Referent auf einem Zettel einen kurzen Plan und einige Ziffern und Zitate hatte. Vor dem Pult führt eine kleine Treppe in den Saal; auf ihr steigen die Redner auf die Tribüne und kehren in den Saal zurück. Da während Lenins Referat niemand auf die Tribüne musste, setzte ich mich oben auf das Treppchen, einen Meter von Lenin entfernt, so überzeugt war ich, hier alles gut zu hören.

Während Lenins Referat machte der Hofphotograph (Ozup wahrscheinlich) Aufnahmen. Lenin konnte es nicht leiden, während seines Auftrittes gefilmt zu werden, es störte ihn, lenkte ihn ab und verhedderte den Faden seiner Gedanken. Er liess sich kaum auf die zwei unerlässlichen offiziellen Photographien ein. Der Photograph nahm ihn von links auf: in der Tiefe ist wie in einem Nebel das Prä-

sidium zu sehen; dann nahm er ihn von rechts auf: man sieht nur Lenin und hinter ihm eine Ecke des Saales. Doch auf beiden Aufnahmen vor Lenin – ich.

Diese Aufnahmen wurden häufig in den Zeitungen gedruckt: Wladimir Iljitsch tritt zum letztenmal auf dem Parteikongress auf. Einer der letzten öffentlichen Auftritte des Genossen Lenin. Bis 1928 figurierte ich stets zusammen mit Lenin. Im gleichen Jahr flüchtete ich ins Ausland. Nach Paris gelangt, begann ich die sowjetischen Zeitungen zu lesen. Bald erblickte ich da in der *Prawda* und da in der *Izwestija* die bekannte Photographie: Wladimir Iljitsch hält sein letztes politisches Referat auf dem Parteikongress. Doch ich war nicht mehr auf der Photographie. Offenbar hatte Stalin alles Nötige veranlasst, um mich von der Aufnahme verschwinden zu lassen.

In diesem Frühjahr 1922 arbeitete ich mich langsam ein, aber noch mehr studierte ich. Meine Beobachtungsstelle war sehr schön, ich orientierte mich rasch über die fundamentalen Lebensprozesse des Landes und der Partei. Einige Details besagten mitunter mehr als lange Studien. So kann ich mich z.B. wenig an jenen 2. Parteikongress von 1922 erinnern, bei dem ich anwesend war, habe jedoch deutlich den Auftritt Tomskijs, eines Mitglieds des Politbüros und Gewerkschaftsführers in Erinnerung. Er sagte: «Man wirft uns im Ausland vor, dass es bei uns das Regime *einer* Partei gibt. Das stimmt nicht. Bei uns gibt es viele Parteien. Doch im Gegensatz zum Ausland ist bei uns nur eine Partei an der Macht, die übrigen sind im Gefängnis.» Der Saal antwortete mit stürmischem Applaus.

Ob Tomskij wohl 14 Jahre später an diesen Auftritt dachte, als sich vor ihm die Tore von Stalins Gefängnissen auftaten? Er erschoss sich, da er ihre Schwelle nicht übertreten wollte.

Die Gerechtigkeit erfordert zu bemerken, dass ich damals noch Vertrauen zu meinen Führern hatte: Die anderen Parteien im Gefängnis, also ist es nötig so und besser.

Im April oder Mai dieses Jahres kam ich mir darüber ins klare, wie die Evolution einer Macht vor sich geht. Es war augenfällig, wie sich die Macht immer mehr in den Händen der Partei konzentrierte und je weiter, desto mehr im Parteiapparat. Unter anderem fiel mir ein wichtiger Umstand auf. Die Organisationsformen der Parteiarbeit und ihres Apparates, welche die Effektivität der Arbeit bestimmten, waren ihre Statuten. Doch die Parteistatuten hatten im Wesentlichen jene Form beibehalten, wie sie 1903 angenommen worden waren. Nur auf dem 6. Parteikongress im Sommer 1917 hatte man sie etwas abgeändert, auch die 8. Parteikonferenz im Jahre 1919 brachte einige kleine Neuerungen an, doch im Allgemeinen passten die Statuten – in der Illegalität der vorrevolutionären Zeit entstanden – überhaupt nicht mehr für eine Partei, die sich an der Macht befand, zumal

sie deren Arbeit sehr einschränkten, ohne ihr die nötigen klaren und genauen Formen zu geben.

Ich machte mich ans Werk und stellte einen Entwurf neuer Parteistatuten zusammen, wobei ich die alten sehr stark umkrempelte. Nachdem ich alles noch einmal durchgesehen hatte, tippte ich auf der Maschine die zwei Paralleltexte, links den alten, rechts den neuen, wobei ich alle geänderten Stellen meines Textes unterstrich.

Mit diesem Dokument erschien ich bei Kaganowitsch. Sein Sekretär Balaschow erklärte mir, dass Genosse Kaganowitsch sehr beschäftigt sei und niemanden empfangen. Ich gab nicht nach. «Aber melde mich trotzdem. Sag, dass ich in einer sehr wichtigen Sache komme.»

«Na, was für eine wichtige Sache kannst du schon haben», rasonnierte Balaschow.

«Melde mich trotzdem. Ich gehe nicht, bevor du mich nicht gemeldet hast.»

Balaschow tat es, Kaganowitsch empfing mich.

«Genosse Baschanow, ich bin sehr beschäftigt. Drei Minuten – worum geht es?»

«Es geht darum, Genosse Kaganowitsch, dass ich Ihnen den Entwurf neuer Parteistatuten bringe.»

Kaganowitsch war über meine Frechheit ehrlich bestürzt.

«Wie alt sind Sie, Genosse Baschanow?»

«Zweiundzwanzig.»

«Und wie lange sind Sie in der Partei?»

«Drei Jahre.»

«Und wissen Sie, dass sich im Jahre 1903 unsere Partei nur wegen der Frage über die Redaktion des ersten Punktes der Statuten in Bolschewiken und Menschewiken gespalten hat?»

«Natürlich.»

«Und trotzdem erkühnen Sie sich, neue Parteistatuten vorzulegen?»

«Jawohl.»

«Und aus welchem Grund?»

«Aus einem sehr einfachen. Die Statuten sind ganz veraltet und haben für eine Partei unter den Bedingungen der Illegalität getaugt; sie entsprechen in keiner Weise mehr dem Leben einer Partei, die an der Macht ist, und geben ihr nicht die unerlässlichen Formen für ihre Arbeit und Entwicklung.»

«Na, zeigen Sie her.»

Kaganowitsch las den ersten und den zweiten Punkt in der alten und neuen Fassung und überlegte. «Haben Sie das selber geschrieben?»

«Ja.»

Er verlangte Erklärungen. Ich gab sie ihm. Nach einigen Minuten steckte Baschchow den Kopf zur Tür herein und erinnerte Kaganowitsch, dass draussen die Leute sässen, die zu empfangen man versprochen habe, und dass es Zeit für eine wichtige Sitzung sei. Kaganowitsch jagte ihn hinaus. «Ich bin sehr beschäftigt. Empfange niemanden. Die Sitzung auf morgen verschieben.»

An die zwei Stunden las, genoss und überlegte Kaganowitsch meine Statuten, verlangte Erklärungen und Rechtfertigungen für meine Formulierungen. Als er mit allem fertig war, seufzte er und sagte: «Na, da haben Sie einen schönen Brei angerührt, Genosse Baschanow.» Darauf nahm er den Hörer ab und fragte Molotow, ob er ihn in einer wichtigen Sache sehen könnte. Molotow war damals zweiter Sekretär des ZK. «Wenn nicht für lange, kommen Sie.»

«Gehen wir, Genosse Baschanow.»

«Da», erklärte Kaganowitsch, als er bei Molotow eintrat, «dieser junge Mann da schlägt nicht mehr und nicht weniger vor als neue Parteistatuten.»

Molotow war ebenso erschüttert. «Und weiss er, dass im Jahre 1903 ...»

«Ja, weiss er.»

«Und nichtsdestoweniger ...»

«Nichtsdestoweniger.»

«Und Sie haben den Entwurf gelesen, Genosse Kaganowitsch?»

«Ja.»

«Und wie finden Sie ihn?»

«Ich finde ihn ausgezeichnet.»

«Na, zeigen Sie her.»

Mit Molotow ging dasselbe vor. Im Laufe von zwei Stunden wurde der Statutenentwurf Punkt für Punkt durchgegangen, ich gab Erklärungen, Molotow fragte neugierig: «Haben Sie das selber geschrieben?»

«Ja.»

«Nichts zu machen», sagte Molotow, als er den Entwurf zu Ende gelesen hatte, «gehen wir zu Stalin.»

Stalin wurde ich gleichfalls als junger Wirrkopf vorgestellt, der sich erkühnt hatte, an einem ehrwürdigen, unantastbaren Heiligtum zu rütteln. Nach den gleichen rituellen Fragen, wie alt ich sei und ob ich wüsste, dass im Jahre 1903, sowie nach Darlegung der Gründe, nach denen ich meinte, dass man die Statuten ändern müsse, ging man wieder zur Lektüre und Beurteilung des Entwurfes über. Früher oder später kam Stalins Frage: «Haben Sie das selber geschrieben?» Doch diesmal folgte noch eine andere nach: «Stellen Sie sich auch vor, was für eine Evolution der Partearbeit und des Parteilebens Ihr Text bewirkt?» Meine Antwort war, dass ich mir das sehr gut vorstelle und dass ich mir diese Evolution so und so vorstelle.

Stalin blickte mich lange und aufmerksam an, weil meine Statuten eine wichtige Waffe für den Parteiapparat zur Erkämpfung der von ihm angestrebten Macht werden konnten. Stalin begriff das. Ich auch.

Das Ende war eigenartig. Stalin griff zur Kurbel. «Wladimir Iljitsch? Stalin. Wladimir Iljitsch, *wir sind hier im ZK* zu der Überzeugung gekommen, dass die Parteistatuten jetzt nicht mehr den neuen Bedingungen der Parteiarbeit entsprechen. Die alten, da war die Partei noch in der Illegalität, sind veraltet, jetzt ist die Partei an der Macht usw.» Waldimir Iljitsch stimmte telefonisch offenbar zu. «Na also», sagte Stalin, «*wir* haben darüber nachgedacht und haben einen Entwurf neuer Statuten ausgearbeitet, den wir vorlegen wollen.» Lenin stimmte zu und sagte, dass man die Frage in der nächsten Sitzung des Politbüros vorbringen müsse.

Das Politbüro erklärte sich im Prinzip einverstanden und übergab die Frage zur vorbereitenden Bearbeitung dem Organisationsbüro. Am 19. Mai 1922 ernannte das Organisationsbüro eine «Kommission zur Durchsicht der Parteistatuten». Molotow war der Vorsitzende, ferner gehörten ihr Kaganowitsch an und ich in meiner Eigenschaft als Sekretär.

Ein Jahr später kam ich in Molotows Wirkungsbereich.

Mit den Statuten mussten wir uns noch zwei Monate lang plagen. Der Entwurf wurde den örtlichen Organen mit der Frage nach ihrer Meinung zugesandt, und Anfang August wurde die Allrussische Parteikonferenz (die 12.) zwecks Annahme der neuen Statuten einberufen. Die Konferenz dauerte drei oder vier Tage. Molotow referierte über den Entwurf, die Delegierten sagten ihre Meinung. Schliesslich wählte man die endgültige Redaktionskommission unter Molotows Vorsitz, der auch einige führende Funktionäre der örtlichen Organisationen angehörten wie etwa Mikojan (damals Sekretär des Südostbüros des ZK) und ich als Sekretär. Wir redigierten also, und die Konferenz bestätigte die neuen Statuten endgültig (formell übrigens erst später auch das ZK).

Das ganze Jahr 1922 wohnte ich in dem 5. Haus des ZK – Loskuta. Die dort untergebrachten Mitglieder des ZK waren nach persönlicher Bekanntschaft und Arbeit nach Zirkeln gruppiert. Als ich durch den Studenten Sascha Wolodarskij in dieses Milieu geriet, schloss ich mich einem Kreis an, der sich ebenso um das Ehepaar Wolodarskij gruppierte wie um Lera Golubzowa, Marusa Ignatjewa und Lida Wolodarskij. Lera und Marusa waren wie auch Sascha Wolodarskij «Informatoren» in der Informationsunterabteilung der Organisationsabteilung, Lida sogar deren Sekretärin. Die «Informatoren» waren streng gesprochen keineswegs Informatoren, sondern Referenten einer oder zweier Gouvernements-Parteiorganisationen. Der Informator bekam alles Material über das Leben dieser Organisationen und stellte daraus für die Obrigkeit der Organisationsabteilung Auszüge

und periodische Berichte über alles Wichtige zusammen, was in diesen Organisationen vorging. Wolodarskij und seine Frau waren sehr gesellig. Zu ihnen kam auch der Dichter Boris Pilnjak, eine Bekanntschaft, auf die sie sehr stolz waren. Zu meinem grössten Erstaunen erfuhr ich, dass der bescheidene und stille Sascha während des Bürgerkrieges Sekretär bei der blutrünstigen Rosalia Samoilowna Semljatschka gewesen war, die als Mitglied der Parteileitung der 8. Armee durch Erschiessungen und allerlei Grausamkeiten von sich reden machte.

Zu unserem Kreis gehörten ausser mir noch Georgij Malenkow und German Tichomirnow.

Georgij Malenkow war der Mann von Lera (Valeria) Golubzowa. Obgleich zwei Jahre jünger als ich, bemühte er sich, wie ein alter Parteimensch auszusehen. In Wirklichkeit war er erst zwei Jahre in der Partei. Im Bürgerkrieg war er als kleiner Politarbeiter an der Front gewesen, dann studierte er wie ich an der Technischen Hochschule. Da er jedoch vorher keine höheren Schulen besucht hatte, war er gezwungen, mit der vorbereitenden «Arbeiterfakultät» anzufangen. In der Technischen Hochschule verbrachte er zwei Jahre. Dann zog ihn seine gescheite Frau, der er seine Karriere hauptsächlich verdankte, in den Apparat des ZK und stiess ihn dort dieselbe Leiter empor, auf der auch ich stand. Er war zuerst Sekretär des Organisationsbüros und dann nach meinem Weggang Sekretär des Politbüros.

Seine Frau Lera war viel gescheiter als ihr Mann. Georgij Malenkow machte den Eindruck eines sehr mittelmässigen Menschen ohne irgendwelche Talente, obwohl er immer eine sehr ernste und aufgeblasene Miene zur Schau trug. Allerdings war er damals erst ganze zwanzig Jahre alt.

German Tichomirnow war zwei Jahre älter als ich und zweiter Gehilfe Molotows. Das war so gekommen. Als 15-jähriger Kasaner Gymnasiast hatte Molotow während der Halbrevolution von 1905 zusammen mit seinem Klassenkameraden Viktor Tichomirnow (dem Sohn sehr reicher Eltern übrigens) das Revolutionskomitee des höheren Schulwesens in Kasan organisiert. An der Revolution 1917 hatte Tichomirnow ebenfalls gemeinsam mit Molotow aktiv teilgenommen und ausserdem noch während des Weltkrieges der Partei einen sehr ansehnlichen Geldbetrag gespendet, durch den das Erscheinen der *Prawda* ermöglicht wurde und Molotow in deren Redaktionsstab gelangte, da die Hilfe für die Zeitung durch seine Vermittlung zustande gekommen war.

Im Frühjahr 1917 fiel Molotow in den ersten Wochen der Revolution eine führende Rolle in der Partei zu, nämlich deren Lenkung durch das zentrale Presseorgan. Da man ihn aber überhaupt nicht als politische Führerpersönlichkeit betrachtete, blieb er dort nicht lange. Bald trafen in Piter die Mitglieder des ZK Kame-

new, Swerdlow und Stalin ein, dann auch Lenin, Trotzki und Sinowjew, die Molotow in die Provinz abschoben. Im Jahre 1919 war er Bevollmächtigter des ZK im Wolgagebiet, 1920 im Nowgoroder Gouvernementskomitee der Partei und in dessen Vollzugskomitee, dann 1920-1921 Sekretär des Donezer Gouvernementskomitees. Doch im März 1921 wurde er Mitglied des ZK und dessen Sekretär. Noch im Lauf des gleichen Jahres avancierte er zum verantwortlichen Sekretär des ZK, zwar noch nicht zum Generalsekretär, aber auch nicht mehr zum technischen Sekretär, wie es seine Vorgänger, etwa die Stasowa und andere waren. Im April 1922 löste ihn Stalin auf diesem Posten ab. Es hätte nicht viel gefehlt und an der Spitze des Parteiapparates, der automatisch auf die Macht zusteuerte, hätte Molotow gestanden bzw. wäre Molotow verblieben. Doch Sinowjew und Kamenew zogen Stalin vor, in Wirklichkeit nur wegen eines Symptoms: sie brauchten auf diesem Posten einen unbeugsamen Feind Trotzkijs.

Viktor Tichomirnow wurde 1917 Mitglied des Innenministeriums und beschäftigte sich hauptsächlich mit strafrechtlich-administrativer Arbeit; 1919 nach Kasan geschickt, um dort Ordnung zu schaffen, starb er offenbar am Flecktyphus.

Sein jüngerer Bruder German trat 1917 in die Partei ein. Bis 1921 diente er in der Armee, einige Zeit sogar als Tschekist in den Sonder-Abteilungen. Von dort ging er mit einigen Anzeichen geistiger Abnormität ab, wahrscheinlich war die tschekistische «Arbeit» nicht mehr so einfach. Als Molotow ins ZK kam, nahm er den Bruder seines Freundes zu sich ins Sekretariat, wo er viele Jahre als zweiter Gehilfe arbeitete. Mit Molotow stand er als alter Bekannter auf Du, aber Molotow hielt ihn kurz, fuhr ihm ständig über den Mund und machte ihm Vorwürfe.

Durch besonderen Verstand zeichnete er sich nicht aus. Bei Molotow war er persönlicher Sekretär. Viel verantwortlichere Sachen als Tichomirnow hatte der erste Gehilfe Wassiljewskij zu erledigen, ein sehr gescheiter und sachlicher Mann. German betrachtete sich als anerkannter Tschekist. Ich wunderte mich anfänglich, weshalb er nicht auf Grund seines Postens im 1. Haus der Sowjets wohnte, sondern weiterhin im Loskuta blieb. Dann begriff ich. Molotow und Wassiljewskij liessen im Loskuta, wo die gewöhnlichen Mitarbeiter des ZK, das ihnen nötige Personal, lauter gescheiterte Leute wohnten, bespitzeln. German freundete sich mit ihnen an, kam zu ihnen in die Wohnung, studierte, «durchleuchtete» sie nach Tschekistenart und traf seine Entscheidungen darüber, ob man ihnen trauen konnte. So nützte auch die gescheite Lera Golubzowa ihre Bekanntschaft mit German aus und liess ihren Georgij durch das Sekretariat des Organisationsbüros (das Reich Molotows) emporklettern – und nicht mit geringem Erfolg.

Nach der Geschichte mit den Parteistatuten hielten sie auch nach mir Ausschau und inspizierten mich. Bis Ende des Jahres arbeitete ich noch mit Kaganowitsch und Molotow zusammen.

Lasar Moissejewitsch Kaganowitsch zeichnete sich dadurch aus, dass er einer der wenigen Juden war, die sich während der ganzen Stalinzeit an der Macht hielten. Bei Stalins Antisemitismus war dies nur möglich, indem er sich von seinen Verwandten, Freunden und Bekannten völlig lossagte. So ist z.B. folgende Tatsache bekannt. Als Stalins Schergen gegen Kaganowitschs Bruder Michail Moissejewitsch, den Minister für Flugzeugindustrie, einen Prozess zusammengebraut hatten und Stalin Lasar Kaganowitsch fragte, was er davon halte, antwortete dieser – obwohl er natürlich genau wusste, dass man ohne die kleinste Grundlage einen Mord fabriziert hatte –, das sei Sache der «Untersuchungsbehörden» und gehe ihn nichts an. Vor seiner Verhaftung erschoss sich Michail Kaganowitsch übrigens.

Lasar Kaganowitsch hatte sich kopfüber in die Revolution gestürzt und reiste seit 1917 in revolutionären Angelegenheiten von Ort zu Ort. In Nischnij Nowgorod traf er mit Molotow zusammen, der ihn auf den Posten des Vorsitzenden des Nowgoroder Gouvernements-Vollzugskomitees hiewte. Diese Begegnung bestimmte seine weitere Laufbahn. Freilich nomadisierte er noch und hielt sich in Woronesch und Mittelasien auf, aber schliesslich wurde er Vorsitzender des Zentralrates der Gewerkschaften der Sowjetunion. Von dort holte ihn Molotow 1922 als einen der Leiter der Organisationsabteilung des ZK zu sich, wo auch sein rascher Aufstieg begann.

Ein Umstand spielte in dieser Karriere eine nicht unwichtige Rolle. Im Jahre 1922 sagte Lenin auf einer Versammlung des Politbüros, indem er sich an dessen Mitglieder wandte: «Wir fünfzigjährige Genossen (er hatte sich und Trotzki im Auge) und ihr vierzigjährigen Genossen (alle übrigen), müssen eine Ablösung durch die Dreissigjährigen und Zwanzigjährigen vorbereiten: sie aussuchen und allmählich für leitende Arbeiten vorbereiten.» Vorderhand beschränkte man sich auf die Dreissigjährigen und wählte zwei aus: Michailow und Kaganowitsch.

Michailow zählte damals 28 Jahre, war Kandidat des ZK und Sekretär des Moskauer Parteikomitees; im folgenden Jahr wählte man ihn zum Mitglied des ZK und sogar zu dessen Sekretär. Aber das währte nicht lange, weil sich alsbald herausstellte, dass die grossen Staatsgeschäfte über Michailows Kräfte gingen. So schob man ihn allmählich auf kleinere Posten ab. Er war schliesslich Leiter des Dnjeproges (der Wasserkraftstation am Dnjepr). Im Jahre 1937 wurde er zusammen mit anderen erschossen, weil er 1929 so unvorsichtig gewesen war, für Bucharin zu stimmen. Im Allgemeinen gelang die von Lenin angeregte Ablösung nicht.

Kaganowitsch war viel fähiger. Indem er sich unbeirrbar an Molotow hielt, wurde er allmählich mit diesem selber zu einem der Hauptstalinisten. Stalin warf ihn von einem wichtigen Posten des Parteiapparates auf den anderen. Sekretär des ZK der Ukraine, Sekretär des ZK der Allrussischen KP, Mitglied des Politbüros, erster Sekretär des Moskauer Parteikomitees, wieder Sekretär des ZK der Partei, wenn nötig sogar Volkskommissar für Verkehr – er kam allen Befehlen Stalins geflissentlich nach. Wenn er anfänglich noch ein Gewissen und andere menschliche Eigenschaften hatte, so gingen sie alle im Zuge seiner Anpassung an Stalins Forderungen verloren; er wurde wie Molotow ein hundertprozentiger Stalinist. Deshalb gewöhnte er sich an alles: selbst die Millionen Opfer rührten ihn nicht. Als jedoch nach Stalins Tod Chruschtschow, der sich zu dessen Lebzeiten auch allem angepasst hatte, plötzlich aufwachte und mit Stalins Verurteilung auftrat, da wünschten Kaganowitsch, Molotow und Malenkow sehr charakteristisch kein anderes Regime als ein stalinistisches, in dem man die Schraubenmutter so fest andrehen konnte, dass es weiter nicht mehr ging, da sie genau wussten, wie ruhig man bei einem solchen Regime schlafen kann und dass keinerlei Gefahren drohen; hingegen war ganz unbestimmt, was Chruschtschows Miniliberalisierung für ihre geruhsamen Spitzenposten und das Regime selbst mit sich bringen würde.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1922 arbeitete ich in Kaganowitschs Behörde weiter. Molotow und Kaganowitsch begannen, mich als Sekretär verschiedener Kommissionen des ZK zu verwenden. In dieser Eigenschaft war ich sowohl für den einen wie für den anderen ein gefundenes Fressen. Mir war die Fähigkeit gegeben, schnell und genau formulieren zu können. Kaganowitsch, lebhaft und geschickt, begriff sogleich alles, beherrschte aber die Schriftsprache nicht. Ich war für ihn sehr wertvoll. Aber noch wertvoller in den Kommissionen war ich für Molotow.

Er war kein glänzender Mensch, sondern ein überaus arbeitsfähiger Bürokrat, der von morgens bis nachts ohne Pause am Schreibtisch sitzen konnte. Er musste viel Zeit auf Sitzungen verschiedener Kommissionen zubringen. In den Kommissionen kam es in der Sache selbst relativ schnell zur Übereinstimmung, aber dann hob eine endlose Balgerei bei der Redigierung der Beschlüsse an. Man versucht, einen Punkt zu formulieren – es regnet Verbesserungen und Einwände; Streitigkeiten entstehen, in deren Verlauf man den Anfang der Formulierungen vergisst und sich völlig verheddert. Bedauerlicherweise suchte Molotow, der sich auf die Sache sehr wohl verstand, stets mit grosser Mühe nach den nötigen Formulierungen. Zum Glück fand ich schnell die erforderliche Linie. Sobald ich die Lösung gefunden hatte, hob ich die Hand. Molotow unterbrach sofort die Debatte. «Hören wir.» Ich trug die Formulierung vor, Molotow klammerte sich geradezu an sie.

«Ja, das ist's, ja da haben wir ja, was wir brauchen. Schreiben Sie es sofort auf, sonst vergessen Sie es.» Ich versicherte ihm, es nicht zu vergessen. «Wiederholen Sie es noch einmal.» Ich wiederholte es. Nun – die Sitzung war beendet, wieviel Zeit war damit gewonnen! «Sie ersparen mir eine Menge Zeit, Genosse Baschanow», sagte Molotow. Der Erfolg war, dass ich fast bei allen der zahllosen Kommissionen, denen er vorstand, als Sekretär fungieren musste, zumal das ZK stets mit Kommissionen arbeitete; für jede wichtige Frage wurde nach flüchtiger Beurteilung eine Kommission eingesetzt, die sowohl die Frage analysierte als auch den endgültigen Text des Beschlusses ausarbeitete, der schliesslich dem Organisationsbüro zur Bestätigung vorgelegt wurde.

Eine der wichtigsten Kommissionen des ZK war die zirkularische. In allen wichtigen Fragen nahm das ZK Direktiven an und verschickte diese an die örtlichen Organisationen. Das war ein Zirkular des ZK. Die Zirkularkommission legte auch den Text dieser Zirkulare fest. Den Vorsitz führte manchmal Molotow, manchmal Kaganowitsch. Ich war gewissermassen schon der bestätigte Sekretär dieser (ständigen) Kommission. Ob nun die örtlichen Parteiorganisationen eine Kampagne für die Aussaat auf dem Land führen mussten oder die Umregistrierung der Partei und die Einführung neuer Parteibilletts erfolgen sollte oder die Kampagne zur Aufnahme einer neuen Anleihe bevorstand, die Direktive erfolgte in Form eines Zirkulars.

Ich interessierte mich bald für diese Arbeit. Jeden Tag ergingen neue Zirkulare. Welche von ihnen in Kraft blieben, welche veraltet waren, welche durch den Gang der Ereignisse oder durch neue Beschlüsse geändert werden mussten, das wusste niemand. Und wie sollten sich die örtlichen Organisationen in dieser Masse von Zirkularen zurechtfinden? Und wie sollte man aus diesen Tausenden von Zirkularen jenes herausfinden, das man brauchte? Ich nährte keinerlei Illusionen hinsichtlich der Organisationskünste der örtlichen Parteibürokraten. So begann ich damit, dass ich die ganze Masse der Zirkulare nahm und alles hinauswarf, was veraltet, geändert oder ausser Kraft gesetzt war; alles dagegen, was geeignete, brauchbare Direktiven enthielt, sammelte ich in einem Buch, sortierte es nach Fragen, Themen, Ressorts, Zeit und nach dem Alphabet. Mit einem Wort so, dass man nach diesen Indices augenblicklich finden konnte, was man suchte. Dann ging ich damit zu Kaganowitsch. Jetzt erwartete er von mir nur noch seriöse Dinge. Nicht ohne Frechheit fand ich einen Terminus, der ihn fesseln musste. «Genosse Kaganowitsch, ich schlage vor, eine Kodifizierung der Partei-Gesetzgebung durchzuführen.» Das klang sehr feierlich. Genosse Kaganowitsch war von dem Terminus berauscht. Er setzte die ganze Maschine in Gang. Molotow

war auch sehr zufrieden. Es ergab sich ein Buch von 400-500 Seiten, das den Titel «Handbuch für den Parteiarbeiter» bekam. Es wurde in der Druckerei des ZK hergestellt und sollte jährlich erscheinen.

Molotow ernannte mich zum Redaktionssekretär der *Izvestija* des ZK. Diese Zeitschrift hatte – abgesehen vom Titel – mit der Tageszeitung *Izvestija* nichts zu tun. Die *Izvestija* des ZK sollte das Organ des inneren Parteilebens sein, der Redakteur war Molotow; und weil Molotow der Redakteur war, stellte die Zeitschrift ein ungewöhnlich trockenes und langweiliges bürokratisches Erzeugnis dar. Es schlug sich darin überhaupt kein Leben der Partei nieder, sondern war mit Direktiven und Weisungen des ZK angefüllt. Meine Arbeit als Sekretär gestaltete sich ebenfalls völlig bürokratisch. Ich begann daher zu überlegen, wie ich von dieser langweiligen Kanzleiarbeit loskommen könnte, als ich plötzlich (plötzlich für mich, denn Molotow und die anderen waren längst informiert darüber) einen neuen wichtigen Posten bekam. Ende 1922 wurde ich zum Sekretär des Organisationsbüros ernannt.

Sekretär des Organisationsbüros

Ich begann mich zu einem wichtigen Schraubchen in der staatlichen Parteimaschine zu entwickeln. Dabei erkrankte ich in meiner Arbeit, vom wahren Leben völlig abgeschnitten. Was im Lande geschah, erfuhr ich lediglich durch das Prisma des Parteiapparates. Erst nach eineinhalb Jahren kam ich aus diesem Papierozean etwas heraus; dann hatte ich aber jegliche Information zur Hand, konnte Tatsachen und Daten zusammenstellen, konnte urteilen, Schlüsse ziehen und zu Ergebnissen kommen; und sehen, was tatsächlich vor sich ging und wohin alles ging.

Vorläufig nahm ich immer mehr Anteil an der Arbeit des zentralen Parteiapparates. Er hatte immer weniger Geheimnisse vor mir.

Was sind die Funktionen eines Sekretärs des Organisationsbüros? Ich fungierte als Sekretär auf den Sitzungen des Organisationsbüros und auf den Sitzungen des ZK-Sekretariats; ausserdem auf der Konferenz der Abteilungsleiter des ZK, die Materialien für die Sitzungen des ZK-Sekretariats vorbereitete; ausserdem auf den Sitzungen der verschiedenen Kommissionen des ZK. Schliesslich kommandierte ich das Sekretariat des Organisationsbüros, worunter dessen Kanzlei zu verstehen ist.

Nach den Statuten verlief das Wichtigkeitsgefälle der gewählten Zentralorgane der Partei wie folgt: das Sekretariat (bestehend aus den drei Sekretären des ZK), über ihm das Organisationsbüro, darüber das Politbüro. Das Sekretariat des ZK war ein Organ, das sich im Prozess schneller Evolution befand und offenbar mit Riesenschritten auf die absolute Macht im Land zusteuerte, aber nicht so sehr als Institution denn in der Person seines Generalsekretärs. In den Jahren 1917-1919 war der (rein technische) Sekretär des ZK die Genossin Stasowa gewesen, während den ziemlich rudimentären Apparat des ZK Swerdlow dirigierte. Nach dessen Tod im März 1919 waren bis März 1921 Serebrjakow und Krestinskij die (halb technischen, halb verantwortlichen) Sekretäre. Dann folgte Molotow nach, aber schon mit dem Titel eines «verantwortlichen» Sekretärs. Im April 1922 wählte dann das Plenum des ZK drei Sekretäre aus seinen Reihen, nämlich als Generalsekretär Stalin, als zweiten Sekretär Molotow und als dritten Michailow, der aber bald von Kuibyschew abgelöst wurde. Seitdem hielt das Sekretariat Sitzungen ab.

Die Funktionen des Sekretariats waren in den Statuten nicht gut festgelegt. Hatte man, wie sich aus diesen ergab, das Politbüro zur Lösung der wichtigsten

politischen Fragen geschaffen und das Organisationsbüro zur Lösung der organisatorischen, so oblag wohl dem Sekretariat, weniger wichtige Fragen zu lösen oder wichtige Fragen für das Organisations- und Politbüro vorzubereiten. Doch zum einen stand das nirgends geschrieben und zum andern hiess es in den Statuten schlauerweise, dass «jeder Beschluss des Sekretariats, wenn kein Mitglied des Organisationsbüros gegen ihn protestiert, automatisch zum Beschluss des Organisationsbüros wird, und jeder Beschluss des Organisationsbüros, gegen den kein Mitglied des Politbüros protestiert, zum Beschluss des Politbüros wird, also zum Beschluss des Zentralkomitees. Jedes Mitglied des ZK kann gegen einen Beschluss des Politbüros vor dem Plenum des ZK protestieren, was aber nicht dessen Vollzug aufhält.»

Um es anders auszudrücken: stellen wir uns vor, dass das Sekretariat Beschlüsse über sehr wichtige politische Fragen fasst. Vom Gesichtspunkt der innerparteilichen Demokratie wie auch der Parteistatuten lässt sich dagegen nichts einwenden. Das Sekretariat usurpiert ja nicht die Rechte höherer Instanzen, die zudem diese Beschlüsse jederzeit ändern oder verwerfen können. Wenn aber der Generalsekretär des ZK, wie 1926 der Fall, schon die ganze Macht in Händen hält, vermag er ganz ungeniert durch das Sekretariat zu kommandieren.

So ist es auch tatsächlich geschehen. Bis 1927/1928 hatten das Politbüro und seine Mitglieder noch so viel Gewicht, um das Sekretariat von derlei Versuchen zurückzuhalten, aber ab 1928 war das Politbüro derart von Stalin abhängig, dass er es nicht mehr für nötig hielt, anders als über das Politbüro zu regieren. Und nach einigen weiteren Jahren hatte sich sowohl das Politbüro als auch das Sekretariat in einfache Empfänger und Vollstrecker seiner Befehle verwandelt; und nicht der war an der Macht, der den höchsten Posten in der Hierarchie einnahm, sondern jener, der ihm am nächsten stand; sein Sekretär wog mehr in dem Apparat als der Vorsitzende des Ministerrates oder ein beliebiges Mitglied des Politbüros.

Doch vorläufig stehen wir erst Anfang 1923. Auf den Sitzungen des Sekretariats führte der dritte Sekretär des ZK, Rudsutak, den Vorsitz, dem es schon gelungen war, Kuibyschew abzulösen, der wiederum vor seiner Sekretariatszeit als Vorsitzender des ZK der Komintern fungiert hatte. Auf den Sitzungen waren Stalin und Molotow anwesend, denn nur die Sekretäre des ZK hatten beschliessendes Stimmrecht. Mit dem Recht beratender Stimmen waren alle Abteilungsleiter des ZK anwesend: Kaganowitsch, Syrzow, Smidowitsch (Frauenabteilung) und die anderen; es waren ihrer nicht wenige, nämlich der Geschäftsführer des ZK Ksenofontow, der Geschäftsführer der Finanzabteilung Raskin, der Geschäftsführer der Statistischen Abteilung Smitten, dann der Geschäftsführer der neuen Informa-

tions- und Presseabteilung usw.; ausserdem die wichtigsten Gehilfen der ZK-Sekretäre. Rudsutak führte den Vorsitz gut und geschickt. Zu mir war er sehr nett und fütterte mich mit Bonbons; er hatte das Rauchen aufgegeben und lutschte dafür ständig an Süssigkeiten.

Auf den Sitzungen des Organisationsbüros führte Molotow den Vorsitz. Zum Organisationsbüro gehörten die drei Sekretäre des ZK, die Geschäftsführer der wichtigsten Abteilungen des ZK, nämlich Kaganowitsch und Syrzow, ferner der Chef der Politischen Verwaltung des Revolutionären Militärrates (er besass die Rechte einer Abteilung des ZK) und ausserdem ein bis zwei Mitglieder des ZK, die man persönlich in das Organisationsbüro gewählt hatte, am häufigsten der Sekretär des Zentralrates der Gewerkschaften der Sowjetunion und der erste Sekretär des Moskauer Stadtkomitees.

Stalin und Molotow waren daran interessiert, den Stab des Organisationsbüros möglichst klein zu halten, also nur mit ihren Leuten aus dem Parteiapparat zu besetzen. Der Grund dafür war, dass das Organisationsbüro für Stalin eine Arbeit von immenser Bedeutung leistete, weil es die Parteiarbeiter aussuchte und verteilte. Erstens überhaupt für alle Behörden, was relativ unwichtig war, zweitens aber alle Arbeiter des Parteiapparates, die Sekretäre und Hauptarbeiter in den Gouvernements-, Gebiets- und Kreisorganisationen der Partei, was enorm wichtig war, da sie beim nächsten Parteikongress Stalin die Mehrheit sicherten; darin bestand die hauptsächlichste Voraussetzung zur Erkämpfung der Macht. Diese Arbeit ging in energischem Tempo voran; erstaunlicherweise wandten Trotzki, Sinowjew und Kamenew, in den Wolken der höheren Politik schwebend, diesen Machenschaften keine besondere Bedeutung zu. Sie begriffen deren Wichtigkeit erst dann, als es schon zu spät war.

Das erste Organisationsbüro wurde nach dem 8. Parteitag (März 1919) gegründet. Ihm gehörten Stalin, Beloborodow, Serebrjakow, die Stasowa und Krestinskij an. Wie aus diesem Personenstand hervorgeht, musste es sich mit der Organisation des technischen Parteiapparates und der Verteilung seiner Kräfte beschäftigen. Seitdem hatte sich alles geändert. Mit Stalins Ernennung zum Generalsekretär wurde das Organisationsbüro seine Hauptwaffe zur Auslese seiner Leute und auf diese Weise zur Eroberung aller Parteiorganisationen in der Provinz.

Molotow war schon ein alter Bekannter. Sehr zufrieden mit mir, setzte er mich wie früher zum Sekretär für alle Kommissionen des ZK ein und beschleunigte damit meine durchdringende Kenntnis des Apparates.

Da existierte z.B. die Budgetkommission des ZK, eine ständige Kommission übrigens, deren Vorsitzender Molotow war, ich dagegen ihr Sekretär. Sie bestand aus den zwei Sekretären des ZK Stalin und Molotow (wobei ich ersteren auf kei-

ner einzigen Sitzung der Kommission gesehen habe) und dem Geschäftsführer der Finanzabteilung des ZK Raskin. Ich vergewisserte mich schnell, dass sowohl Raskin als auch ich nur deshalb an den Sitzungen teilnahmen, um Molotows Beschlüsse niederzuschreiben. Gut, dass Raskin nicht viel zu sagen hatte. Dieser russische Jude, schon als Kind aus Russland emigriert und in sehr vielen Ländern herumgekommen, sprach ein derartiges Russisch, dass man ihn kaum verstand. Wahrscheinlich auch in anderen Sprachen. Die Mitarbeiter seiner Abteilung sagten: «Raskin beherrscht alle Sprachen, ausser seiner eigenen.»

Einerseits beurteilte und bestätigte die Budgetkommission die Kostenvorschläge des ZK. Da waren die Geschäftsführer der einzelnen Abteilungen anwesend und versuchten, ihre Interessen wahrzunehmen, während Molotow mit ihnen stritt, aber natürlich allein entschied. Andererseits ging es hier um gewaltige Summen, denn die Budgetkommission bestätigte die Haushalte aller ausländischen Kommunistischen Parteien. Zu den Sitzungen wurde aber nie ein Vertreter der Bruderparteien zugelassen, sondern nur der Generalsekretär der Komintern Pjatinizkij. Molotow verteilte das himmlische Manna widerspruchslos und unwiderflich, wobei mir die Vorstellungen, von denen er sich dabei leiten liess, nicht immer klar waren. Die Finanztechnik zum Unterhalt der Kommunistischen Parteien erklärte mir freundlicherweise Raskin als versteckten Transfer aus den Überschüssen der Monopole des Aussenhandels.

Ich konnte mich auch schnell über die Arbeit des sogenannten «Parteigewissens» informieren, worunter man das Kollegium der Zentralen Kontrollkommission zu verstehen hat.

Im Lande herrschte Ordnung, die gesamte Bevölkerung befand sich rechtlos in den Klauen der GPU. Ein parteiloser Bürger konnte jeden Augenblick verhaftet, verschickt, zu vielen Jahren Kerker oder zum Tode durch Erschiessen verurteilt werden, ohne sich dagegen wehren zu können. Doch Parteimitglieder konnte die GPU 1923 noch nicht verhaften, das kam erst acht bis zehn Jahre später. Wenn ein Parteimitglied gestohlen, einen Mord begangen oder die Parteigesetze verletzt hatte, musste ihn zuerst die örtliche Kontrollkommission verurteilen, während für höhere Parteimitglieder die Zentrale Kontrollkommission einige ihrer Mitglieder für diese Aufgabe delegierte. In die Hände des Gerichts oder in die Klauen der GPU fiel ein Kommunist erst dann, wenn er von dem Parteikollegium aus der Partei ausgeschlossen wurde. Davor zitterten die Kommunisten. Eine der häufigsten Drohungen lautete: Wir werden Ihre Sache der Zentralen Kontrollkommission übergeben.

Auf den Sitzungen dieses Parteikollegiums richteten und verurteilten ein paar alte Komödianten vom Schlag eines Solz, wobei sie Phrasen von der hohen Mo-

ral der Parteimitglieder droschen und das Gewissen der Partei mimten. In Wirklichkeit gab es jedoch zwei Ordnungen. Die eine, wenn es um kleine Fische und rein kriminelle Dinge ging, etwa Diebstahl; dann brauchte Solz nicht gross Komödie zu spielen. Die andere, wenn es sich um höhere Parteimitglieder handelte. Da trat schon der niemandem bekannte Informationsapparat der GPU in Erscheinung. Er wirkte vorsichtig, mit Hilfe und unter Beteiligung der GPU-Mitglieder Peters, Lazis und Manzew, die man als Fachleute eigens zu Mitgliedern der Zentralen Kontrollkommission gemacht hatte. Wenn es um oppositionelle Parteimitglieder ging oder um Gegner der Stalingruppe, gelangten die Informationen der GPU – egal, ob richtig oder speziell zur Kompromittierung des Betreffenden erfunden – unsichtbar und auf geheimen Wegen über den Geschäftsführer des ZK Ksenofontow (einen alten Tschekisten) und seinen Stellvertreter Brisanskij (auch ein Tschekist) in Stalins Sekretariat zu seinen Gehilfen Kanner und Towsucha. Darauf erfolgte ebenso geheim die Weisung an die Zentrale Kontrollkommission, was zu tun sei; nämlich «auszuschliessen aus der Partei» oder «abzusetzen von verantwortlicher Arbeit» oder «ein strenger Verweis mit Verwarnung» usw. Es war dann Sache des Parteikollegiums, eine entsprechende Beschuldigung zu finden und zu begründen. Das war überhaupt nicht schwer, selbst wenn es um Nichtigkeiten ging, jemanden zu schikanieren und zu schurigeln. Da hat z.B. ein Parteimann einen Artikel für eine Zeitschrift verfasst und dafür 30 Rubel Honorar über das parteiübliche Maximum bekommen. Solz spielt deshalb eine derart hysterische Szene, dass man sich im Künstlertheater wähnt. Mit einem Wort, wenn Solz oder Jaroslawskij von Kanner ihre Direktiven bekommen haben, spielen sie verrückt und regen sich auf, wie ein Kommunist es wagen kann, derart die Reinheit des Parteigewandes zu besudeln, und fällen das Urteil, das sie diktiert bekommen haben. Auf Kanner und Stalins Sekretariat werden wir noch zu sprechen kommen.

Doch in den Statuten gibt es einen Paragraphen: die Beschlüsse der Kontrollkommission müssen mit den entsprechenden Entscheidungen des Parteikomitees übereinstimmen, die Beschlüsse der Zentralen Kontrollkommission also mit denen des ZK der Partei. Dem entsprach die folgende Praxis.

Wenn die Sitzungen des Organisationsbüros beendet waren und die Mitglieder ihrer Wege gingen, blieb ich mit Molotow zurück, der sich die Protokolle der Zentralen Kontrollkommission ansah. Sie enthielten eine lange Liste von Beschlüssen über verschiedene Angelegenheiten. Nehmen wir die Stelle: «Sache des Genossen Iwanow über die und die Beschuldigungen.» Beschluss: «Genosse Iwanow ist aus der Partei auszuschliessen» oder «Genossen Iwanow drei Jahre

lang die Ausübung verantwortlicher Tätigkeit verbieten». Molotow, der alle dem Parteikollegium erteilten Direktiven kannte, machte ein Häkchen. Ich schrieb darauf ins Protokoll des Organisationsbüros: «Stimmt mit den Beschlüssen der Zentralen Kontrollkommission in Sachen des Genossen Iwanow (Protokoll vom soundsovielten) überein» usw. Doch an einer anderen Stelle war Molotow mit dem Urteil nicht einverstanden. Die Zentrale Kontrollkommission hatte, sagen wir, einen «strengen Verweis» beschlossen. Molotow strich es aus und schrieb: «Aus der Partei auszuschliessen.» Ich trug ins Protokoll des Organisationsbüros ein: «In der Sache des Genossen Iwanow der Zentralen Kontrollkommission vorschlagen, ihren Beschluss vom soundsovielten in diesem und diesem Punkt zu revidieren.» Solz rief nach Erhalt des Protokolls jedes Mal an und fragte: «Welcher Beschluss also?» Ich sagte ihm, was Molotow geschrieben hatte. Und im nächsten Protokoll der Zentralen Kontrollkommission hiess es: «Nach Revision ihres Beschlusses vom soundsovielten beschliesst das Parteikollegium der Zentralen Kontrollkommission in Anbetracht der vorgebrachten Beschuldigungen: Genossen Iwanow aus der Partei ausschliessen.» Begreiflich, dass das Organisationsbüro (d.h. Molotow) diesem Beschluss zustimmte.

Meine Kanzlei bestand aus einem Dutzend streng gesiebter und ergebener Mitarbeiter. Die ganze Arbeit des Organisationsbüros galt als geheim (die des Politbüros als streng geheim). Um die Geheimnisse auf einen möglichst kleinen Personenkreis zu beschränken, wurde am Personal gespart. Die Folge war eine starke Überlastung der Mitarbeiter, so dass sie praktisch kein Privatleben hatten. Die Arbeit begann um 8 Uhr, man ass schnell irgendetwas und irgendwie am Arbeitsplatz, um 1 Uhr nachts war Feierabend. Trotzdem kamen wir mit der Arbeit nicht zurecht, in dem Papierozean unseres Organisationsbüros herrschte ein völliges Durcheinander, man konnte nichts finden, die Papiere waren nach der vorsintfluthlichen Methode ihres Ein- und Ausganges registriert. Wenn das Sekretariat des ZK irgendeine Unterlage brauchte oder ein Dokument aus dem Archiv, begannen stundenlange Suchereien in dem Archivmeer.

Ich sah, dass diese Organisation nichts wert war. So gab ich sie ganz auf und führte mehrere Kartotheke ein mit Eintrag eines jeden Schriftstückes nach drei verschiedenen alphabetischen Indices. Allmählich gelangte alles an seinen Platz. Im Laufe von ein paar Monaten war jedes Schriftstück, das vom Sekretariat des ZK verlangt wurde, spätestens in einer Minute unterwegs zu ihm; die Abteilungen des ZK, die es bisher als hoffnungslos betrachtet hatten, sich ans Sekretariat des Organisationsbüros zu wenden, konnten sich nicht genug über die Schnelligkeit wundern, mit der plötzlich alles vonstatten ging. Molotow war überaus zufrieden und verkündete überall mein Lob. Doch ohne sich dessen bewusst zu werden,

bereitete er selber meinen Verlust vor. Im Sekretariat des Politbüros herrschte ein noch schlimmeres Durcheinander, und Stalin begann darüber nachzudenken, dass es nicht schlecht wäre, wenn ich auch dort Ordnung schaffte. Doch das war keine so einfache Sache, wie wir noch sehen werden.

Die Folgen für das Personal meiner Kanzlei waren völlig unerwartet. Zuerst protestierten alle energisch gegen meine Reformen und beklagten sich bei den Sekretären des ZK, dass man mit mir nicht arbeiten könne. Als ich die Reorganisation dennoch mit fester Hand durchführte und die Ergebnisse auf der Hand lagen, verstummten die Proteste allmählich. Bisher hatten sie den ganzen Tag mit Nichtigkeiten wegen der langen und fruchtlosen Suchaktionen zugebracht. Jetzt ging die Arbeit schnell und genau vonstatten, die Arbeitslast verringerte sich. Meine Mitarbeiter kamen um neun und gingen zwischen fünf und sechs Uhr. Sie verfügten jetzt über Freizeit und konnten sich ein Privatleben leisten. Waren sie zufrieden? Im Gegenteil. Bisher waren sie in ihren eigenen Augen mit der Gloriette der Märtyrer und einer geistigen Elite versehen, die sich der Partei zum Opfer brachte. Jetzt waren sie Kanzleibedienstete eines gut eingespielten Apparates, aber sonst nichts mehr. Ich fühlte deutlich, wie enttäuscht alle waren.

Ich arbeitete in ständigem Kontakt mit Molotows Sekretären und hatte auch schon einigen Kontakt mit Stalins Sekretären.

An der Spitze von Molotows Sekretariat stand sein erster Sekretär Wasiljwskij. Das war ein sehr flinker und energischer Mann, geschickt und arbeitsam, doch überaus mager. Er organisierte Molotows ganze Arbeit und fand sich schnell in allen Dingen zurecht. Mit Molotow duzte er sich und genoss dessen volles Vertrauen. Über seine Vergangenheit konnte ich nichts in Erfahrung bringen. Er war offenbar ein ehemaliger Offizier aus der Zarenzeit, vielleicht Leutnant. Gleich nach der Oktoberrevolution war er (bolschewistischer) Stabschef des Moskauer Militärbezirks. Als ich 1926 aus dem ZK ausschied, verlor ich seine Spur, später habe ich nie mehr etwas gehört von ihm.

Der zweite Gehilfe Molotows war German Tichomirnow, von dem ich schon gesprochen habe. Er war der eigentliche Privatsekretär. Das Pulver hatte er nicht erfunden, ich wunderte mich, wie Molotow mit einem solchen Privatsekretär zurechtkam. Der dritte und vierte Gehilfe waren aber auch nicht besser. Molotow war von Tichomirnows Arbeit nicht begeistert, duldete ihn aber aus den bekannten Gründen. Erst zwei-drei Jahre später ernannte er ihn zum Leiter des Zentralen Parteiarchivs beim ZK; er hatte aber nur harmlose Bestände zu verwalten, da sich alle wichtigen Dokumente in Stalins Sekretariat und bei Stalins Sekretär Tows-tucha befanden.

Durch die Zusammenarbeit mit Molotow lernte ich die Parteispitze immer bes-

ser kennen. So begann ich allmählich, den eigentlichen Kern des stattfindenden Kampfes um die Macht zu verstehen.

Nach der Revolution und während des Bürgerkrieges war die Zusammenarbeit zwischen Lenin und Trotzki ausgezeichnet gewesen. Bei Ende des Bürgerkrieges im November 1920 betrachteten das Land und die Partei Lenin und Trotzki als die Führer der Revolution, weit vor allen übrigen Parteigrößen. In Wirklichkeit hatte den Krieg die ganze Zeit über Lenin geführt. Land und Partei wussten dies zu wenig und waren geneigt, den Sieg hauptsächlich Trotzki zuzuschreiben, dem Organisator und Haupt der Roten Armee. Diese Position Trotzki's passte Lenin nicht, er sah die ernste und gefährliche Wendung beim Übergang zum friedlichen Aufbau voraus. Um sich dabei die Führung zu sichern, musste er sich die Mehrheit in den zentralen Führungsgremien der Partei – dem ZK – sichern. Auch bis zur Revolution und im Jahre 1917 hatte sich Lenin in der von ihm geschaffenen Partei oftmals in der Minderheit befunden und die Mehrheit wieder mit grosser Mühe erkämpfen müssen. Und nach der Revolution wiederholte sich das. Man braucht sich z.B. nur daran zu erinnern, welche Niederlage er im ZK in einer so wichtigen Frage wie dem Brest-Litowsker Frieden mit Deutschland erlitt, wo er ebenfalls in der Minderheit blieb.

Lenin wollte sich also garantiert die Mehrheit sichern. Eine mögliche Bedrohung der Führerschaft sah er nur von Seiten Trotzki's. Ende 1920 in der Debatte über die Gewerkschaften bemühte er sich, Trotzki's Position zu schwächen und dessen Einfluss zu schmälern. Lenin forcierte noch sein Spiel, indem er Trotzki in der Geschichte mit dem Transportwesen in eine dumme Lage brachte. Man musste eilends das zerstörte und darniederliegende Eisenbahnwesen in Ordnung bringen. Lenin wusste genau, dass Trotzki für eine solche Aufgabe der denkbar ungeeignetste Mann war und dass er auch keinerlei objektive Möglichkeiten hatte, sie zu erfüllen. Dennoch ernannte man ihn zum Volkskommissar des Verkehrswesens. Trotzki machte sich enthusiastisch, pathetisch, rhetorisch ans Werk, ganz nach seinem Gehabe als rettender Volkstribun. Doch es kam dabei nichts heraus als Konfusion. Trotzki gab mit dem Gefühl eines Fiaskos auf.

Im ZK organisierte Lenin die Gruppe seiner engsten Helfer aus dem Trotzki-feindlichen Lager. Das waren Sinowjew und Stalin. Sinowjew's Feindschaft stammte aus dem Herbst 1919, als der erfolgreiche Angriff Judenitschs auf Petrograd Sinowjew derart in Panik versetzte, dass er jegliche Fähigkeit verlor, irgendetwas zu tun; da kam Trotzki, bereinigte die Lage und traktierte Sinowjew mit Verachtung. Seitdem hassten sie einander. Nicht weniger hasste Trotzki Stalin. Während des ganzen Bürgerkrieges war Stalin als Mitglied des Revolutionären Militärates verschiedener Armeen und Fronten Trotzki unterstellt gewesen.

Dieser verlangte Disziplin, Ausführung der Befehle und die Verwendung militärischer Spezialisten, Stalin stützte sich auf örtliche, undisziplinierte Freiwillige, kümmerte sich während der ganzen Zeit keinen Deut um das Oberkommando und konnte Trotzki als Juden nicht ausstehen. Lenin musste ständig den Schiedsrichter spielen, wenn Trotzki über Stalin herfiel.

Kamenew, der keine persönlichen Gründe für eine Feindschaft Trotzki gegenüber hatte, auch weniger zu Intrigen geneigt war, hatte sich Sinowjew angeschlossen und folgte dessen Spuren. Lenin schob nun die ganze Gruppe stark in den Vordergrund. So stellte er Sinowjew an die Spitze der Komintern (Trotzki nahm das damals ruhig hin, weil er auf einem viel wichtigeren Posten stand), machte Kamenew zu seinem ersten und hauptsächlichsten Gehilfen im Rat der Volkskommissare und übertrug ihm mit dem Arbeits- und Verteidigungsrat auf dem Aprilplenium des ZK 1922 faktisch die oberste Leitung über die Wirtschaft des Landes. Er hatte nicht einmal dagegen etwas einzuwenden, als ihm Kamenew nach einer Idee Sinowjews vorschlug, Stalin zum Generalsekretär des ZK zu machen, obwohl er diesen gut kannte. So sicherte diese Gruppe im März-April 1922 Lenin die Mehrheit, ohne aus ihrer Botmäßigkeit entlassen zu werden, während Trotzki aufgehört hatte, gefährlich zu sein.

Doch am 25. Mai 1922 trat ein unerwartetes Ereignis ein, das alles änderte, Lenins erster Schlaganfall. Er hatte in den letzten Jahren schon des Öfters das Bett hüten müssen. Im August 1918 wurde er durch das Attentat der Fanny Kaplan verwundet, im März 1920 war er sehr krank, auch von Ende 1921 bis März 1922 ging es ihm so schlecht, dass er nicht arbeiten konnte. Mittlerweile hatte er sich aber erholt, am 27. März 1922 gab er auf dem Parteikongress den politischen Rechenschaftsbericht des ZK und hielt alles in Händen. Der Schlaganfall brachte nun die Karten durcheinander. Bis Ende Oktober war Lenin praktisch nicht geschäftsfähig, und nach Meinung der Ärzte (geheim für die Mitglieder des Politbüros, nicht für das Land) war es der Anfang vom Ende. Gleich nach dem Schlaganfall organisierten Sinowjew, Kamenew und Stalin ihre «Troika», um ihren Haupttrivalen Trotzki auszuschalten. Aber sie nahmen noch nicht den Kampf gegen ihn auf, weil sich Lenin wider Erwarten im Juni ziemlich rasch erholte und Anfang Oktober wieder seine Arbeit aufnahm. Er trat am 20. sogar im Plenum des Moskauer Sowjets auf und hielt noch am 3. November ein Referat auf dem 4. Kongress der Komintern. Während dieser Rückkehr nahm er wieder alles in die Hände und schalt Stalin wegen seiner Nationalitätenpolitik, der im Entwurf der vorbereiteten Verfassung die Schaffung einer *Russischen* Sozialistischen Sowjetrepublik befürwortete und damit eine mehr zentralistisch russifizierende, während Lenin eine Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken forderte, da er darin die

Möglichkeit eines Beitrittes auch anderer Länder nach Revolutionserfolgen in Ost und West sah. Auch schickte sich Lenin an, Stalin wegen seines (und seiner Mitstreiter Ordschonikidse und Dserschinski) Konflikts mit dem ZK Grusiniens zu tadeln, kam aber nicht mehr dazu. Im Oktober 1922 nahm das Plenum des ZK ohne Lenin Beschlüsse an, die das Monopol des Aussenhandels schwächten. Im Dezember lehnte Lenin, noch einmal zurückgekehrt, auf einem neuen Plenum diese Oktoberbeschlüsse ab. Es schien, als hielte er wieder alles in Händen; deshalb kehrte auch die Troika wieder in die Rolle seiner engsten Gehilfen und Vollstrecker zurück.

Doch die Ärzte behielten recht, die Besserung war nur von kurzer Dauer. Eine nicht rechtzeitig kurierte Syphilis kam ins letzte Stadium. Es näherte sich Lenins Ende. Am 16. Dezember verschlimmerte sich sein Zustand bedenklich und am 23. noch mehr.

Schon Anfang Dezember wusste Lenin, dass er nicht mehr lange zu leben hatte. Dadurch verschärften sich seine Bemühungen um die Mehrheit im ZK und die Rivalität mit Trotzki. Ausserdem war Lenin darüber bestürzt, wie schnell sich in den Monaten seiner Krankheit die Macht des Parteiapparates und folglich Stalins vergrössert hatte. So unternahm Lenin Schritte zu einer Annäherung an Trotzki und begann ernsthaft zu überlegen, wie er Stalins wachsende Macht beschneiden könnte. Er dachte sich eine ganze Reihe von Massnahmen, insbesondere organisatorischer Art, aus. Die entsprechenden Artikel vermochte er aber nicht mehr selber zu schreiben, sondern musste sie seinen Sekretärinnen diktieren. Vor allem wollte Lenin eine doppelte Massnahme treffen, nämlich einerseits den Bestand des ZK stark erweitern und dadurch die Macht des Apparates gewissermassen zerschlagen; andererseits die Zentrale Kontrollkommission reorganisieren und beträchtlich vergrössern, um aus ihr ein Gegengewicht zu dem bürokratischen Parteiapparat zu machen.

Am 23. und 26. Dezember diktierte Lenin den ersten «Brief an den Kongress» (er hatte den 12. Parteikongress im Auge, der im März und April 1923 stattfinden sollte), in dem es um diese Erweiterung des ZK ging. Dieser Brief wurde an Stalin ins ZK geschickt. Der liess ihn jedoch verschwinden und gab den Vorschlag auf dem genannten Kongress als seinen eigenen, doch angeblich mit Lenins Gedanken übereinstimmenden aus, wobei ihm dessen ohnmächtiger Zustand zunutze kam. Die vorgeschlagene Erweiterung des ZK wurde angenommen, die Anzahl seiner Mitglieder von 27 auf 40 erhöht. Doch Stalin hatte dies in bewusst Lenin feindlicher Absicht getan, um dadurch seine Auserwählten ins ZK zu bringen und sich so die Mehrheit zu sichern.

Am 24. und 25. Dezember diktierte Lenin jenen zweiten «Brief an den Kongress», den man allgemein als «Lenins Testament» bezeichnet. Er charakterisierte

darin die angesehensten Parteiführer, indem er die Frage nach der Parteiführung im Falle seines Ablebens stellte; er neigte im Allgemeinen zu einer kollektiven Führung, rückte aber trotzdem Trotzki an die erste Stelle. Dieser Brief war eigentlich ebenfalls an den nächsten Parteikongress adressiert, doch Lenin liess ihn versiegeln und befahl, ihn erst nach seinem Tod zu öffnen. Die diensthabende Sekretärin brachte allerdings diesen Vermerk nicht auf dem Umschlag an, erzählte aber von alledem der Krupskaja und den anderen Sekretärinnen. Die Krupskaja selber öffnete – an diese Weisung gebunden – den Umschlag nicht vor dem 12. Parteitag, weil ihr Mann noch am Leben war.

Indes kam Lenin, während er über diese Frage weiter nachdachte, nach einigen Tagen zu der Überzeugung, dass man Stalin unbedingt vom Posten des Generalsekretärs entfernen müsse. So machte er am 4. und 5. Januar 1923 den bekannten Zusatz zu seinem «Testament», in dem er über die Grobheit und die anderen Unzulänglichkeiten Stalins sprach und der Partei riet, ihn abzusetzen. Dieser Zusatz wurde mit dem «Brief an den Kongress» vereinigt, versiegelt und von der Krupskaja ebenfalls nicht vor dem 12. Parteikongress geöffnet. Doch kannten die Sekretärinnen auch den Inhalt dieses Zusatzes und erzählten ihn Lenins Frau.

Schliesslich legte Lenin den zweiten Teil seines Planes in dem Artikel «Wie wir die Arbeiter- und Bauerninspektion (Rabkrin) reorganisieren müssen» dar. Er diktierte ihn Anfang März. Dieser Artikel ging normal ins ZK, die Arbeiter- und Bauerninspektion wurde formell im Januar nach Lenins Vorschlag reorganisiert, aber in Wirklichkeit wieder nach Stalins Zielen.

Im Februar und März änderte sich an Lenins Zustand nichts. Während dieser Zeit kam er zu dem endgültigen Entschluss, den Kampf sowohl mit Stalin als auch mit dessen bürokratischem Apparat aufzunehmen. So wurde auf Lenins Drängen Ende Februar eine Kommission des ZK gegen den Bürokratismus gebildet, mit deren Hilfe Lenin vor allem das Organisationsbüro im Auge hatte; er hoffte, auf dem bevorstehenden Kongress den Kampf gegen Stalin zu führen, und sei es aus dem Krankenzimmer.

Indes merkte Stalin nach der zweiten Verschlechterung von Lenins Krankheit Mitte Dezember (die Ärzte beurteilten sie als zweiten Schlaganfall), dass er mit Lenin nicht mehr sonderlich zu rechnen brauchte. So nahm er sich Frechheiten gegen die Krupskaja heraus, die sich in Lenins Namen an ihn wandte. Im Jahre 1923 bat ihn Lenins Sekretärin Fotiewa um Material über die Lenin interessierende grusinische Frage. Stalin schlug dies mit der Erklärung ab, dass er derlei nicht ohne Erlaubnis des Politbüros herausgeben könne. Anfang März beschimpfte er die Krupskaja derart, dass sie weinend zu Lenin gelaufen kam; der diktierte em-

pört einen Brief an Stalin, in dem er ihm alle persönlichen Beziehungen aufkündigte. Dabei regte sich Lenin sehr auf und erlitt am 6. März den dritten Schlaganfall, durch den er die Sprache verlor, gelähmt blieb und sein Bewusstsein fast gänzlich erlosch. So verschwand er von der politischen Bühne, die folgenden zehn Monate waren ein langsames Sterben.

Alle diese Einzelheiten weiss ich seit Anfang 1923 aus zweiter Hand von Molotows Sekretären; einige Monate später erfuhr ich ihre Bestätigung aus erster Hand von Stalins Sekretären und Lenins Sekretärinnen.

Im Januar 1923 begann die Troika ihre Macht zu stabilisieren. Die ersten zwei Monate fürchtete sie noch den Block Trotzkijs mit dem sterbenden Lenin, doch nach dessen Schlaganfall im März gab es diesen nicht mehr, so dass die Troika den Kampf um die Ausschaltung Trotzkijs in Gang setzen konnte. Bis zum Sommer bemühte sich die Troika aber noch um die Festigung ihrer Positionen.

Der 12. Parteikongress fand am 17.-25. April 1923 statt. Die Hauptfrage war, wer den politischen Rechenschaftsbericht des ZK machen sollte, das wichtigste politische Dokument des Jahres. Sonst hatte ihn stets Lenin gehalten. Der nächste Referent würde von der Partei als Lenins Nachfolger betrachtet werden.

Im Politbüro schlug Stalin vor, den Bericht Trotzkijs verlesen zu lassen. Das war nach Stalins Manier. Er führte einen ebenso energischen wie heimlichen Kampf um die Einschleusung seiner Leute ins ZK, denn dies musste ihm die Mehrheit auf dem Kongress spätestens in zwei Jahren erbringen. Vorläufig galt es aber noch, Zeit zu gewinnen und Trotzkijs Wachsamkeit einzuschläfern.

Trotzkijs lehnte mit erstaunlicher Naivität ab: Er wolle sich nicht dem Verdacht der Partei aussetzen, dass er den Platz des kranken Lenin usurpiere. Vielmehr schlug er seinerseits vor, dass Stalin als Generalsekretär des ZK den Rechenschaftsbericht verlesen möge. Man muss sich die geistige Verfassung Sinowjews in diesem Augenblick vorstellen. Doch Stalin lehnte ebenfalls ab, da er ganz richtig damit rechnete, dass die Partei ihn weder verstehen noch hinnehmen würde, denn mit Stalin als Parteiführer rechnete niemand. Schliesslich und endlich wurde, nicht ohne die guten Dienste Kamenews, Sinowjew beauftragt, das politische Referat zu halten. Er war Vorsitzender der Komintern, und wenn es jemandem zukam, Lenin wegen dessen Erkrankung zu vertreten, dann am ehesten ihm. So geschah es auch.

Im Mai und Juni setzte die Troika die Festigung ihrer politischen Positionen fort. Die Partei betrachtete Sinowjew nicht so sehr als ihren Führer denn als ihre Nummer eins. Kamenew galt als Nummer zwei, da er Lenin faktisch als Vorsitzender des Rates der Volkskommissare sowie als Vorsitzender des Gewerk-

schaftsverbandes vertrat. Ausserdem führte er den Vorsitz auf den Sitzungen des Politbüros. Stalin zählte als Nummer drei, doch bestand seine Hauptarbeit darin, dass er an seiner Mehrheit in nächster Zukunft arbeitete. Kamenew und Sinowjew dachten an derlei Arbeit nicht, ihre vordringlichsten Bemühungen waren auf die politische Diskreditierung und Entfernung Trotzkijs von der Macht gerichtet.

Lenin war ausgeschieden, doch sein Sekretariat arbeitete fleissig weiter. Eigentlich hatte Lenin zwei Sekretärinnen, die Genossinnen Glasser und Fotiewa. Von den übrigen Mitarbeiterinnen hatten in der letzten Zeit seiner Krankheit die Woloditschewa und Sara Flaksman die Pflichten der «diensthabenden Sekretärinnen» mit wahrgenommen. Der Dienst bestand darin, dass sie dort sassen, um jeden Augenblick zur Verfügung zu stehen, wenn Lenin einen Brief oder eine Verfügung oder einen Artikel diktieren wollte. Sara Flaksman wechselte später in den Kleinen Rat der Volkskommissare über (eine Kommission eigener Art, die allen Projekten und Dekreten des Rates der Volkskommissare die nötige juristische Form gab) und wurde dessen Sekretärin. Die Fotiewa, ihrer offiziellen Stellung nach Sekretärin des Rates der Volkskommissare der UdSSR, setzte ihre Arbeit bei Kamenew fort. Sie erzählte diesem ziemlich ausführlich die kleinen Geheimnisse in Lenins Sekretariat, um ihren Posten auch weiterhin zu behalten. Im Übrigen waren weder Kamenew noch Stalin an den Kleinigkeiten in Lenins Haushalt interessiert.

Von den beiden Sekretärinnen Lenins war Maria Ignatjewna Glasser ohne Zweifel die wichtigste und angesehenste. Sie arbeitete für Lenin in Angelegenheiten des Politbüros, während Lidia Fotiewa seine Sekretärin in Angelegenheiten des Rates der Volkskommissare war. Ganz Russland kannte den Namen Fotiewa, da sie jahrelang zusammen mit Lenin alle Regierungsdekrete unterschrieb. Den Namen Glasser kannte dagegen niemand: die Arbeit des Politbüros war streng geheim. Nun fand aber die grundlegende und wichtigste Arbeit im Politbüro statt, alle wesentlichen Beschlüsse und Entscheidungen auf den Sitzungen schrieb die Glasser nieder. Im Rat der Volkskommissare wurde dagegen nur alles in die «sozialistische Ordnung» gebracht, so dass Lidia Fotiewa lediglich darauf zu achten hatte, dass die Dekrete des Rates der Volkskommissare genau die Beschlüsse des Politbüros wiederholten, während sie an deren Vorbereitung und Formulierung keinen Anteil hatte.

Die Genossin Glasser fungierte auf allen Sitzungen des Politbüros, des ZK-Plenums und der wichtigsten Kommissionen des Politbüros als Sekretärin. Sie war eine kleine bucklige Person mit klugem, ungutem Gesicht. Als Sekretärin war sie überaus gut, als Frau sehr geschickt; selber formulierte sie natürlich nichts, doch

begriff sie alles ausgezeichnet: worum es in den Debatten ging, was Lenin diktierte, und schrieb sehr genau und schnell. Sie bewahrte Lenins Geist; sie kannte seine Feindseligkeit in den letzten Monaten des Lebens dem bürokratischen Apparat Stalins gegenüber und unternahm deshalb auch keinen Versuch, in dessen Dienste zu treten. So beschloss Stalin, dass es an der Zeit sei, sie zu entfernen und durch einen seiner Leute zu ersetzen; der Posten eines Sekretärs des Politbüros war wichtig: bei ihm kamen alle Geheimnisse der Partei und des Machtapparates zusammen.

Ende Juni 1923 erhielt Stalin die Zustimmung Sinowjews und Kamenews, die Glasser vom Sekretärposten des Politbüros zu entfernen. Er fand aber nicht so schnell einen Ersatz. Die Arbeit des Sekretärs erforderte viele Qualitäten. Auf den Sitzungen musste er nicht nur ausgezeichnet den Kern aller Debatten und Vorgänge im Politbüro kennen; er musste gleichzeitig 1. aufmerksam die Debatten verfolgen, 2. dafür sorgen, dass alle Mitglieder des Politbüros rechtzeitig mit den nötigen Unterlagen versorgt wurden, 3. den Strom der Magnaten lenken, die zu jedem Punkt der Tagesordnung vorgeladen waren, 4. sich immer dann in die Debatten einschalten, wenn irgendein Fehler unterlief, etwa vergessen wurde, dass man bereits in derselben Frage früher einmal etwas anderes beschlossen hatte, 5. bei alledem auch noch dazu kommen, die Resolutionen aufzuschreiben und 6. das Gedächtnis des Politbüros sein, das flugs alle Informationen lieferte.

Die Genossin Glasser war mit alledem zurechtgekommen. Stalin versuchte, sie durch seine zwei Sekretäre Nasaretjan und Towstucha zu ersetzen, weil er hoffte, dass sie sich zu zweit in die Arbeit teilen und sie so bewältigen würden.

Leider endete dieser Versuch mit einem totalen Misserfolg. Nasaretjan und Towstucha vermochten ihre Aufmerksamkeit nicht auf alle Sekretärsaufgaben zu konzentrieren, sie kamen nicht zurecht, brachten dies und jenes durcheinander und schafften es einfach nicht. Die ganze Arbeit des Politbüros geriet merklich ins Wanken. Seine Mitglieder sahen, dass die beiden ein Fiasko waren, schwiegen aber noch.

Schliesslich explodierte Trotzki. Als Vorwand diente ihm die Beurteilung einer Note an die englische Regierung. Der Entwurf stammte von Trotzki selber, bei ihrer Beurteilung durch das Politbüro wurden einige Änderungen angebracht. Die beiden Sekretäre vermerkten sie aber nicht, da sie deren Sinn nicht verstanden. So mussten sie nach der Sitzung von einem Mitglied zum anderen fahren, korrigieren, den Text abstimmen usw.

Trotzki schrieb auf der nächsten Sitzung des Politbüros den folgenden Zettel, den mir Nasaretjan übergab, er ist erhalten.

«*Nur an die Mitglieder des Politbüros.* Gen. Litwinow sagt, dass die Sekretäre der Sitzung in der Frage über die Note *nichts aufgeschrieben* haben. Das ist unzu-

lässig. Man muss künftig für eine regelmässige Ordnung sorgen. Die Sekretäre hätten den Text der Note (ich habe ihn geschickt) vor Augen haben und alles notieren müssen. Anders können Missverständnisse entstehen. Trotzki.»

Sinowjew schrieb darunter: «Man muss einen Stenographen anschaffen.»

Bucharin: «Schliesse mich an. N. Buch.»

Stalin, sehr unzufrieden mit dem Fiasko, schrieb in seiner gewöhnlichen Grobheit und Fahrlässigkeit:

«*Bagatellen*. Die Sekretäre würden schon schreiben, wenn Trotzki und Tschitscherin nicht selber schrieben. Im Gegenteil, es ist ganz zweckmässig, dass es im Hinblick auf eine Konspiration in *solchen* Fragen besondere Notizen der Sekretäre nicht gibt. J. St.»

Tomskij: «Einen Stenographen braucht es nicht. M. Tom.»

Kamenew: «Ein Stenograph (Kommunist, überprüft, als Hilfe der Sekretäre der Sitzungen) ist nötig. L. Kam.»

Die Unterstreichungen im Text stammen von Trotzki und Stalin selber. Ich nenne Stalin deshalb fahrlässig, weil er «in *solchen* Fragen» unterstrich, als wäre die diskutierte Note ausserordentlich geheim gewesen, während es doch die übliche Praxis des Politbüros war, eine riesige Menge ähnlicher Fragen als ebenso geheim und als noch geheimer zu bezeichnen. Fragen auszusuchen, mit denen man die Sekretäre des Politbüros nicht hätte betrauen dürfen, war einfach dumm und unmöglich. Im Übrigen hatte Trotzki seinen Protest ausschliesslich an die Mitglieder des Politbüros gerichtet. Um zu zeigen, dass er mit der Meinung eines Mitglieds des Politbüros überhaupt nicht rechte, übergab Stalin den Zettel Nasaretjan, dem er ihn gar nicht hätte zeigen dürfen. Stalin musste trotzdem nachgeben. So schön es auch für ihn gewesen wäre, zu Sekretären des Politbüros zwei seiner Leute zu haben, ging die Rechnung dennoch nicht auf. Da gab es doch diesen Baschanow, der so glänzend mit den Pflichten eines Sekretärs des Organisationsbüros zurechtkam und wahrscheinlich auch mit den Pflichten eines Sekretärs des Politbüros, doch würde er sein Mann sein? Das war die Frage. Man musste es riskieren.

Am 9. August 1923 beschloss das Organisationsbüro des ZK: «Gen. Baschanow zum Gehilfen des Generalsekretärs des ZK, Gen. Stalin, zu ernennen unter gleichzeitiger Entbindung von seinen Pflichten als Sekretär des Organisationsbüros.» In der Resolution fand sich kein Wort Stalins über meine Arbeit im Politbüro. Das geschah absichtlich. Ich wurde zu seinem Gehilfen ernannt. Die Bezeichnung Sekretär des Politbüros war seine Prerogative: er würde auf diesen Posten seinen Gehilfen setzen oder wen er sonst dafür als geeignet hielt. In der Folgezeit Malenkow, der lange Zeit sein Gehilfe war.

Stalins Gehilfe – Sekretär des Politbüros

Als mir Nasaretjan die Geschäfte des Sekretariats übergab, sagte er: «Genosse Baschanow, Sie stellen sich nicht vor, was für einen gewichtigen Posten Sie jetzt einnehmen.» Tatsächlich merkte ich das schon zwei Tage später, als ich zum erstenmal über den Entwurf der Tagesordnung einer ordentlichen Sitzung des Politbüros berichtete.

Das Politbüro war das Zentralorgan der Macht. Es entschied über alle wichtigeren Fragen der Landesverwaltung und der Weltrevolution. Es tagte zwei- bis dreimal wöchentlich. Auf der Tagesordnung seiner ordentlichen Sitzungen stand jedesmal ein gutes Hundert (und manchmal sogar bis zu 150) Fragen, aber es gab auch ausserordentliche Sitzungen zur Entscheidung eiliger Einzelfragen. Alle Ämter und zentralen Behörden, die ihre Fragen zur Entscheidung dem Politbüro vorlegten, schickten sie mir ins Sekretariat des Politbüros. Ich studierte sie, setzte das Projekt auf die Tagesordnung einer ordentlichen Sitzung. Aber die Sitzungsordnung bestimmte ich nicht. Das erledigte die Troika. Dabei entdeckte ich ganz unerwartet den eigentlichen Machtmechanismus der Troika.

Am Vortag einer Sitzung versammelten sich Sinowjew, Kamenew und Stalin, anfänglich häufiger in Sinowjews Wohnung, dann gewöhnlich in Stalins Arbeitszimmer im ZK. Offiziell zur Bestätigung der Tagesordnung des Politbüros, obwohl von einer solchen Pflicht oder Befugnis kein Wort in irgendeinem Statut zu finden war. Die Tagesordnung konnte ich oder Stalin bestätigen. Aber es bestätigte sie die Troika auf ihren Sitzungen, die tatsächlich Sitzungen einer geheimen Regierung waren, auf denen alle wichtigen Fragen entschieden oder – richtiger – vorwegentschieden wurden. Es waren nur vier Mann anwesend, nämlich ausser der Troika noch ich. Ich referierte kurz über jede Frage, die auf der Tagesordnung der nächsten Sitzung des Politbüros stand, ging auf deren Wesen und Besonderheiten ein. Formell beschloss die Troika nur, ob eine Frage im Politbüro zu stellen sei oder ob man ihr eine andere Richtung geben solle. In Wirklichkeit verabredete sie jedoch, wie die betreffende Frage auf der morgigen Sitzung zu entscheiden war, überlegte den Beschluss und teilte sogar untereinander die Rollen bei der Erörterung der Frage auf. Ich schrieb die Beschlüsse nicht auf, doch wurde im Wesentlichen alles schon hier entschieden. Morgen würde es Erörterungen geben und würde man Beschlüsse fassen, doch die Hauptsache wurde hier im engen Kreis erörtert. Man redete ganz offen (da sich keiner vor dem anderen zu genieren

brauchte) wie unter echten Machthabern. Im Grunde genommen war das auch die wahre sowjetische Regierung, so dass meine Rolle als erster Berichterstatter über alle Fragen und unvermeidlicher Mitwisser aller Geheimnisse und Entscheidungen hinter den Kulissen weitaus gewichtiger war als die eines gewöhnlichen Sekretärs des Politbüros. Erst jetzt begriff ich die Bedeutung von Nasaretjans Bemerkung.

Freilich gibt es nichts Ewiges unter der Sonne, auch die Troika war nichts Ewiges. Doch ihr Machtmechanismus funktionierte noch zwei Jahre lang ausgezeichnet.

Mein Bericht über jede Frage musste flink, klar, kurz und genau sein. Ich merkte, dass die Troika sehr zufrieden war mit mir.

Mir unterstand das Sekretariat (die Kanzlei) des Politbüros. Wie das Sekretariat des Organisationsbüros bestand es aus Dutzenden ergebener, ausgesuchter und überprüfter Parteimitglieder. Sie arbeiteten ebenfalls vom frühen Morgen bis spät in die Nacht. Das Durcheinander war hier noch grösser als im Organisationsbüro, es gab hier noch viel mächtigere Papierberge, die sich nach einem unbegreiflichen Ordnungsprinzip hochtürmten. Irgendein Papier oder eine Bescheinigung zu finden, gelang selten. Und wenn es gelang, dann nur, weil eine der Mitarbeiterinnen, Ljuda Kuryndina, ein grosses und kräftiges Mädchen, über ein stupendes, schwer erklärbares Gedächtnis verfügte. Es musste schnell ein Bericht gefunden werden, den vor einem oder zwei Monaten der Oberste Volkswirtschaftsrat über die Preispolitik hergeschickt hatte. Wo konnte er nur sein? Ihn einfach zu finden, war unmöglich. Die Genossin Kuryndina versetzte sich darauf in eine Art hellseherischer Trance und erinnerte sich schliesslich, den Bericht möglicherweise in einem der Aktendeckel dort in der Ecke (des riesigen Archivs) gesehen zu haben. Daraufhin wurden alle Aktendeckel durchgesehen, manchmal fand sich der Bericht tatsächlich.

Wie im Organisationsbüro nahm ich wieder eine Reorganisation mit Hilfe von Karteikarten und Indices vor. Hier nahm sie aber das Personal besser auf, das Sekretariat des Organisationsbüros befand sich nebenan in der gleichen Etage, die wundertätigen Ergebnisse der Reform waren hier seit langem bekannt. Nach wenigen Monaten lief alles normal ab, jedes Papier war augenblicklich zu finden. Die Sekretäre des ZK und die Abteilungsleiter, die es bisher als völlig hoffnungslos erachtet hatten, sich in die Strudel des Politbüros zu wagen, wandten sich jetzt nicht nur unverzüglich an uns und bekamen sogleich die nötige Auskunft, sie begannen uns auch ihren Untergebenen gegenüber als Beispiel hinzustellen. «Warum ist bei euch ein solches Durcheinander? Weshalb könnt ihr nichts finden?»

Schaut, im Sekretariat des Politbüros gibt es zehnmal mehr Papiere als bei euch, aber wenn man einen Bericht braucht, findet man ihn sofort.»

Innerhalb von drei Monaten kam mein Personal wie im Organisationsbüro zu einer normalen Arbeit. Alles endete nicht um ein Uhr nachts, sondern zwischen fünf und sechs nachmittags. Aber diesmal gab es keine Enttäuschung. Hier konnte sich das Personal nicht als gewöhnliche Kanzleiangestellte betrachten. Es wusste, dass den ganzen Tag über alle Staatsgeheimnisse durch seine Hände gingen; darauf war es stolz und betrachtete sich in jedem Fall als besonders vertrauenswürdig.

Da alle Materialien, mit denen mein Sekretariat operierte, «besonders» oder «streng geheim» waren, existierte für ihren Transport ein besonderes Feldjägerbataillon der GPU. Das waren besonders ausgemusterte und ausgebildete Tscheckisten, gut bewaffnet und von Kopf bis Fuss in Leder gekleidet. Mit dem Material oder Protokoll des Politbüros in einem versiegelten Umschlag drangen sie über alle Kanzleibarrieren und Sekretariatshürden bis zum Adressaten vor, einem Mitglied des ZK oder der Regierung. «An den Genossen Soundso, eilig, streng geheim, zu eigenen Händen, mit Quittung auf dem Umschlag.» War der Umschlag beispielsweise an Trotzki adressiert, so drangen sie in Trotzkijs Arbeitszimmer vor, gaben den Umschlag unter keinen Umständen und um keinen Preis jemand anderem, händigten ihn nur Trotzki und in dessen Hände aus und blieben neben ihm so lange stehen, bis er den Umschlag entsiegelt und ihn mit seiner Unterschrift zurückgegeben hatte. Sie waren derart dressiert, dass sie für den ihnen ausgehändigten Umschlag mit ihrem Kopf hafteten, man wäre also an ihn nur über ihre Leiche herangekommen. Das Sekretariat des Politbüros, wo ich arbeitete, befand sich im 5. Stock des ZK-Hauses auf der Staraja Ploščad. Die Sitzungen des Politbüros fanden im Kreml im Sitzungssaal des Rates der Volkskommissare statt. In den Kreml brachten ich und meine Gehilfen in einem grossen Auto kostbare Fracht: die Unterlagen des Politbüros und die letzten Protokolle. Zwei bewaffnete Tscheckisten des Feldjägerbataillons begleiteten uns. Sie hatten immer gespannte Gesichter, denn man hatte ihnen eingebleut, dass es nichts Geheimeres gäbe als diese Materialien, also müssten sie diese im Notfall bis zum letzten Blutstropfen verteidigen. Natürlich überfiel uns nie jemand.

Nach der Lektüre des Protokolls, Auszugs oder Materials musste der Adressat, da er nicht das Recht hatte, sie zu kopieren, diese mit demselben Feldjäger in das Sekretariat des Politbüros zurückschicken, wo eine Inventarliste über die abgeordneten und eingelaufenen Aktenstücke geführt und auch die Vernichtung der Unterlagen (mit Ausnahme dessen, was ins Archiv wanderte) durchgeführt wurde. Damit und mit der Vervielfältigung der Materialien, der Abschrift von Proto-

kollen und Auszügen als auch mit der Archivierung und der ganzen sonstigen Technik beschäftigten sich meine Mitarbeiter.

Unter diesen befand sich ein sehr schönes Mädchen, die Grusinierin Tamara Chasanowa, mit grossen schwarzen Augen. Ich hatte noch nie einen echten Roman erlebt. Von dem sich hier anbietenden hielt ich mich aber zurück, denn Tamara war ebenso dumm wie schön. Nach einigen Jahren sollte sie eine grosse Freundin von Stalins Frau Nadja Allilujewa werden, aber keine gleichwertige Freundin wie etwa Molotows Frau Schemtschuschina, sondern eine unterwürfige, denn Tamara vergötterte Nadja wie ein Institutsmädchen und folgte ihr auf Schritt und Tritt. Sie verbrachte ihre ganze Zeit bei Nadja und beschäftigte sich mit deren Kindern. Als Nadja mit sich Schluss machte und die Kinder dem Dienstpersonal anvertraut waren, sorgte sich Tamara weiterhin um sie. Schliesslich scheint sie kurze Zeit auch Stalins besondere Gunst genossen zu haben. Aber sie war dumm, Stalin vermochte sie nicht lange zu ertragen. Als Sekretärin der kommunistischen Fraktion des Zentralrates der Gewerkschaften der UdSSR fesselte sie schliesslich ein Mitglied des Politbüros, Andrejew, der sie auch heiratete.

Jetzt gehörte ich also zu Stalins Sekretariat. Diese Behörde hatte eine lange Geschichte. Im Augenblick stand nominell noch Nasaretjan an seiner Spitze. Aber der ging bald in Urlaub, man verlängerte ihm diesen sogar krankheitshalber. Gegen Ende des Jahres kehrte er noch einmal auf kurze Zeit zurück, um von Stalin als Sonderbeauftragter in die *Prawda* geschickt zu werden (wovon ich noch erzählen werde) und nicht mehr in den Apparat des ZK zurückzukommen.

Amajak Nasaretjan war Armenier, ein sehr gebildeter, gescheiter, weicher und beherrschter Mann. Er hatte seinerzeit mit Stalin die Parteiarbeit im Kaukasus geleitet. Gegenwärtig duzten Stalin nur drei Leute: Woroschilow, Ordschonikidse und Nasaretjan. Sie nannten ihn «Koba» nach seinem alten Parteidecknamen. Ich hatte den Eindruck, dass es Stalin langsam verdross, von seinem Sekretär geduzt zu werden. Er strebte schon die allrussische Selbstherrschaft an, dieses Detail war ihm deshalb unangenehm. Ende des Jahres trennte er sich von Nasaretjan auf wenig elegante Weise. Es scheint, dass damit ihre persönlichen Beziehungen abrisen. Nasaretjan reiste als Vorsitzender der Gebietskontrollkommission in den Ural, dann kehrte er nach Moskau zurück und arbeitete im Apparat der Zentralen Kontrollkommission und der Kommission der sowjetischen Kontrolle, doch an Stalin kam er nicht mehr heran. Im Jahre 1937 liess ihn dieser erschiessen.

Der zweite Gehilfe Stalins dagegen, Iwan Pawlowitsch Towstucha, spielte bis zu seinem Tod im Jahre 1935 eine wichtige Rolle im Sekretariat und bei Stalin

selber. Vorläufig zeigte er sich aber wenig, da er einen Sonderauftrag Stalins erfüllte. Er musste nämlich das «Lenin-Institut» organisieren. Ständig arbeiteten im Sekretariat drei Gehilfen, nämlich ich, Mechlis und Kanner. Wenn wir in unseren Gesprächen den Bereich unserer Dienstobliegenheiten umrissen, taten wir es so: «Baschanow ist Stalins Sekretär in Angelegenheiten des Politbüros, Mechlis ist Stalins persönlicher Sekretär, Grischa Kanner ist Stalins Sekretär für dunkle Angelegenheiten, Towstucha Sekretär für halbdunkle.»

Das bedarf einiger Erklärungen. Relativ klar war alles, was mich und Mechlis betraf, in unserer Arbeit war nichts Dunkles. Im Allgemeinen kam alles, was ans Politbüro adressiert war, an mich. Alles, was namentlich an Stalin gerichtet war, ging an Mechlis, der Stalin darüber berichtete. Ich bediente also das Politbüro, Mechlis bediente Stalin. Grischa Kanners Funktionen waren offiziell von unbestimmt allgemeiner Art. Er beschäftigte sich mit Sicherheit, Quartierfragen, Autos, Urlauben, Kuraufenthalten und der Parteizelle des ZK, auf den ersten Blick also mit lauter Kleinigkeiten. Aber das war nur der sichtbare Teil seiner Tätigkeit, über den unsichtbaren konnte man nur Vermutungen anstellen.

Anfang 1925 wurde Frunse auf Trotzkijs Posten als Oberbefehlshaber der Roten Armee, d.h. als Volkskommissar für Militärangelegenheiten und Vorsitzender des Revolutionären Militärates der Republik, gestellt. Stalin passte die Ernennung nicht sonderlich. Er wollte auf diesem Posten Woroschilow sehen. Zudem überzeugten die von Frunse durchgeführten Reformen wie die Entfernung der Kommissare (die durch gewöhnliche Gehilfen der Kommandeure in politischen Angelegenheiten ersetzt wurden), ganz besonders aber die Auslese der Armee-, Korps- und Divisionskommandeure Stalin sehr bald, dass Frunse einen Kurs einschlug, der im Fall eines Krieges von diesem Führungsstab grosse Überraschungen erwarten liess. Stalin verriet seine Entdeckung mit keiner Miene. Im Gegenteil, er demonstrierte auf mancherlei Weise sein gutes Verhältnis zu Frunse. Vor allen sorgte er sich so um dessen Gesundheit, dass er ihn fast mit Gewalt dazu brachte, sich einer Operation zu unterziehen, die gar nicht nötig gewesen wäre.

Die Operation organisierte Grischa Kanner. Ihm war Pogosjanz, der Arzt des ZK, treu ergeben. Der stellte auch die Ärztekonsilien zusammen, während die von Kanner ausgesuchte Ärztekommision die Operation besorgte. Die Operation war an sich nicht gefährlich, aber durch einen unglücklichen Zufall geschah es, dass eine Anästhesie verwendet wurde, die Frunse nicht vertrug. Er starb auf dem Operationstisch.

Auf seinen Posten rückte Woroschilow nach.

Natürlich bleibt kein Wort darüber zu verlieren, dass Kanner in allem, was er tat,



[1] Josef Wissarionowitsch Stalin.
Photo aus dem Jahr 1918





I Oktoberrevolution 1917.
Abstimmung von Arbeiter- und
Soldatenräten

Felix Dserschinskij, der Begrün-
der und erste Leiter der cheka,
bei einer Ansprache an
Soldaten

[4] Lenin im Rat der Volkskommis-
sare, Sitzung im Smolny in Petro-
grad, 1917/18

[5] Sitzung des Rates der Volks-
kommisare, sitzend v. l.: Uritzki,
Trotzki, Swerdlow, Sinowjew, Feier-
man

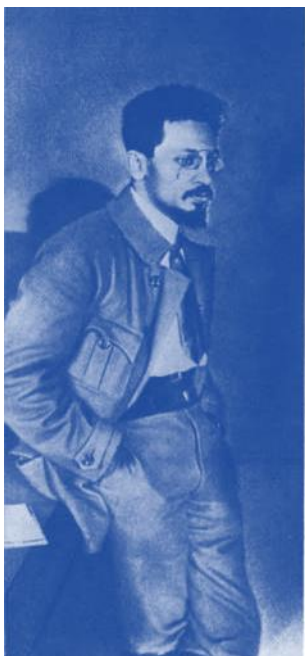


[6] Adolf Abramowitsch Joffe, sowjetischer Diplomat



[7] Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk 1918, Wiederankunft der sowjetischen Delegation, Joffe, Kamenev und Trotzki (r.)





Stalin, Lenin und Kalinin auf dem VIII. Kongress der Russischen Kommunistischen Partei (Bolschei) in Moskau, 1919

Lenin und seine Schwester M. I. Uljanowa auf dem Weg ins Bol-



schoj-Theater zur Tagung des 5. Allrussischen Rätekongresses, Juli 1918

[10] Jakob Michailowitsch Swerdlow, Vorsitzender des Allrussischen Zentralexekutivkomitees

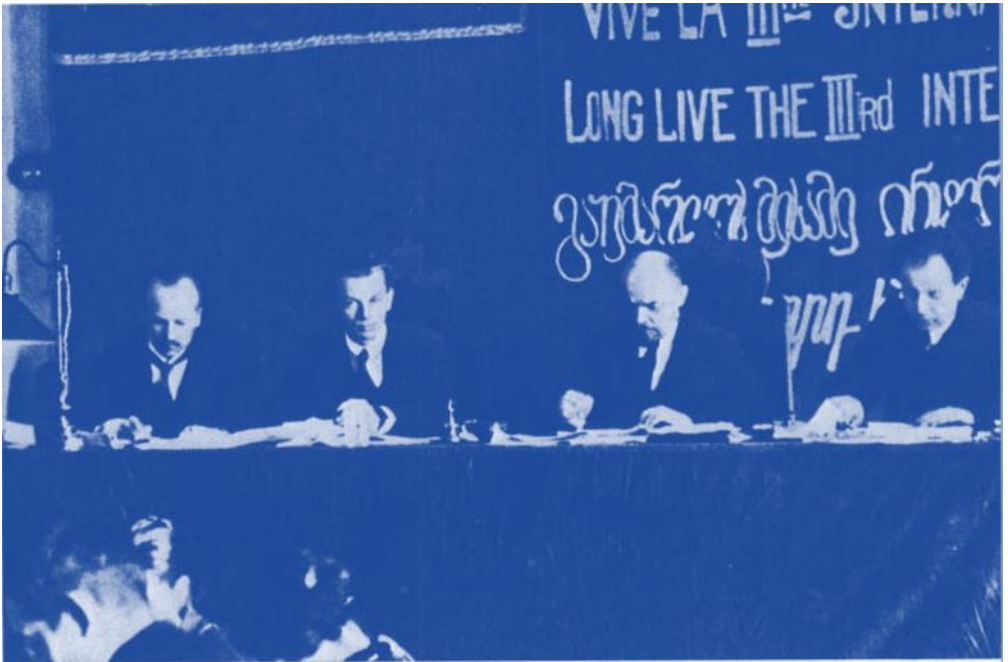
[11] Lenin spricht beim Begräbnis von Swerdlow auf dem Roten Platz in Moskau, 18. März 1919



[12] Grigorij Sinowjew, Vorsitzender des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale

[13] Die Gründung der III. Internationale, März 1919 in Moskau. Im Präsidium v. l.: Klinger, Hugo Eberlein, Lenin, Fritz Platten

[14] Auf der Gründungskonferenz der III. Internationale. Am Tisch: Sinowjew, Lenin, Kamenew, stehend hinter Sinowjew: Stalin und Bucharin



nicht aus eigener Initiative handelte. Er war nur der gehorsame Befehlsempfänger seines Herrn.

Ich kam sehr bald hinter die eigentliche Linie von Kanners Tätigkeit. Der Geschäftsführer des ZK war der alte Tschekist Ksenofontow. Er und sein Stellvertreter Brisanoskij arbeiteten auf Weisung Kanners.

Kaum zum Sekretär des Politbüros ernannt, erklärten mir Grischa und Ksenofontow, dass ich unverzüglich in den Kreml zu übersiedeln hätte oder wenigstens in das 1. Haus der Sowjets. Das Hotel Loskuta, in dem ich wohnte, sei ein richtiges Durchgangslager. Es komme und gehe, wer da wolle. Es obliege den «Sicherheitsorganen» jetzt die Aufgabe, mein kostbares Leben zu beschützen. Das war im Kreml natürlich leichter zu machen, in den man nur nach Erfüllung einer ganzen Reihe von Formalitäten und unter strenger Kontrolle gelangen konnte. Im 1. Haus der Sowjets war auch eine Kommandantur; wer zu uns hineinwollte, musste von dort anrufen und sich einen Passierschein ausstellen lassen und ihn beim Hinausgehen mit der Unterschrift des Besuchten wieder abgeben. Ziemlich seriös klang das Argument, dass ich doch eilige Arbeiten mit nach Hause nehmen müsste, also lauter streng geheime Dokumente des Politbüros. Das Hotel Loskuta eignete sich dafür wirklich nicht. So erklärte ich mich einverstanden, aber in den Kreml wollte ich nicht, dort war man auf Schritt und Tritt bewacht, selbst niesen konnte man nicht so, dass es die GPU nicht erfahren hätte. Im 1. Haus der Sowjets ging es immerhin ein wenig freier zu. So übersiedelte ich dorthin. Dort waren übrigens auch Kaganowitsch, Kanner, Mechlis und Towstucha.

Das ZK der Partei, bis Mitte 1923 in der Wosdwischenskaja untergebracht, übersiedelte jetzt in ein riesiges Haus auf der Starja Plostschad. Das fünfte Stockwerk wurde dem Sekretariat des ZK zugewiesen. Den Korridor rechts entlang waren die Zimmer Stalins und seiner Gehilfen sowie das Sekretariat des Politbüros; den Korridor links entlang waren die Zimmer Molotows und Rudsutaks sowie ihrer Gehilfen und das Sekretariat des Organisationsbüros. Auf der rechten Seite des Korridors die erste Tür links führte in das Büro von Kanner und Mechlis. Nur über letzteres konnte man in Stalins Arbeitszimmer gelangen, aber auch nicht direkt, sondern durch noch ein Zimmer, in welchem der Kurier sass: ein kräftiges Weibsbild, die Tschekistin Nina Fomenko. Ging man durch Stalins Arbeitszimmer hindurch, kam man in ein geräumiges Zimmer, das für die Beratungen zwischen Stalin und Molotow diente. Dahinter lag Molotows Arbeitszimmer. Stalin und Molotow trafen und berieten sich mehrmals täglich in diesem mittleren Zimmer.

In Stalins Arbeitszimmer gelangte man nur nach Anmeldung bei Mechlis. Die Kurierin nur, wenn Stalin klingelte. Kanner und Towstucha fragten bei Stalin,

wenn sie ihn dringend brauchten, telephonisch an, ob sie kommen dürften. Nur zwei Leute hatten das Recht, bei Stalin ohne Anmeldung einzutreten, nämlich ich und Mechlis. Dieser als persönlicher Sekretär, ich deshalb, weil ich Stalin ständig in Angelegenheiten des Politbüros sprechen musste, die als die wichtigsten und eiligsten galten. Ich trat ein, gleichgültig, wer bei ihm war und was er gerade tat und wandte mich direkt an ihn. Er unterbrach das Gespräch oder die Sitzung und beschäftigte sich mit dem, was ich gebracht hatte. Aber dieses Privileg galt auch für alle Sekretäre des ZK und alle sowjetischen Magnaten. Wenn nötig, ging ich in jede Versammlung (sagen wir z.B. in eine der offiziellen Regierung, also des Rates der Volkskommissare) oder in das Arbeitszimmer jedes beliebigen Ministers, ohne zu warten oder angemeldet zu sein. Das war mein Vorrecht als Sekretär des Politbüros, ich kam nur in dessen Angelegenheiten, wichtigere und eiligere Sachen gab es nicht.

In den ersten Tagen meiner Arbeit kam ich ein Dutzend mal täglich zu Stalin, um ihm über die für das Politbüro abgegebenen Papiere zu berichten. Ich merkte aber sehr bald, dass ihn weder der Inhalt noch das Schicksal dieser Papiere interessierten. Wenn ich fragte, was in dieser oder jener Frage zu tun sei, antwortete er: «Na, was Ihrer Ansicht nach eben zu tun ist.» Ich antwortete: «Meiner Ansicht nach das und das: dem Politbüro zur Beurteilung vorlegen oder irgendeiner Kommission des ZK übergeben oder die Frage als nicht genügend durchgearbeitet und koordiniert betrachten und sie noch einmal an ihre Behörde zurückschicken, um sie mit den anderen interessierten Behörden abzustimmen usw.» Stalin war sogleich einverstanden. «Gut, machen Sie es so.» Ich kam sehr schnell zu der Überzeugung, dass ich vergeblich zu ihm ging, sondern selber mehr Initiative entwickeln musste. In seinem Sekretariat erklärte man mir, dass Stalin kein einziges Papier lese und sich für keinerlei Geschäfte interessierte. Darauf begann mich die Frage zu interessieren, was ihn denn interessiere.

Schon einige Tage später bekam ich auf diese Frage eine ganz unerwartete Antwort. Wie immer ging ich in irgendeiner eiligen Sache zu Stalin, ohne gemeldet zu sein. Er telefonierte gerade. Das heisst, er hielt den Hörer ans Ohr und schwieg. Ich wollte ihn nicht unterbrechen, meine Angelegenheit duldete aber keinen Aufschub, also wartete ich höflich, bis er aufhörte. Aber das dauerte einige Zeit. Stalin lauschte immer nur und sprach kein Wort. Ich stand da und wartete. Schliesslich bemerkte ich erstaunt, dass bei allen vier Telephonapparaten auf seinem Schreibtisch die Hörer auf ihrer Gabel lagen, während er den Hörer irgendeines seltsamen und mir verborgenen Telefons ans Ohr hielt, dessen Schnur in seine Schreibtischlade führte. Ich schaute noch einmal hin. Da stand das innere, tschekistische Telephon für Gespräche innerhalb des ZK; da der «Obere Kreml»,

das Telephon für Gespräche über die Vermittlung im oberen Kreml; da der «Untere Kreml», für Gespräche über die Vermittlung im unteren Kreml. Von beiden Apparaten konnte man mit sehr verantwortlichen Mitarbeitern oder ihren Familien sprechen: der «Obere» verband mehr die Arbeitszimmer, der «Untere» mehr die Wohnungen. Die Verbindungen liefen über Telephonistinnen, die alle der GPU angehörten.

Schliesslich das vierte, ein automatisches Telephon mit einer sehr begrenzten Teilnehmerzahl (zuerst 60, dann 80, dann mehr), installiert auf Lenins Wunsch, der es gefährlich fand, geheime und sehr wichtige Gespräche über Leitungen zu führen, die stets von den Telephonistinnen mitgehört werden konnten. So wurde ausschliesslich für die Parteispitze und die Regierungsmitglieder diese Spezialanlage ohne Bedienung gebaut. Auf diese Weise war die Geheimhaltung der Gespräche gesichert. Ein automatischer Anschluss galt übrigens als das wichtigste Kennzeichen für die Zugehörigkeit zur höchsten Machtgruppe. Ihn bekamen nur die Mitglieder des ZK, die Volkskommissare und ihre Stellvertreter und – versteht sich – alle Mitglieder und Kandidaten des Politbüros in ihre Arbeitszimmer. Die Mitglieder des Politbüros allerdings auch in ihre Wohnungen.

Stalin benutzte also kein einziges dieser vier Telephone und sprach auch nicht. Ich brauchte nur ein paar Sekunden, um zu begreifen, dass sich in seinem Schreibtisch eine Zentralstation befinden musste, mit deren Hilfe er jedes beliebige Gespräch abhören konnte, einschliesslich der über die automatische Anlage geführten. Die Regierungsmitglieder, die über diesen «Selbstanschluss» sprachen, waren fest davon überzeugt, dass man sie nicht abhören konnte und redeten daher völlig offen, so dass man alle ihre Geheimnisse erfuhr.

Stalin hob den Kopf und schaute mir mit einem schweren, starren Blick in die Augen. Begriff ich, was ich entdeckt hatte? Natürlich begriff ich – und Stalin bemerkte es. Andererseits, da ich täglich viele Male unangemeldet zu ihm kam, musste ich früher oder später den Mechanismus entdecken, es ging gar nicht anders. Stalins Blick fragte mich, ob ich auch verstünde, welche Folgen sich aus dieser Entdeckung für mich persönlich ergaben. Natürlich verstand ich. In Stalins Kampf um die Macht war dieses Geheimnis eines seiner wichtigsten: es ermöglichte ihm, von allen diesen Trotzkijs, Sinowjews und Kamenews zu erfahren, was sie planten, einfädelten und dachten und gegen ihn im Schilde führten. Ein kolossales Machtinstrument! Stalin war der einzig Sehende unter ihnen, alle anderen waren blind. Und sie ahnten nichts, ahnten jahrelang nichts ... Darin bestand für ihn eine der wichtigsten Voraussetzungen für seinen Sieg im Machtkampf. Begreiflich, dass mich Stalin für das kleinste Wort über sein Geheimnis augenblicklich vernichten würde.

Ich blickte Stalin ebenfalls gerade in die Augen. Wir sagten nichts, aber wir verstanden uns. Schliesslich tat ich, als wollte ich ihn mit meinem Papier nicht ablenken und ging. Wahrscheinlich rechnete Stalin damit, dass ich das Geheimnis für mich behalten würde.

Nach längeren Überlegungen kam ich zu dem Ergebnis, dass es in jedem Fall noch einen zweiten Menschen – Mechlis – geben musste, der im Bilde war, ging er doch auch unangemeldet zu Stalin hinein. Ich wartete also einen geeigneten Augenblick ab und sagte ihm, dass ich wie er dieses Geheimnis kenne – und offenbar nur wir zwei. Mechlis hatte natürlich erwartet, dass ich früher oder später dahinterkommen würde. Doch er korrigierte mich; ausser uns kenne das noch jemand, nämlich der technische Organisator der ganzen Anlage, Grischa Kanner. Darauf sprachen wir untereinander zu dritt sehr frei darüber als über unser gemeinsames Geheimnis. Ich war neugierig, wie Kanner dies organisiert hatte. Zuerst bestritt er alles und versuchte, die Sache mit einem Scherz abzutun, doch seine Prahlucht gewann die Überhand, und er begann zu erzählen. Aus den Einzelheiten setzte ich mir allmählich das ganze Bild zusammen.

Als Lenin auf den Gedanken zur Einrichtung eines automatischen Netzes verfiel, übernahm Stalin die Verwirklichung dieses Gedankens. Da man die meisten Apparate im Gebäude des ZK für die Sekretäre des ZK, des Politbüros und des Organisationsbüros, deren wichtigste Gehilfen und die Abteilungsleiter installieren musste, verlegte man die Zentrale ins Gebäude des ZK und zudem noch dorthin, wo sich die meisten «Abonntenen» befanden, nämlich in die 5. Etage, irgendwo in die Nähe von Stalins Arbeitszimmer.

Die ganze Anlage richtete ein tschechoslowakischer Kommunist ein. Schliesslich trug ihm Kanner noch auf, ausser allen Leitungen und Anschlüssen noch eine Kontrollstelle zu machen, damit man «im Fall einer Störung oder eines Fehlers die Leitungen überprüfen und die schadhafte Stelle finden» könne. Eine solche Kontrollstelle, mit deren Hilfe man sich in jede Leitung einschalten und jedes Gespräch abhören konnte, wurde auch installiert. Ich weiss aber nicht, wer sie in Stalins Schreibtisch verlegte, ob Kanner selber oder der tschechoslowakische Fachmann. Doch kaum, dass die ganze Anlage fertiggestellt war und funktionierte, rief Kanner in Stalins Namen Jagoda in der GPU an und meldete, das Politbüro habe von der tschechoslowakischen KP genaue Angaben und Beweise erhalten, dass der Techniker ein Spion sei; man wisse das schon seit längerem, habe ihn jedoch seine Arbeit beenden lassen; jetzt aber müsse er sofort verhaftet und erschossen werden. Die entsprechenden Dokumente würden der GPU nachgereicht werden.

Damals erschoss die GPU «Spione» ohne grosses Federlesen. Jagoda zögerte

aber dennoch, weil es um einen Kommunisten ging, damit es nachher keine Unannehmlichkeiten gäbe. So rief er für jeden Fall Stalin an. Der bestätigte alles. Der tschechoslowakische Genosse wurde unverzüglich erschossen. Da Jagoda keinerlei Dokumente erhielt, rief er einige Tage später bei Kanner an. Der sagte ihm, dass die Angelegenheit noch nicht erledigt sei, da Spione und Agenten in die Spitze der tschechoslowakischen KP eingedrungen seien; die Unterlagen müssten aus diesem Grund weiterhin als ausserordentlich geheim behandelt werden und dürften die Archive des Politbüros nicht verlassen.

Jagoda gab sich mit dieser Erklärung zufrieden. Selbstverständlich waren die Anschuldigungen samt und sonders erfunden, Unterlagen in den Archiven des Politbüros gab es in dieser Angelegenheit nicht.

Für mich persönlich stellte sich das Problem, was ich tun sollte. Ich war Parteimitglied. Ich wusste, dass ein Mitglied des Politbüros die Möglichkeit hatte, die anderen Mitglieder des Politbüros auszuspionieren. Sollte ich diese warnen?

Was für Folgen dies für mich persönlich haben würde, unterlag keinem Zweifel. Ob ich als Opfer eines «unglücklichen Zufalls» umkam oder ob die GPU mich als Spion des englischen Imperialismus entlarvte, Stalin würde in jedem Fall mit mir abrechnen. Für ein grosses Ziel vermag man sich selbst zu opfern. Lohnte es sich? Dafür, dass man ein Mitglied des Politbüros hindern sollte, die Gespräche der anderen abzuhören? Ich beschloss, mich nicht zu beeilen. Stalins Geheimnis kannte ich, es zu enthüllen – dafür blieb noch immer Zeit, wenn es sehr ernst wurde. Im Augenblick fühlte ich aber nichts von solchem Ernst, das halbe Jahr im Organisationsbüro hatte mir viel von meinen Illusionen genommen. Ich sah jetzt schon klar, dass ein Machtkampf im Gange war, und zwar ein ziemlich prinzipienloser. Ich empfand für keinen der Thronprätendenten besondere Sympathien. Und schliesslich: wenn Stalin Sinowjew abhörte, vielleicht hörte der seinerseits Stalin ab. Wer konnte das wissen? So beschloss ich: Abwarten und zusehen.

Während der ersten Zeit meiner Arbeit als Sekretär des Politbüros war ich überaus intensiv mit der Reorganisation meines Sekretariats beschäftigt. Bei der Durchsicht all der Papiere des Politbüros stiess ich nebenbei auf ganz erstaunliche und interessante Dinge.

Da waren etwa die Berichte der GPU über hartnäckig geführte und trotzdem ergebnislose Untersuchungen. Nicht ohne einige Mühe kam ich hinter den Sinn der Akte. Es stellte sich allmählich Folgendes heraus. Nach Beendigung des Bürgerkrieges stellte einerseits das Politbüro fest, dass die entscheidende Rolle in seinem Verlauf die Kavallerie gespielt habe, weshalb man ihrer Verbesserung grosse Aufmerksamkeit schenken müsse; andererseits hiess es wiederum, dass während des Bürgerkrieges die Pferdezeitung in Sowjetrußland völlig ruiniert worden sei,

weil die Gestüte samt den besten Hengsten und Zuchten von den militärischen Einheiten requiriert wurden und grösstenteils an den Fronten umkamen. Um die Kavallerie zu remontieren, musste man also mit der Suche nach Zuchthengsten beginnen, um wieder zu Gestüten zu kommen. Damals (Ende 1920, Anfang 1921) war aber die Sowjetmacht noch von keinem Land anerkannt, es gab auch keinen normalen Handel mit dem Ausland, man konnte kein Geld für Ankäufe in ausländischen Banken deponieren – die von der bolschewistischen Revolution bestohlenen Ausländer hätten es sofort sperren lassen. Was tun? Nicht ohne Mühe wurde ein Ausweg gefunden. Über dunkle Mittelsmänner, mit deren Hilfe man im Ausland Wertgegenstände absetzte, die von der Sowjetmacht reichen Bürgern weggenommen worden waren, fand man die nötige Linie. Man konnte die erforderlichen Hengste in Argentinien angeblich für schwedische Pferdezüchter kaufen, sie ganz normal nach Schweden ausführen und von dort über die im Norden schlecht bewachte Grenze nach Sowjetrussland bringen. Für diese Operation wurde eine Summe von sieben Millionen US-Dollar in amerikanischer Währung bewilligt. Da man sie aber nicht über Banken leiten konnte, musste die ganze Summe in bar nach Argentinien geschafft werden. Sie jenen dunklen Mittelsmännern anzuvertrauen, ging natürlich nicht. So beschloss das Politbüro, einen alten Bolschewiken, Mitglied vielleicht oder Kandidat des ZK, zu schicken, der volles Vertrauen genoss. Ihm wurden alle nötigen (falschen) Papiere ausgestellt, eine lange Schutz- und Begleitstaffel der Auslandsabteilung der GPU stand bereit, die Dollars wurden in grossen Scheinen ausgehändigt. Dann fuhr der Bolschewik mit dem Geld los und war plötzlich irgendwo spurlos verschwunden. Die sorgfältigen Nachforschungen der GPU ergaben einwandfrei, dass er nicht einem unglücklichen Zufall oder Banditen zum Opfer gefallen war. Vielmehr stellte sich unbestreitbar heraus, dass er sein Verschwinden gründlich vorbereitet hatte und mit den Dollars echappiert war. Das Politbüro befahl, ihn – koste es, was es wolle – zu finden, doch alle Nachforschungen blieben ergebnislos. Er war und blieb spurlos verschwunden. In den Berichten der GPU fungierte er unter einem vereinbarten Decknamen. Nach einigem Wühlen in den Archiven des Politbüros wäre es mir wohl gelungen, seinen Namen festzustellen, aber ich hatte nicht die Zeit dazu. Ich meinte, um herauszufinden, wer von den alten, angesehenen Bolschewiken seit der bewussten Reise nicht mehr an der Parteispitze mitmischte und in all den Berichten, Mitteilungen usw. fehlte, dazu käme ich noch immer. Doch dabei blieb es. Ich überlasse es daher irgendeinem Parteihistoriker oder Kremnologen, des Rätsels Lösung zu finden.

Die Sitzungen des Politbüros fanden, wie schon erwähnt, gewöhnlich im Sit-

zungssaal des Rates der Volkskommissare der UdSSR statt. Fast die ganze Länge des allerdings nicht sehr breiten Saales nahm ein Tisch ein; eigentlich waren es zwei, da in der Mitte ein Durchgang war. Der Tisch war mit einem roten Tuch bedeckt. An dem einen Ende stand der Sessel des Vorsitzenden, von hier aus hatte Lenin die Sitzungen geleitet. Jetzt nahm Kamenew den Platz ein. Die Mitglieder des Politbüros sassen zu beiden Seiten des Tisches mit dem Gesicht zueinander, links neben dem Vorsitzenden sass Stalin, rechts Sinowjew. Zwischen Kamenew und Sinowjew stand an der Saalwand ein Tischchen, an dem ich sass. Auf dem Tischchen stand ein Telephon, das mich mit meinem im anstossenden Saal versammelten Personal verband, wo auch die zur Sitzung geladenen Funktionäre warteten. Wenn meine Gehilfin anrief, leuchtete bei mir ein Lämpchen auf. Ich sagte ihr dann, wen sie zu jedem Punkt der Tagesordnung hereinlassen sollte. Die Resolutionen des Politbüros, die ich auf einzelne Kärtchen schrieb, reichte ich dem mir gegenüberstehenden Stalin hin. Er schaute sie an und gab sie mir gewöhnlich wortlos zurück, das bedeutete: keine Einwände. Wenn die Frage sehr wichtig und kompliziert war, gab er mir das Kärtchen über Kamenew zurück, der es durchlas und abzeichnete: Einverstanden.

Hinter Stalin und Sinowjew sassen die anderen Mitglieder des Politbüros. Neben Sinowjew gewöhnlich Bucharin, dann Molotow (er war damals Kandidat) und Tomskij; neben Stalin Rykow, dann gewöhnlich Zjurupa, der zwar nicht Mitglied des Politbüros, aber noch auf Lenins Wunsch als Vertreter des Vorsitzenden des Rates der Volkskommissare und Mitglied des ZK an den Sitzungen teilnahm, um über die Beschlüsse im Bild zu sein. Von seinem beratenden Stimmrecht machte er keinen Gebrauch. Er meldete sich auch selten zu Wort, meistens hörte er zu. Neben ihm sass Trotzki, dann Kalinin und schliesslich wieder Tomskij. Am anderen Saalende war die Tür in den anstossenden Saal.

Dort wimmelte es von Menschen, die auf ihren Aufruf warteten. Gewöhnlich fast die ganze Regierung (die Volkskommissare und ihre Stellvertreter) in voller Besetzung. Auf einer ordentlichen Sitzung des Politbüros wurde ein gutes Hundert Fragen erörtert, die nahezu alle Ressorts betrafen. Alle Vorgeladenen gingen hin und her, unterhielten sich, rauchten und hörten sich Radeks Witze an und benutzten die Gelegenheit zur Erörterung und Lösung interministerieller Angelegenheiten. In den Sitzungssaal gelangten nur die Aufgerufenen. Sie kamen hereingaloppiert, die Zeit des Politbüros war kostbar. War die Frage erledigt, hatten die Betreffenden ohne alle Zeremonien aus dem Saal zu verschwinden.

Kamenew war ein ausgezeichnete Vorsitzender. Er leitete überlegen die Diskussionen, unterbrach private Unterhaltungen und brachte schnell einen Be-

schluss zustande. Vor ihm lag die Uhr. Auf einem Blatt Papier vermerkte er die jedem Redner zugebilligte Zeit, wann er begonnen und wann er aufgehört hatte. Stalin führte nie den Vorsitz, er wäre dazu auch gar nicht fähig gewesen. Während der Sitzungen schoben sich die Mitglieder des Politbüros ständig Notizen auf kleinen, besonderen Formularen mit der Aufschrift «Zur Sitzung des Politbüros» zu.

Immer merkt man sich das Neue am besten. An die meisten der in die Hunderte gehenden Sitzungen des Politbüros, auf denen ich als Sekretär fungierte, erinnere ich mich nur mühsam oder überhaupt nicht. Sie waren zur Routine geworden. Nur die erste Sitzung sehe ich noch deutlich vor mir.

Sie war auf zehn Uhr angesetzt. Zehn Minuten vorher war ich auf meinem Platz, kontrollierte, ob alles in Ordnung war und ob die Mitglieder des Politbüros mit den nötigen Unterlagen versorgt waren. Eine Minute vor zehn trat mit militärischer Pünktlichkeit Trotzki ein und setzte sich auf seinen Platz. Die Mitglieder der Troika folgten drei-vier Minuten später, einer nach dem andern, offenbar hatten sie sich vor Betreten des Saales über irgendetwas beraten. Als erster kam Sinowjew, er warf keinen Blick in Trotzki's Richtung, und auch Trotzki tat so, als sähe er ihn nicht und blätterte in seinen Papieren. Als nächster trat Kamenew ein, er tauschte im Gehen eine leichte Verbeugung mit Trotzki aus. Als letzter folgte Stalin. Er ging schnurstracks auf Trotzki zu und drückte ihm mit ausladender Geste freundschaftlich die Hand. Ich empfand sehr deutlich die ganze Verlogenheit dieser Geste, Stalin war Trotzki's schlimmster Feind und konnte ihn nicht ausstehen. Ich erinnerte mich an Lenins Worte: «Traut Stalin nicht: er geht auf faule Kompromisse ein und betrügt.»

Der Umstand, dass die Mitglieder der Troika am Ende des Tisches nebeneinander sassen, erleichterte ihnen ausserordentlich die Abstimmungstechnik ihrer gemeinsamen Beschlüsse (Austausch von Notizzetteln, deren Text die übrigen Mitglieder des Politbüros praktisch nicht sehen konnten, halblaute Bemerkungen, gegenseitige Unterstützung), solange die Troika in voller Harmonie arbeitete und ihr Mechanismus keine Unterbrechungen erfuhr.

Kamenew leitete nicht nur die Sitzungen vorzüglich, er sorgte auch für einen lebhaften Ton und scherzte häufig; wahrscheinlich stammte dieser Ton noch aus Lenins Zeiten. Sinowjew lag immer halb in seinem Sessel, fuhr sich oft mit der Hand in seinen Haarschopf von zweifelhafter Sauberkeit und machte dazu ein gelangweiltes und nicht sehr zufriedenes Gesicht. Stalin rauchte Pfeife, stand oft auf und ging am Tisch entlang, wobei er vor dem Redner gern ein wenig stehenblieb. Er sprach wenig.

Beobachtungen eines Sekretärs des Politbüros

Etwa zwei Wochen, nachdem ich im Politbüro zu arbeiten begonnen hatte, fungierte ich am 23. August 1923 als Sekretär auf einer ausserordentlichen geheimen Sitzung des Politbüros, die nur *einer* Frage gewidmet war, nämlich der Revolution in Deutschland. Anwesend waren die Mitglieder und Kandidaten des Politbüros, ausserdem Radek, Pjatakow und Zjurupa. Radek hielt als Mitglied des Vollzugskomitees der Komintern ein Referat über die rasch anschwellende revolutionäre Woge in Deutschland. Als erster nach ihm ergriff Trotzki das Wort. Der «chronisch entflammte Lew Dawidowitsch», wie böse Zungen ihn nannten, fühlte sich in seinem Element und hielt eine starke, begeisterte Rede.

Da habt ihr, Genossen, endlich den Sturm, auf den wir so viele Jahre voller Ungeduld gewartet haben und welcher das Antlitz der Welt verändern wird. Die stattfindenden Ereignisse werden eine kolossale Bedeutung erlangen. Die deutsche Revolution bedeutet den Zusammenbruch der kapitalistischen Welt. Man muss jedoch die Wirklichkeit sehen, wie sie ist. Für uns ist das ein Vabanquespiel. Wir müssen nicht nur das Schicksal der deutschen Revolution auf eine Karte setzen, sondern auch die Existenz der Sowjetunion. Wenn die deutsche Revolution gelingt, kann das kapitalistische Europa sie nicht dulden, also wird man sie mit Waffengewalt zu unterdrücken versuchen. Dann müssen wir unsererseits alle Kräfte in den Kampf werfen, weil der Ausgang des Kampfes alles entscheidet. Entweder wir gewinnen, und der Sieg der Weltrevolution ist gesichert, oder wir verlieren, und dann verlieren wir auch den ersten proletarischen Staat auf der Welt und unsere Macht in Russland. Das heisst, wir müssen eine ungeheuere Energie entwickeln. Wir sind mit unseren Vorbereitungen arg im Verzug. Die deutsche Revolution marschiert. Hört ihr nicht ihren eisernen Schritt? Merkt ihr nicht, wie hoch die Wogen gehen? Wir müssen uns beeilen, damit uns der Kataklysmus nicht überrumpelt. Merkt ihr nicht, dass es nur eine Frage von Wochen ist?

Das Politbüro teilte Trotzkijs Begeisterung durchaus nicht. Nein, die Genossen sahen und merkten von alledem nichts. Natürlich pflichteten sie bei, dass die deutsche Revolution eine sehr wichtige Angelegenheit sei, waren aber durchaus nicht einverstanden, den Erfolg der deutschen Revolution mit der Existenz der Sowjet-

macht in Russland zu verbinden. Und dann: standen die Ereignisse in Deutschland wirklich schon auf der Tagesordnung?

Sinowjew war da anderer Meinung. Eine Frage von Wochen? Wie immer verleite den Genossen Trotzki sein Temperament, von der Wirklichkeit abzuschweifen. Schön, wenn es eine Frage von Monaten ist; und überhaupt, in solch wichtigen Fragen muss man vorsichtig sein und überlegt handeln. Stalin fügte, ohne über allgemeine und unbestimmte Phrasen hinauszugehen, im gleichen Sinn hinzu, dass man vorderhand von irgendeiner Revolution in Deutschland nicht sprechen könne. In diesem Herbst? Schön, wenn die revolutionäre Situation auf das Frühjahr zu sich entwickelt.

Obwohl die Troika möglichst dick zu unterstreichen bemüht war, dass sie mit Trotzkijs Prognose überhaupt nicht einverstanden sei und in keinem Fall nach seiner Pfeife tanzen werde, merkte sie trotzdem, dass die revolutionäre Welle in Deutschland hochschlug. So beschloss man eine Reihe von Massnahmen zugunsten ihrer weiteren Entfaltung.

Es wurde eine Kommission des ZK aus vier Mitgliedern zur Leitung der ganzen Arbeit in Sachen der deutschen Revolution gebildet. Ihr gehörten Radek, Pjatakow (Vertreter des Vorsitzenden des Obersten Volkswirtschaftsrates), Unschlicht (Vertreter des Vorsitzenden der GPU) und Wasja Schmidt, der Volkskommissar für Arbeit, an. Sie begaben sich sogleich mit falschen Pässen zur illegalen Arbeit nach Deutschland.

Die Funktionen unter ihnen waren wie folgt verteilt. Radek sollte das ZK der KPD leiten, indem er ihm die Direktiven Moskaus als die Direktiven der Komintern überbrachte. Schmidt (seiner Herkunft nach Deutscher) war die Organisation der revolutionären Zellen in den Gewerkschaften (d.h. der Betriebskomitees) überlassen, die nach dem Umsturz zu Räten werden und auf ihrem ausserordentlichen Kongress die Sowjetmacht in Deutschland ausrufen sollten. Pjatakow hatte man die Koordinierung der ganzen Arbeit und die Verbindung mit Moskau zugeteilt. Auf Unschlicht entfiel die Organisation von Abteilungen des bewaffneten Aufstandes für den Umsturz, ihre Rekrutierung und Versorgung mit Waffen. Ausserdem sollte er eine deutsche Tscheka zur Vernichtung der Bourgeoisie und der Revolutionsgegner nach dem Umsturz aufstellen. Schliesslich übertrug man dem Berliner Gesandten Krestinskij die Finanzierung der deutschen Revolution aus den in Berlin für kommerzielle Operationen deponierten Fonds der russischen Staatsbank.

In den ersten Berichten aus Berlin meldete Pjatakow die geringe Qualität der deutschen KP-Führung. Seiner Meinung nach waren die Führer der KPD weder in organisatorischer noch in politischer Hinsicht auf der Höhe der Situation. Man rief sie nach Moskau. Ins Politbüro liess man sie aber nicht, mit ihnen beschäftig-

ten sich Sinowjew und Bucharin. Die Sache war dadurch kompliziert, dass ausser der offiziellen, von der Komintern ausgesuchten Führung (Gruppe Brandler) noch eine andere Gruppe an der Spitze der KPD stand, die ein wesentlich grösseres Gewicht hatte (die Gruppe Maslow-Ruth Fischer). Sie verhielt sich den Ansprüchen der Komintern gegenüber sehr unabhängig. Sinowjew gefiel dies ganz und gar nicht; er schlug dem Politbüro sogar vor, Maslow ein Ultimatum zu stellen. Er sollte für einen hohen Geldbetrag aus der Partei austreten und Deutschland verlassen oder von Unschlicht liquidiert werden. Doch Maslow blieb hart und liess sich auf keinerlei Kompromisse ein.

Während noch alle diese Handelsgeschäfte in Gang waren, wurde allmählich klar, dass die KPD überhaupt nicht auf schnelle und entscheidende Aktionen vorbereitet war und ihre Arbeit auf allen vier Beinen lahmte. Im Gegensatz dazu funktionierte der Apparat der Gesandtschaft, des Konsulats und der Handelsmission in Berlin insofern schnell und vorbildlich, als sie eine ausserordentlich fruchtbare Tätigkeit entwickelten. Das Politbüro übertrug deshalb die Leitung der deutschen Revolution ihnen. Der Berliner Gesandte Krestinskij wurde als fünftes Mitglied in die Kommission des ZK aufgenommen. Die Gesandtschaft und die Handelsmission befassten sich mit dem Ankauf und dem Transport von Waffen und mit Organisationsarbeit. In Russland wurden alle Kommunisten deutscher Herkunft und gut Deutsch sprechende Genossen mobilisiert, die man zur illegalen Arbeit nach Deutschland schickte.

Pjatakows Berichte wurden immer optimistischer. Die überaus klägliche Wirtschaftslage Deutschlands machte die Arbeitermassen immer unzufriedener. Eine künstliche, breitangelegte Propaganda goss noch Öl ins Feuer, so dass die revolutionäre Woge weiter anstieg. Das Politbüro versammelte sich immer häufiger, um verschiedene praktische Fragen der revolutionären Arbeit zu erörtern. Pjatakows Berichte waren genau und ausführlich. Es wurden gewaltige Summen angewiesen, denn man hatte beschlossen, keine Mittel zu scheuen. Die anfängliche Opposition der Troika gegen Trotzki war vergessen, jetzt waren sich alle einig, dass die deutsche Revolution vor der Tür stand.

Ende September fand eine ausserordentliche und derart geheime Sitzung des Politbüros statt, dass nur dessen Mitglieder und ich zusammengerufen wurden. Kein Mitglied des ZK durfte teilnehmen. Die Sitzung wurde deshalb einberufen, um das Datum für den Umsturz in Deutschland festzulegen. Es wurde der 9. November 1923 bestimmt.

Der Umsturzplan sah folgendermassen aus. Anlässlich des Jahrestages der russischen Oktoberrevolution sollten die Arbeitermassen zu Massendemonstrationen auf die Strasse gehen. Die roten Hundertschaften Unschlichts sollten bewaffnete

Konflikte mit der Polizei provozieren, um blutige Zusammenstöße und Repressalien hervorzurufen, die Empörung der arbeitenden Massen entfachen und einen allgemeinen Arbeiteraufstand inszenieren. Nach einem vorher genau ausgearbeiteten Plan sollten Unschlichts Abteilungen die wichtigsten staatlichen Ämter besetzen und eine revolutionäre Räteregierung aus Mitgliedern des ZK der KPD bilden. Gleich darauf sollte ein ausserordentlicher Kongress der Fabrikkomitees eine provisorische Rätewacht ausrufen.

Der Beschluss über das Datum des Aufstandes durfte nicht einmal den Mitgliedern des ZK bekannt sein. Ich fertigte das Sitzungsprotokoll in der nachstehenden Form an:

Gegenstand: Beschluss:

Eine Frage des Genossen Sinowjew. Siehe den besonderen Umschlag.

Das war alles, was den Mitgliedern des ZK als Sitzungsprotokoll des Politbüros zugeschickt wurde. Alle gefassten Beschlüsse schrieb ich als Resolutionen des Politbüros nieder und steckte sie in den «besonderen Umschlag».

Ein Wort zu diesem Umschlag. In meinem Arbeitszimmer befand sich ein feuerfester Safe, dessen einzigen Schlüssel ich hatte. In diesem Safe wurden die besonders geheimen Resolutionen aufbewahrt, die nur den Mitgliedern des Politbüros bekannt sein sollten. Die Mitglieder des ZK, die solche Dokumente einsehen wollten, mussten um die Erlaubnis des ZK bitten; nur dann durfte ich sie ihnen zeigen. Bleibt noch zu erwähnen, dass es während meiner Zeit einen solchen Fall nicht gegeben hat.

Die deutsche Revolution gelang aber nicht. Im Oktober wurde klar, dass man sich zu spät an die Arbeit gemacht hatte, dass die Fristen falsch berechnet waren, dass die revolutionäre Woge ihren Höhepunkt bereits überschritten hatte und zu fallen begann und dass die erforderliche organisatorische und propagandistische Arbeit zumindest noch zwei bis drei Monate erforderte. Die revolutionäre Woge verebte immer schneller. Im Politbüro musste man feststellen, dass es für einen Umsturz praktisch keine Chance mehr gab und dass man ihn auf bessere Zeiten verschieben müsse. Trotzki machte eine Reihe scharfer kritischer Bemerkungen darüber, dass Sinowjew und die Komintern alles übersehen und sich zu spät mit dieser Frage beschäftigt hätten, während Sinowjew und Stalin mit allerhand Ausreden darüber davonzukommen versuchten, dass Trotzki die Schärfe der revolutionären Situation überschätzt und letzten Endes gerecht gehabt hätten. In der Komintern wälzte man die ganze Schuld auf die unfähige Gruppe Brandler ab, und nach langem internem Gezänk erklärte man schliesslich im April 1924 die Gruppe Brandler zu Rechtsabweichlern und schloss sie aus der Partei aus. Die Führung der KPD wurde der Gruppe Maslow-Ruth Fischer übertragen. Als sich

aber diese im Kampf der Troika mit Trotzki auf dessen Seite schlug, stempelte man sie zu Trotzkiisten und entfernte sie nicht ohne Mühe aus der Führung der KPD. Im Jahre 1927 standen sie endgültig an der Spitze der trotzkistischen Organisation in Deutschland.

Im September beschloss die Troika, Trotzki den ersten empfindlichen Schlag zu versetzen. Seit Beginn des Bürgerkrieges war Trotzki der Organisator und Führer der Roten Armee und nahm den Posten des Volkskommissars für Militärangelegenheiten und des Vorsitzenden des Revolutionären Militärrates der Republik ein. Die Troika steuerte seine Entfernung von der Roten Armee in drei Etappen an. Zuerst sollte der Mitgliederbestand des Revolutionären Militärrates erweitert werden, den man so mit Gegnern Trotzkijs auffüllen wollte, dass er sich mit seinen Anhängern in der Minderheit befand. In der zweiten Etappe sollte die Verwaltung des Volkskommissariats für Militärangelegenheiten umgestaltet, Trotzkijs Stellvertreter Skljanskij entfernt und an seine Stelle Frunse gesetzt werden. Die dritte Etappe schliesslich – Trotzkijs Absetzung als Volkskommissar.

Am 23. September schlug die Troika im Plenum des ZK vor, den Bestand des Revolutionären Militärrates zu erweitern. Die neuen Mitglieder waren lauter Gegner Trotzkijs. Unter den Neuen befand sich auch Stalin. Die Bedeutung dieser Massnahme war Trotzki völlig klar. Er hielt eine donnernde Rede: die vorgeschlagenen Massnahmen seien ein neues Glied in der Kette der hinter den Kulissen gegen ihn geschmiedeten Intrigen mit dem Ziel, ihn von der Führung der Revolution zu entfernen. Da er aber nicht den Wunsch hege, gegen solche Intriganten anzukämpfen und nur das eine wünsche, nämlich dem Werk der Revolution zu dienen, schlug er dem ZK vor, ihn aller seiner Ämter und Titel zu entheben und ihm zu erlauben, als einfacher Soldat in die heranreifende deutsche Revolution zu gehen. Er hoffe, dass man ihm wenigstens das nicht abschlagen werde.

Dies alles klang sehr laut und war für die Troika ziemlich unbequem. Sinowjew ergriff das Wort in der offenkundigen Absicht, allem den Anstrich einer Farce zu geben, und so schlug er vor, auch ihn von allen Ämtern und Ehren zu entbinden und ihn zusammen mit Trotzki als Soldat der deutschen Revolution abzutransportieren. Stalin verwandelte die Szene vollends in eine Komödie, indem er feierlich erklärte, das ZK könne in keinem Fall zulassen, zwei so wertvolle Leben zu riskieren, und deshalb bitte er das ZK, seine «geliebten Führer» nicht fortzulassen. Über den Vorschlag wurde sofort auf die ernsthafteste Weise abgestimmt. Alles sah nach einem gutgeprobten Theaterstück aus, aber da ergriff als «Stimme aus dem Volk» der Leningrader Tschekist Komarow in betont proletarischer Manier

das Wort. «Ich verstehe nur nicht, warum sich Genosse Trotzki so patzig macht.» Der Satz brachte Trotzki endgültig um seine Haltung. Er sprang auf und erklärte: «Ich bitte, mich aus der Schauspielerliste dieser erniedrigenden Komödie zu streichen», und stürzte dem Ausgang zu.

Das war der Bruch. Im Saal herrschte die Stille eines historischen Augenblicks. Doch der empörte Trotzki beschloss des grösseren Effekts wegen, die Tür zuzuschlagen.

Die Sitzung fand im Thronsaal des Zarenpalastes statt. Die Tür war riesig, eisern und massiv. Um sie zu öffnen, musste Trotzki aus Leibeskräften ziehen. Die Tür gab langsam und feierlich nach. In dem Augenblick hätte er sich darüber klar werden müssen, dass es Türen gibt, die man nicht zuschlagen kann. Doch Trotzki bemerkte das in seiner Erregung nicht und versuchte, sie aus Leibeskräften zuzuschlagen. Die Tür ging wieder ebenso langsam und feierlich zu. Trozki's Absicht war klar. Der grosse Führer der Revolution hatte mit seinen heimtückischen Spiessgesellen gebrochen, und um das zu unterstreichen, sollte es einen lauten Knall geben. Heraus kam jedoch etwas anderes. Ein höchst gereizter Mann mit einem Ziegenbärtchen strampelt an einer Türklinke im ungleichen Kampf mit einer schweren und stumpfen Tür. Es sah nicht gut aus.

Seit diesem Beschluss des Plenums über den Revolutionären Kriegsrat trat der Kampf zwischen der Troika und Trotzki in seine offene Phase. Dieser Kampf war die Hauptbeschäftigung der Troika in den letzten Monaten des Jahres 1923. Die hauptsächlichsten politischen Dokumente dieser Epoche sind diesem Kampf gewidmet und spiegeln ihn wider. Deshalb verstehen auch die jüngeren Parteihistoriker die innerparteilichen Ereignisse dieser Epoche als Kampf um die Mehrheit des ZK mit der trozkistischen Opposition. Die Wirklichkeit war jedoch ganz anders und viel komplizierter.

Um die historische Wahrheit dieser Epoche zu begreifen, muss man einiges erklären.

Die NEP führte zu einer raschen Verbesserung der Lebensbedingungen. Die Bauern begannen wieder zu säen, der Privathandel und die Heimindustrie brachten längst verschwundene Waren auf den Markt, das Land erholte sich langsam. Die eingeleitete Geldreform führte zum Umtausch von Milliarden wertloser Rubel gegen solide, harte Tscherwonzen. Die staatliche bürokratische Verwaltung dagegen, aus der Zeit des integralen Kommunismus von gestern ans Kommandieren gewöhnt, kam mit dem neuen Leben nicht zurecht. Insbesondere die Versorgung der Städte, Arbeiter und Angestellten war noch sehr schlecht. Die Unzufriedenheit der Arbeiter, der einzigen Klasse, die ihre Unzufriedenheit zu zeigen wagte, äusserte sich 1923 in einer ganzen Reihe von Streiks. Das spiegelte sich

sofort in der Partei durch die Gründung der «Arbeiterwahrheit» (Bogdanow) und der «Arbeitergruppe» (G. Mjasnikow) wider. Beide Gruppen beschuldigten den Parteiapparat der bürokratischen Entartung und der völligen Gleichgültigkeit gegenüber den Interessen der Arbeiter.

In dieser Zeit ging das politische Leben nicht mehr über den Rahmen der Partei hinaus. Das Land war in zwei Lager gespalten. Da gab es die riesige parteilose Masse, völlig rechtlos und ganz der Macht der GPU ausgeliefert. Diese Masse wurde von der Diktatur zerquetscht und wusste um ihre Rechtslosigkeit nicht nur auf ein politisches Leben, sondern auch auf irgendeine Rechtsstaatlichkeit. Die Idee des Rechtes war aufgehoben. Nun gab es zwar Gerichte, die als Waffe der Diktatur betrachtet wurden und sich – theoretisch – vom Klassenbewusstsein und den Bedürfnissen des Klassenkampfes leiten liessen, in Wirklichkeit aber von der Willkür kleiner Parteisatrapen. Und diese kläglichen Gerichte waren lediglich für kleine Zivil- und Strafsachen zuständig. In allen wichtigen und grundsätzlichen Dingen, die man grundsätzlich als politischen Bereich, als «Sphäre des Klassenkampfes» betrachtete, herrschte die völlige Willkür der GPU-Organen, die jedermann auf Grund nur der GPU bekannter Verdächtigungen verhaften und auf Beschluss irgendeiner niemandem bekannten «Troika» erschiessen oder auf zehn Jahre ins Vernichtungslager schicken konnten, das offiziell Konzentrationslager genannt wurde. Die gesamte Bevölkerung zitterte vor dieser Organisation drückenden Terrors.

Im Gegensatz dazu herrschte im zweiten Lager, das aus einigen hunderttausend Mitgliedern der Kommunistischen Partei bestand, ziemlich grosse Freiheit. Man konnte seine Meinung haben, nicht mit irgendeinem regierenden Organ übereinstimmen und dessen Beschlüsse anfechten. Diese innerparteiliche Demokratie stammte noch aus den vorrevolutionären Zeiten, als sie eine normale Erscheinung für die Partei war, an der teilzunehmen im freien Ermessen ihrer Mitglieder stand. In diesen vorrevolutionären Zeiten fanden auch erbitterte Kämpfe um die Führung statt, die im Übrigen das Recht einschloss, über die Parteikasse zu verfügen und die Publikationsorgane der Partei zu beherrschen. Es gab noch keine GPU, man musste versuchen, durch Argumente zu gewinnen. Das gelang selbst Lenin nicht immer, obgleich die Partei (und ihr Grundcharakter als einer Partei von Berufsrevolutionären) Lenins Kind war. Mehr als einmal blieb Lenin in der Minderheit (wodurch er sowohl die Kasse als auch die Presse verlor) und musste sie mit grosser Mühe und mit schwierigen und nicht immer schönen Kombinationen wieder zurückerobern. Doch dieser freie Kampf innerhalb der Partei schuf einen Dauerzustand innerparteilicher Freiheit, die noch immer bestand und erst nach einigen Jahren verschwand, als Stalin alles in die Hand nahm.

Da jedoch andererseits politisches Leben nur in der Partei möglich war, konnten die im Land stattfindenden sozialen Prozesse nur auf Umwegen in Erscheinung treten, nämlich durch Einfluss und Druck der parteilosen Masse und ihres Lebens auf die Parteimitglieder. Das war relativ leicht für die Arbeiterschichten, weil die von marxistischer Phraseologie durchdrungene Partei ständigen Kontakt zu den Arbeitern suchte. Daher die ziemlich rasche Entstehung und das Wiederaufleben von Gruppen verschiedener «Arbeiteroppositionen» Anfang Herbst 1923 in der Partei. Aus Furcht, dass sich Trotzki dieser Opposition bemächtigen könnte, bemühten sich die Mitglieder der ZK-Mehrheit, die Initiative an sich zu reißen. Trotzki begann, auf den Sitzungen des Politbüros wütend die Parteibürokratie anzugreifen. Ich erinnere mich noch gut der Szene, wie Trotzki den ihm auf der anderen Seite des Tisches gegenüberstehenden Molotow fixierte, während er eine heftige Philippika gegen die «seelenlosen Parteibürokraten» losliess, «die mit ihren steinernen Rücken jede Äusserung freier Initiative und des Schaffens der werktätigen Massen erdrücken». Molotow, dessen Namen Trotzki nicht nannte, hätte am besten geschwiegen und tun sollen, als ginge ihn das gar nichts an, ja noch besser zustimmend mit dem Kopf nicken sollen. Stattdessen rückte er seinen Kneifer zurecht und sagte stotternd: «Nicht alle können Genies sein, Genosse Trotzki.»

Es war ein trauriges Schauspiel; mir war es für Molotow peinlich. Dazu noch eine Anmerkung, wie Geschichte geschrieben wird.

Im Jahre 1929, da ich mich schon im Ausland befand, beschrieb ich diese Szene in der Presse. Wie gross war mein Erstaunen, als ich 1932 in dem Buch «Sowjetische Porträts» von Dmitrijewskij, einem vor den Sowjets geflüchteten sowjetischen Diplomaten, meinen ganzen Text zitiert fand, der aber dann so weiterging: «Molotow nahm die Herausforderung an. Er lächelte ruhig. Leise wie immer und ein wenig stotternd sagte er: ‚Nicht alle können Genies sein, Genosse Trotzki; *aber am stärksten ist immer der, der siegt*»

Natürlich hat Molotow nichts dergleichen hinzugefügt, aber für den Dmitrijewskij des Jahres 1932 war Trotzki ein phantastischer, überspannter jüdischer Revolutionär, Molotow dagegen der harte und glänzende Führer des neuen Kurses in Russland, der gewissermassen den Weg des Patrioten und Nationalisten beschritten hatte. Daher dieser erfundene Zusatz.

Um die Initiative an sich zu reißen, verurteilte die Mehrheit des Politbüros feierlich den Bürokratismus in der Partei und schuf unverzüglich eine Kommission mit Dserschinskij an der Spitze, die sowohl die Frage des Bürokratismus in der Partei als auch die Wurzeln der Unzufriedenheit der werktätigen Massen un-



[15] Im Bürgerkrieg. Budjonnyj, Frunse und Woroschilow, 1920

[16] Politische Propaganda gegen die «Weissen». Bemalter Eisenbahnzug, im Fenster Sinowjew (links) und Béla Kun



[17] Lenin spricht auf dem Swerdlow-Platz in Moskau vor Truppen der Roten Armee, Mai 1920.
Rechts auf den Stufen der Rednertribüne Trotzki, der später aus dem Photo herausretuschiert wurde

tersuchen sollte. Auf dem Septemberplenium des ZK hielt Dserschinskijs Kommission ein Referat über die innerparteiliche Politik, wobei die Frage des Bürokratismus dahingehend beantwortet wurde, dass in vielen Parteiorganisationen «Ernennungen» statt Wahlen praktiziert würden.

Seriöser war der Bericht über die «Preisschere». Die Partei hatte die Preise für Industriegüter zu hoch angesetzt und die für landwirtschaftliche Erzeugnisse zu niedrig. Diese Politik sollte den Aufbau und die Festigung der industriellen Produktion auf Kosten der Bauernschaft fördern. Sie rief jedoch bei den Betroffenen heftige Unzufriedenheit hervor, die sich betrogen fühlten. Man hatte ihnen die Freiheit gegeben, ihre überzähligen Erzeugnisse auf dem Markt zu verkaufen, aber der Staat, der zu einem grossen Teil den Handelsapparat beherrschte, zwang den Bauern, sein Brotgetreide zu billig zu verkaufen und Industriewaren sehr teuer zu kaufen. Das Plenum empfahl dem Politbüro, «praktische Massnahmen» in dieser Angelegenheit zu ergreifen, womit es sich um die Bereinigung des immer dringlicher werdenden Problems für einige Zeit gedrückt hatte.

Am 8. Oktober schickte Trotzki einen Brief ins Politbüro, der sich scheinbar mit diesen wirtschaftlichen Fragen beschäftigte. In Wirklichkeit enthielt er aber einen heftigen Angriff auf die Parteibürokratie, indem er feststellte, dass nicht die Partei Beschlüsse fasse, sondern die Bürokraten (die Parteisekretäre) alles kommandierten. Gleichzeitig wurde der Brief von Trotzkijs Anhängerschaft fleissig in der Partei verbreitet. Die Troika zog es vor, nicht selber dagegen aufzutreten, sondern schrieb der ihr gehorsamen Zentralen Kontrollkommission vor, die Verbreitung des Briefes zu verbieten, was die Kommission am 15. Oktober auch tat. Doch am gleichen 15. Oktober traf im ZK die sogenannte «Erklärung der 46» über das innerparteiliche Regime ein. Dieser Brief kam vom Bund zweier Gruppen: der alten der Dezisten (Demokratischer Zentralismus), in der Ossinskijs, W. Smirnow, Drobnis und Sapronow das Wort führten, und der neuen Gruppe der Trotzkiisten mit Pjatakow, Preobraschenskij, Iosif Kossir und Beloborodow an der Spitze.

Im Grunde genommen stand in diesen Briefen bzw. Erklärungen nichts Besonderes; sie spiegelten auch nicht die Prozesse wider, die in der Tiefe der Partei vor sich gingen. Das ZK beschloss, sich die Briefe durch eine Resolution vom Halse zu schaffen. So entschied Ende Oktober das Plenum des ZK, dass die Diskussion in der Partei über alle diese Fragen unzweckmässig sei. Und zum Beweis, wie sehr das ZK auch selbst gegen den Bürokratismus Sturm laufe, wurde am 5. November eine vereinigte Sitzung des Politbüros und des Präsidiums der Zentralen Kontrollkommission einberufen, die einstimmig eine Resolution «über den Aufbau der Partei» annahm, in der feierlich die Ergebnisse der Parteiführung an die

innerparteiliche Demokratie verkündet und ebenso feierlich der Bürokratismus in der Partei verurteilt wurde. Um dies alles zu erklären, schrieb Stalin den Artikel «Neue Aufgaben der Partei», der auf Gespräche über die Verstärkung des innerparteilichen Lebens hinauslief, und veröffentlichte ihn in der *Prawda* vom 7. November. Das Politbüro erwartete eine Beruhigung, doch es trat das Gegenteil ein. In den Parteiorganisationen begannen vielmehr stürmische und unbegreifliche Prozesse um sich zu greifen. Insbesondere gingen in vielen Organisationen der Hauptstadt die Abstimmungen nicht für, sondern gegen das ZK aus. Darauf beschloss das Politbüro Mitte November, eine Parteidiskussion zu eröffnen und in einer energischen, auf Trotzki konzentrierten Kampagne ihn und seine Opposition zu zerschmettern.

Es setzte die berühmte «einseitige Diskussion» ein. In Presseartikeln und Parteizellen mobilisierte das ZK alle Kräfte gegen Trotzki und seine Opposition, indem man beide aller Todsünden beschuldigte. Das Erstaunlichste an alledem war der Umstand, dass Trotzki schwieg, sich nicht an der Diskussion beteiligte und auf alle Beschuldigungen nicht antwortete. In den Sitzungen des Politbüros las er französische Romane, und wenn sich jemand von den Mitgliedern an ihn wandte, gab er sich den Anschein, als sei er bass erstaunt darüber.

Dieses Rätsel entzifferte ich an Hand der mir zugehenden, unterschiedlichsten Materialien über die Vorgänge in der Partei ziemlich schnell. Es ging darum, dass die Opposition im Herbst 1923 (die sog. erste Opposition) keineswegs trotzkistisch war. Man muss sich überhaupt den politischen Konturen aller Oppositionen dieser Jahre gegenüber äusserst skeptisch verhalten. Gewöhnlich ging es um die Macht. Der Gegner wurde irgendeiner (rechten, linken, kulakischen) Abweichung, irgendeiner Unter- oder Überschätzung, einer Vergesslichkeit, einer Verletzung von Lenins Testament oder etwas ähnlichem beschuldigt, während in Wirklichkeit alles erfunden und aufgebläht war. Nach der Niederlage des Gegners wurde sofort und ohne die geringste Scheu dessen (gerade erst als verbrecherisch, menschewikisch oder kulakisch verdamnte) Politik übernommen. Im Allgemeinen war Trotzki sozusagen «linker» als das ZK, d.h. er war der konsequentere Kommunist. Indes klebte ihm das ZK das Etikett der «rechten» Opposition an. Diese rechte Opposition stellte etwas wie einen misslungenen ideellen Thermidor dar, eine völlig elementare Reaktion, die sich innerhalb der Partei spontan, ohne Programm und ohne Führer entwickelte. Weder Trotzki noch die 46 oder die Arbeiteropposition drückten sie deutlich aus. Es war eine Opposition gegen den Kommunismus seitens der in den ersten Revolutionsjahren zur Partei gestossenen intellektuellen und idealistischen Elemente, die als erste erkannten, was tatsäch-

lich vorging. Ihre Hoffnungen auf Schaffung einer besseren Gesellschaft erwiesen sich als Illusion; ihre Erwartungen, dass die Revolution für das allgemeine Wohl gemacht worden sei, bewahrheiteten sich keineswegs. Vielmehr zeigte sich, dass eine neue, die bürokratische Klasse entstand, die sich alle Vorteile der Revolution aneignete, indem sie die Arbeiter und Bauern, für die angeblich die Revolution gemacht worden war, in die Lage rechtloser und bettelarmer Sklaven versetzte.

Die Revision fand weder Führer noch die nötigen Formulierungen und kam nur in den Massenprotesten und Massenabstimmungen gegen das ZK zum Ausdruck. Trotzki erriet schnell das wahre Wesen dieser Opposition. Aber das machte seine Lage sehr schwierig. Wäre er ein simpler Opportunist gewesen, so hätte er an der Spitze dieser Opposition und mit der Annahme ihres rechten Kurses sehr rasch, wie sich bald herausstellte, alle Chancen zur Erringung der Mehrheit in der Partei und auf den Sieg gehabt. Aber das bedeutete Rechtsschwenkung, Thermidor – und Liquidierung des Kommunismus. Trotzki war jedoch ein radikaler und überzeugter Kommunist. Diesen Weg konnte er nicht einschlagen. Er konnte aber auch nicht offen erklären, dass er gegen diese Opposition sei, sonst hätte er sein Gesicht in der Partei, bei seinen das ZK attackierenden Anhängern und in der Opposition verloren und wäre ein isolierter General ohne Armee geworden. So zog er es vor, beharrlich zu schweigen und den Zweideutigen zu spielen.

Die Tragödie bestand darin, dass diese elementar entstandene Opposition, ohne Führer und ohne Programm, Trotzki annehmen musste, den man ihr als Führer aufschwätzte. Dies alles besiegelte ihre schnelle Niederlage.

Vorderhand gingen aber die Diskussionen und Abstimmungen in den Partezellen in stürmischem Tempo weiter und verwandelten sich immer häufiger in Niederlagen des ZK. Trotzki versuchte, die Lage zu seinen Gunsten zu wenden und gleichzeitig der Opposition seine Stichworte zu geben. Am 8. Dezember schickte er dem ZK einen Brief. Gleichzeitig wurde er im Parteiaktiv des Krasnopresnensker Rayons verlesen und in der *Prawda* vom 9. Dezember als Artikel «Der neue Kurs» veröffentlicht. In ihm beschuldigte er die Parteispitze der bürokratischen Entartung.

Mitte Dezember versuchte die GPU untertänigst, das Politbüro davon in Kenntnis zu setzen, dass in einem grossen Teil der Parteiorganisationen die Mehrheit nicht mehr auf Seiten des ZK sei. Ich stellte fest, dass selbst in der riesigen Partezelle des ZK die Mehrheit gegen das ZK stimmte. Ich fragte den Sekretär des Moskauer Parteikomitees Selenskij nach den Abstimmungsergebnissen in der Moskauer Organisation. Ich bekam einen panischen Sammelbericht zu hören: das

ZK hatte die Mehrheit in der hauptstädtischen Organisation verloren, der wichtigsten im Lande. Nach ihr richteten sich die Parteiorganisationen in der Provinz.

Auf einer Sitzung der Troika (Bestätigung der Tagesordnung) trug ich Selenskijs Rapport vor. Für die Troika war das ein unerwarteter Schlag. Schliesslich kam der Frage eine erstrangige Bedeutung zu. Sinowjew hielt eine lange Rede. Es war der offenkundige Versuch, eine allgemeine Linie der politischen Strategie nach Lenins Schema zu finden und zu formulieren. Aber er wollte auch etwas Eigenes hinzutun und seine Position als politischer Führer rechtfertigen. Deshalb sprach er von der «Philosophie der Epoche», von allgemeinen Strömungen (die er in dem allgemeinen Wunsch nach Gleichheit erblickte) usw. Dann ergriff Kamenew das Wort. Er machte darauf aufmerksam, dass die politischen Prozesse im Land lediglich durch die Partei zum Ausdruck kommen könnten; zudem bekundete er nicht geringes politisches Gespür, als er die Opposition als rechte Abweichung bezeichnete; in den leninistisch-marxistischen Jargon verfallend, sagte er, dass diese Opposition die Kraft der wiedererwachenden, dem Kommunismus feindlich gegenüberstehenden Klassen widerspiegeln: des wohlhabenden Bauern, des Privatmannes und der Intelligenz; man müsste deshalb zu Lenins Fragestellung über das Bündnis der Arbeiter- und Bauernklasse zurückkehren.

Während all dieser rhetorischen Höhenflüge schwieg Stalin und saugte an seiner Pfeife. Im Übrigen war seine Meinung für Sinowjew und Kamenew völlig uninteressant: sie waren überzeugt, dass er in Fragen der politischen Strategie nichts zu bieten habe. Kamenew war aber ein höflicher und diplomatischer Mann, also fragte er: «Und Sie, Genosse Stalin, was denken Sie über diese Frage?»

«Ha», erwiderte Stalin, «über welche Frage denn?» Tatsächlich hatte man viele Fragen angeschnitten. Kamenew bemühte sich, auf Stalins Ebene herabzusteigen und sagte: «Na, über die Frage, wie die Mehrheit in der Partei zu erringen ist.»

«Wisst ihr, Genossen», sagte Stalin, «was ich über diese Frage denke? Ich meine, dass es völlig unwichtig ist, wer und wie man in der Partei abstimmen wird; überaus wichtig ist nur das eine, nämlich wer und wie man die Stimmen zählt.» Sogar Kamenew, der Stalin schon kennen musste, räusperte sich vernehmlich.

Am folgenden Tag liess Stalin seinen Duzfreund Nasaretjan zu sich ins Arbeitszimmer kommen und beriet sich lange mit ihm. Nasaretjan kam ziemlich sauer heraus. Er war aber ein gehorsamer Mann. Noch am selben Tag wurde er durch Verfügung des Organisationsbüros zum Leiter der Parteiabteilung in der *Prawda* ernannt und machte sich an die Arbeit.

In der *Prawda* erschienen Berichte über die Versammlungen der Parteiorgani-

sationen und der Abstimmungsergebnisse, besonders in Moskau. Nasaretjans Arbeit war sehr einfach. Auf der Versammlung irgendeiner Parteizelle stimmten für das ZK – sagen wir – 300 Genossen, gegen das ZK 600; Nasaretjan korrigierte: dafür: 600, dagegen: 300. So wurde es auch in der *Prawda* gedruckt. Und so ging es mit allen Organisationen. Natürlich riefen die betreffenden Parteizellen in der *Prawda* an, als sie die falschen Abstimmungsergebnisse lasen, und fragten sich zur Abteilung des Parteilebens durch. Nasaretjan antwortete höflich und versprach, der Sache unverzüglich nachzugehen. «Sie haben völlig recht», antwortete ihnen nach der «Kontrolle» Nasaretjan, «es ist ein ärgerlicher Fehler passiert, eine Verwechslung in der Druckerei. Wissen Sie, die Leute sind überlastet. Die Redaktion wird eine Berichtigung bringen». Jede Parteizelle meinte, dass dieser Fehler der einzige und nur ihr widerfahren sei, ohne zu ahnen, dass es dem grössten Teil aller Zellen so erging. Mittlerweile schälte sich langsam das allgemeine Bild heraus, dass das ZK auf der ganzen Linie am Gewinnen sei. Die Provinz wurde vorsichtiger und schloss sich wieder Moskau (d.h. dem ZK) an.

Indes zog sich über dem Politbüro ein Sturm zusammen, freilich nur ein Sturm im Wasserglas.

Es ging darum, dass Mechlis und Kanner, die Verstärkung brauchten, Mitarbeiter für vage umschriebene Funktionen suchten, während sie in Wirklichkeit von Kanner bestimmte Funktionen ausübten. So half Kanner ein junger, liebenswürdiger Jude, dessen Parteideckname Bombin lautete. Er war sehr lieb, alle nannten ihn «Bombik», er konnte sehr schön Lohengrins Arie «Nun sei bedankt, mein lieber Schwan» singen und verbarg sorgfältig, dass er irgendwelche Beziehungen zur GPU hatte, ganz besonders vor mir, da meine schlechten Beziehungen zu dieser Institution schon damals allen bekannt waren. Mechlis nahm sich zwei Leute zur Hilfe: erstens einen gewissen Machower, früher Geschäftsführer des KomsomolZK, jetzt aus Altersgründen auf die Parteilinie einschwenkend und später letzter persönlicher Sekretär Ordschonikidses; zweitens Jushak, einen überaus rund- und schöngesichtigen jungen Juden.

Nasaretjan war ein sehr ordentlicher Mann. Er korrigierte nicht nur die Abstimmungsergebnisse der Organisationen, sondern schickte Stalin, damit sich der ein richtiges Bild von dem wahren Stand der Dinge machen konnte, auch Aufstellungen darüber, wie man tatsächlich gestimmt und wie er's für die *Prawda* zurechtgebogen hatte. Mechlis berichtete Stalin über diese Aufstellungen. Ganz unerwartet für Stalins Sekretariat erwies sich Jushak als verkappter Troztkist. Nasaretjans Aufstellungen lagen auf Mechlis' Schreibtisch. Jushak schnappte sie sich und liess sie Troztkij zukommen. Der machte auf der Sitzung des Politbüros einen

lauten Skandal. Allen wurde klar, dass Nasaretjan auf Stalins Befehl handelte. Die Mitglieder des Politbüros gaben sich den Anschein, als teilten sie Trotzkijs gerechte Empörung – und Stalin als erster. Er versprach, unverzüglich eine Untersuchung einzuleiten. Diese Untersuchung dauerte eine knappe Woche, dann war das nötige Resultat erreicht, die Mehrheit ging auf das ZK über, die Opposition hatte die Schlacht verloren.

Stalin berichtete dem Politbüro, dass die Untersuchung die persönliche Schuld Nasaretjans ergeben habe, der augenblicklich aus der Parteiabteilung der *Prawda* abberufen und aus dem Sekretariat entfernt worden sei. Nasaretjan wurde tatsächlich als Vorsitzender einer Gebiets-Kontrollkommission in den Ural abgeschoben. Er konnte Stalin nicht verzeihen, dass er ihn nicht zu schützen versucht, sondern im Gegenteil die ganze Schuld auf ihn abgewälzt hatte. Jushaks Schicksal kenne ich nicht, doch zweifle ich keinen Augenblick daran, dass er die dreissiger Jahre nicht überlebt hat. Stalin hatte ein gutes Gedächtnis und verzieh nie etwas.

Über Stalin erfuhr ich täglich neue Einzelheiten. Ganz zufällig kam heraus, dass er Antisemit war, was mir in den folgenden Jahren viel erklärte.

Ich stand da und unterhielt mich mit Mechlis. Da kam Stalin aus seinem Arbeitszimmer heraus und ging auf uns zu. Mechlis sagte: «Da, Genosse Stalin, ist ein Brief von Genosse Fajwilowitsch gekommen.» Dieser Genosse Fajwilowitsch war sehr unzufrieden mit dem Verhalten des ZK. Er protestierte, erteilte dem ZK einen Verweis, erachtete die Politik des ZK für verfehlt usw. Dazu bleibt zu bemerken, dass Genosse Fajwilowitsch nur vierter Sekretär des Komsomol-ZK war. Nun galt seit jeher die Regel, dass der Komsomol eine Hilfsorganisation für die Erziehung der Jugend im kommunistischen Geist sein sollte, deren Mitglieder und Führer noch keine Parteimitglieder sind und keinerlei Rechte zur Beurteilung der Parteiprobleme haben; so wurden auch dem Komsomol alle Versuche dieser Art stets kurz und bündig abgeschlagen: Wo wollt ihr hinaus? Was nicht gar! Dafür seid ihr noch viel zu jung. Das ist nichts für euren Verstand.

Stalin brauste auf. «Was stellt sich dieses krätziges Jüdlein eigentlich vor!» Da merkte Stalin, dass er ein Wort zuviel gesagt hatte. Er drehte sich auf der Stelle um und ging in sein Arbeitszimmer. Ich blickte Mechlis neugierig an. «Na, Ljowka, wie hast du's geschluckt?»

«Was denn?» Mechlis tat, als wunderte er sich. «Was ist denn los?» «Na, was schon», sagte ich, «du bist doch selber Jude.»

«Nein», antwortete Mechlis, «ich bin kein Jude, ich bin Kommunist.»

Das war eine bequeme Position. Sie erlaubte es Mechlis, bis ans Ende seiner Tage ein treuer und ergebener Stalinist zu sein und Stalin unzweideutige Dienste zu leisten.

Dennoch interessierte mich, wie Stalin als Antisemit mit seinen jüdischen Se-

ketären Mechlis und Kanner umging. Ich kam mir sehr bald ins klare, dass er sie zu seiner Tarnung eingestellt hatte. Während des Bürgerkrieges hatte Stalin an den Fronten eine Gruppe von Freiwilligen kommandiert, die nicht nur Trotzki hassten, sondern auch seinen Stellvertreter Skljanskij und deren beider Mitarbeiter sowie die Juden im Volkskommissariat für Militärangelegenheiten. Das nährte in der Parteispitze den Verdacht, dass Stalin Antisemit sei. In dem folgenden Übergang zur zivilen Friedensarbeit hatte Stalin, um diesen Verdacht zu zerstreuen, Kanner und Mechlis zu seinen engsten Mitarbeitern gemacht, zuerst im Volkskommissariat der Arbeiter- und Bauerninspektion, deren nomineller Leiter Stalin in den Jahren 1921-1922 war, dann im Generalsekretariat des ZK. Er brauchte seine Wahl nie zu bereuen. Kanner und Mechlis blieben stets seine ergebene Gehilfen. Dennoch liess er Kanner 1937 erschiessen, er hatte in seinem Auftrag gar zu viele dunkle Geschäfte eingefädelt und besorgt.

Ende 1923 ging die ganze Geschichte mit der Opposition zu Ende. Sie hatte aber eine kleine, amüsante Folge. Da während der Parteidiskussion die Opposition die Mehrheit in der Parteizelle des ZK erobert hatte, erhob sich jetzt die Frage nach dem Schuldigen. Besonders klar war die völlige Ratlosigkeit des Genossen Sekretär der Parteizelle. Das war zwar ein alter Parteirecke, aber ein ausgemachter Schafskopf. Kanner beschloss, ihn abzusetzen. Aber eine so wichtige Angelegenheit wie die Wahl eines neuen Sekretärs der starken ZK-Zelle mit lauter Mitgliedern aus dem Haus wagte er doch nicht ohne Mechlis' und meine Sanktion durchzuführen. Er legte uns die Frage vor. Wir überlegten. Mechlis seufzte: «Wir sind eine Arbeiterpartei; in der Zelle des ZK sind aber lauter Angestellte, Kanzlisten und Bürokraten und kein einziger Arbeiter; aber nach der Parteiorthodoxie würde man einen Arbeiter von der Drehbank oder wenigstens einen Handwerker brauchen. Aber wo haben wir selbst einen Handwerker?»

Zum Spass sagte ich: «Moment. Es gibt im ZK einen Handwerker.» «Nicht möglich», erwiderten sie. «Das bildest du dir ein.» «Ich versichere euch, es gibt einen.» «Und wer ist diese weisse Krähe?»

Ich erklärte ihnen, dass ich während meiner Arbeit als Molotows Sekretär bei den *Izwestija ZK* (der schwindsüchtigen Zeitschrift, von der schon die Rede war) beobachtet hätte, wie die ausgedruckte Zeitschrift aus der Druckerei in die Expedition des ZK gekommen und von dort an die Parteiorganisationen versandt wurde. In der Expedition sei ein Arbeiter als Packer, Expedient und Verteiler gewesen. Ein kleiner, kahlköpfiger Mann und scheint's gar nicht dumm, Poskrebyshew mit Namen. Unter allgemeinem Gelächter wurde beschlossen, ihn rufen zu lassen. Der Mann kam und verstand nicht, wozu er Stalins Sekretariat nötig sein

könnte. Wir unterhielten uns mit ihm. Poskrebyschew war wirklich nicht dumm und würde ausserordentlich gehorsam sein. Fast aus Jux beschlossen wir, ihn zum Sekretär der Parteizelle des ZK zu machen, denn wenn etwas aus Stalins Sekretariat kam, ging es sofort durch. Poskrebyschew erwies sich als überaus gehorsamer Sekretär und kam sogar ein wenig zu oft zu Kanner gelaufen, um sich Direktiven zu holen.

Doch der Jux von Stalins Sekretären spielte noch einmal eine entscheidende Rolle in Poskrebyschews Laufbahn. Im Jahre 1926 wurde Stanislaw Kossior vierter Sekretär des ZK, da man gerade die Anzahl der Sekretäre auf fünf erhöht hatte. Gewöhnlich brachte ein versetzter Magnat einen langen Schwanz von Leuten seines Vertrauens («seiner Kinder») angeschleppt. Kossior wollte zeigen, dass er keine eigene Gruppe hatte und auch nicht bilden wollte; und als man ihn fragte, wen er als Sekretär wünsche, antwortete er bescheiden, dass er keinen Kandidaten habe und vorschlage, ihm einen von Stalins Sekretariat zu benennen. Kossior war klein und kahl, Poskrebyschew war klein und kahl, sie bildeten ein ziemlich komisches Paar. Gerade deshalb schlug Kanner, während er sich vor Lachen schier verschluckte, als Kossiors Gehilfen den Zellensekretär Poskrebyschew vor. So geschah es auch.

So wurde der Grundstein für die Karriere von Stalins künftigen Sekretär gelegt. Aus Kossiors Sekretariat wechselte Poskrebyschew 1928 zu Towstuchas Gehilfen über, nach dessen Tod 1935 nahm er dessen Platz als Stalins Gehilfe und Leiter des Sondersektors ein, um achtzehn Jahre lang der getreue Bursche Stalins zu bleiben, vor dem die Minister und die Mitglieder des Politbüros zitterten. Freilich beging er die Unvorsichtigkeit, eine leibliche Schwester der Frau Sedows (eines Sohnes von Trotzki) zu heiraten. Als man 1937 seine Frau auf Befehl des misstrauischen Stalin verhaftete, zuckte Poskrebyschew mit keiner Wimper und blieb weiterhin unzertrennlich bei Stalin bis 1953. Erst einige Monate vor Stalins Tod wurde er abgesetzt und wartete zitternd auf seine Erschiessung. Die eine oder andere Erschiessung liess Stalin aber doch nicht vollziehen.

Auf dem bolschewistischen Gipfel

Die ganze zweite Hälfte des Jahres 1923 erledigte Stalins Sekretär Towstucha eine der laufenden «halbdunklen» Angelegenheiten, die ihm Stalin aufgetragen hatte. In dessen Kampf um die Macht hatte die Sache eine nicht geringe Bedeutung.

Lenin lag im Sterben. Der Kampf um seine Nachfolge tobte zwischen der Troika und Trotzki. Die Troika führte einen energischen Propagandakrieg in der Partei, in dem sie sich als die treuesten und besten Schüler Lenins hinstellte. Und aus Lenin selber machte die offizielle Propaganda eine Ikone. Seht den genialen Führer, dem die Partei alles verdankt, und seine Schriften sind das Evangelium, die unanfechtbare Wahrheit! Tatsächlich! Was hatte Lenin nicht alles geschrieben. Mit Zitaten von ihm konnte man alles Beliebige stützen und verwerfen. Für Stalin war nur ein Teil von Lenins Schriften von besonderer Wichtigkeit. Sowohl in dem vorrevolutionären Streit in der Emigration, als auch während der Revolution und des Bürgerkrieges musste Lenin wiederholt scharfe Äusserungen über den einen oder anderen angesehenen Bolschewiken machen, und natürlich nicht so sehr in den gedruckten Artikeln als in persönlichen Briefen und Notizen – und nach der Revolution in der Regierungspraxis auf allerlei Resolutionen, Schriftstücken und Akten. Es rückte die Zeit heran, da man aus alten Aktendeckeln Lenins scharfe Verurteilung irgendeines angesehenen Parteimannes exzerpieren und dann veröffentlichten konnte, um seiner Karriere den Todesstoss zu versetzen. «Da seht ihr, was Iljitsch über ihn gedacht hat!»

Und exzerpieren konnte man viel. Aber nicht aus dem, was Lenin geschrieben hatte, sondern auch aus dem, was in der Hitze des Gefechtes seine Gegner über ihn geschrieben hatten. Es genügt, sich der vorrevolutionären Polemik zwischen Lenin und Trotzki zu erinnern, als Lenin seinen Gegner aller Todsünden beschuldigte, während Trotzki über Lenin empört als berufsmässigen Ausbeuter der rückständigen Massen und als ehrlosen Intriganten schrieb. Und was es nicht alles in allerlei persönlichen Notizen Lenins über die Mitglieder der regierenden Oberschicht und über seine Mitarbeiter gab! Wenn man dies alles sammelte, was für eine Waffe in Stalins Händen ...

Die Troika beriet, wie man dies machen könnte, natürlich in meiner Gegenwart. Doch ich merkte deutlich, dass Sinowjew und Kamenew dabei ganz kurzichtig

nur an ihren Kampf mit Trotzki und dessen Anhängerschaft dachten, während Stalin schwieg und an eine beträchtlich grössere Verwendung des leninschen Dynamits dachte. Es wurde beschlossen, auf Umwegen Rjasanow zu veranlassen, den nötigen Vorschlag dem Politbüro vorzulegen. Rjasanow, ein alter Parteimann, galt als hervorragender Theoretiker des Marxismus, er leitete das Marx-Engels-Institut und wühlte mit Hingabe in Marxens Briefen und Manuskripten. Tatsächlich trug er mit aufrichtiger Genugtuung dem Politbüro vor, aus dem Marx-Engels-Institut ein Marx-Engels-Lenin-Institut zu machen. Das Politbüro erklärte sich im Prinzip einverstanden, erachtete es jedoch für unerlässlich, zuerst ein besonderes Lenin-Institut zu gründen, das sich mehrere Jahre lang dem Schaffen Lenins widmen und alles Material über ihn sammeln und erst dann mit dem Marx-Engels-Institut vereinigt werden sollte. Ausserdem beschloss das Politbüro, unverzüglich an die Arbeit zu gehen. Es verfügte am 26. November 1923, dass das Lenin-Institut die einzige Sammelstelle aller «handschriftlichen Materialien» Lenins werden sollte, und verpflichtete auf Grund der Parteidisziplin unter Androhung von Sanktionen die Parteimitglieder, alle in ihren persönlichen oder in den amtlichen Archiven befindlichen Notizen, Briefe, Resolutionen und übrigen Materialien, soweit sie von Lenins Hand stammten, dem Lenin-Institut zu übergeben.

Das Politbüro hatte sich gut getarnt, der Beschluss war auf Rjasanows Initiative angenommen worden; die Mitglieder des ZK würden nach Erhalt des Protokolls des Politbüros meinen, dass es sich um das Studium von Lenins Schriften handelt. Als Gehilfen gab man dem Direktor des Instituts Towstucha bei. Der wühlte schon lange in den Archiven des Politbüros, zog alles Handschriftliche von Lenin heraus und sortierte es. Er verfügte schon über einen ganzen Berg von Materialien, den er für Stalins Bedarf zusammenstellen konnte; die für Stalin ungünstigen Notizen verschwanden für immer; die für alle übrigen ungünstigen wurden sorgfältig gesammelt und nach Namen geordnet. Je nach Bedarf konnte jederzeit über jede beliebige Parteigrösse irgendeine abfällige Bemerkung vorgelegt werden.

Am 14.-15. Januar 1924 wurde auf dem Plenum des ZK das Fazit der Parteidiskussion gezogen. Die Troika stellte mit Genugtuung fest, dass die Opposition zerschlagen sei. Man konnte den nächsten Schritt im Kampf gegen Trotzki tun. Doch musste dieser Schritt langsam und vorsichtig getan werden. Einzelne Mitglieder des ZK meldeten, dass in der Roten Armee Missstände herrschten. Das Plenum setzte eine «Militärkommission des ZK zur Überprüfung der Lage in der Roten Armee» ein. Den Vorsitz führte Gussew. Die Zusammensetzung der Kommission war so gewählt, dass ihre Beschlüsse im Vornhinein klar waren, es gehörten ihr Unschlicht, Woroschilow, Frunse und die ergebnen Andrejew und Schwernik an.

Gleich nach dem Plenum (16.-18. Januar) forderte die 13. Parteikonferenz der Apparatschiks (die Konferenz bestand aus leitenden Arbeitern der örtlichen Parteiorganisationen) nach einem Referat Stalins die Parteibürokraten zur Wachsamkeit auf, indem man darauf hinwies, dass «die von Trotzki geführte Opposition den Parteiapparat zerschlagen» wolle, und forderte die Einstellung jeglicher Diskussionen.

Nach einigen Tagen (am 21. Januar) starb Lenin. Im Durcheinander der folgenden Tage konnte man einige interessante Beobachtungen machen. Stalin blieb sich selber treu. Er sandte Trotzki, der sich im Kaukasus zur Kur aufhielt, ein Telegramm mit dem falschen Beerdigungsdatum Lenins, so dass Trotzki der festen Meinung sein musste, nicht mehr rechtzeitig zum Begräbnis nach Moskau gelangen zu können. Und er blieb im Kaukasus. So kam die Troika beim Begräbnis zu dem Anschein, Lenins Nachfolger zu sein (während es Trotzki erst gar nicht für nötig befunden hatte zu kommen), und hatte das Monopol auf die feierlichen und ergebnisreichen Reden und Schwüre. Ich beobachtete die Reaktion.

Im Land war die Reaktion auf Lenins Tod zwiespältig. Ein Teil der Bevölkerung freute sich darüber, natürlich ohne es offen zu zeigen. Für sie war Lenin der Urheber des Kommunismus; er sei dorthin gegangen, wo er längst hingehört hätte. Der andere Teil der Bevölkerung hielt Lenin für besser als die anderen, weil er den Zusammenbruch des Kommunismus gesehen und sich daher beeilt habe, wieder einige Elemente eines normalen Lebens (die NEP) einzuführen, die bewirkt hätten, dass man sich einigermaßen ernähren könne. Im Gegensatz dazu war ein grosser Teil der Partei erschüttert, besonders an der Basis. Lenin war der anerkannte Führer. Es herrschte Bestürzung. Wie würde es jetzt ohne ihn weitergehen? Auf den Parteigipfeln gingen die Meinungen auseinander. Es gab ehrlich erschütterte Leute wie Bucharin oder Lenins Stellvertreter Zjurma, die beide stark an Lenin gebunden waren. Einigermaßen betrauerte Lenins Tod auch Kamenew, dem menschliche Gefühle nicht fremd waren. Einen schwer zu beurteilenden Eindruck machte Stalin auf mich. Im Herzen freute er sich über Lenins Tod, war er doch eines der Haupthindernisse auf seinem Weg zur Macht. In seinem Arbeitszimmer und in Anwesenheit der Sekretäre war er in bester Laune und strahlte. Auf den Versammlungen und Sitzungen trug er aber eine tragisch bekümmerte, heuchlerische Miene zur Schau, hielt falsche Reden und schwur Lenin pathetisch Treue und Ergebenheit. Bei seinem Anblick dachte ich unwillkürlich: Was für ein Schurke du doch bist! Von Lenins Bombe, dem «Brief an den Kongress», wusste er noch nichts. Die Krupskaja erfüllte Lenins Willen buchstabengetreu. Der Brief war für den Kongress bestimmt, der Kongress sollte im Mai stattfinden: erst dann würde sie den Umschlag öffnen und Lenins Testament dem Politbüro übergeben.

Kamenew wusste davon schon etwas durch die Fotiewa, die weiterhin als Sekretärin des Rates der Volkskommissare arbeitete, schwieg aber.

Im Zusammenhang mit Lenins Tod und dem damit verbundenen Durcheinander folgte ein Plenum des ZK auf das andere. Auf das erste Januarplenum ein ausserordentliches nach Lenins Tod, dann Ende Januar noch eines; kaum dass im Januar alle Ernennungen und Umbesetzungen in den Volkskommissariaten durchgeführt waren, fand schon wieder eine Neuverteilung wichtiger Posten statt. Wen sollte man für Lenin zum Vorsitzenden des Rates der Volkskommissare ernennen? Weder im Politbüro noch in der Troika herrschte Einigkeit. Die Mitglieder der Troika fürchteten, dass – sollte einer von ihnen ernannt werden – dies für das Land ein Hinweis sein würde, dass er endgültig Lenins Nachfolger sei, und damit war den übrigen Mitgliedern der Troika nicht gedient. Schliesslich und endlich einigte man sich auf Rykow, eine politisch blasse Gestalt; sein Posten als Regierungschef sollte demnach mehr dekorativer als realer Art sein; ähnlich wie bei Kalinin, dem Vorsitzenden des Allrussischen Zentralexekutivkomitees, der Form nach etwas wie ein Präsident der Republik, aber in Wirklichkeit gar nichts. Bisher war Rykow Vorsitzender des Obersten Volkswirtschaftsrates gewesen.

Doch im Zusammenhang mit der Gründung der UdSSR wurde der Arbeits- und Verteidigungsrat reorganisiert. An seiner Spitze stand Kamenew, faktisch ging also die Leitung aller wirtschaftlichen Volkskommissariate (Oberster Volkswirtschaftsrat, Staatliche Plankommission, Finanzen, Handel, Landwirtschaft usw.) an diesen Rat bzw. Kamenew über, was die Bedeutung von Rykows neuem Posten als Vorsitzender des Rates der Volkskommissare noch weiter einschränkte. Reorganisiert wurde auch die GPU, die sich in die OGPU mit Gewalt über die ganze UdSSR verwandelte. Formell stand Dserschinskij an ihrer Spitze, da er jedoch gleichzeitig zum Vorsitzenden des Obersten Volkswirtschaftsrates an Stelle Rykows ernannt wurde, ging ihre Leitung praktisch nicht einmal auf seinen ersten Stellvertreter Menshinskij über, sondern auf Jagoda als zweiten Stellvertreter, der schon enge Beziehungen zu Stalins Sekretariat aufgenommen hatte, aber nicht zu mir.

Das neue Plenum des ZK am 3. Februar diskutierte die Frage über die Einberufung des nächsten ordentlichen Parteitages, vor allem hörte es sich aber den Bericht der «Militärkommission des ZK» an und beschloss nach heftiger Kritik, die äusserlich gegen das Militärkommissariat, in Wirklichkeit aber gegen Trotzki gerichtet war, «anzuerkennen, dass in ihrem gegenwärtigen Zustand die Rote Armee kampfunfähig ist» und dass unbedingt eine militärische Reform durchgeführt werden müsse.

Schliesslich führte Anfang März das neue Plenum einen neuen Schlag gegen Trotzki, indem man dessen Stellvertreter Skljanskij absetzte; zudem wurde der neue Personalstand des Revolutionären Militärates bestätigt; Trotzki blieb zwar noch Vorsitzender, doch zu seinem Stellvertreter ernannte man Frunse; er kam auf den Posten des Stabschefs der Roten Armee. In den Revolutionären Militäratt zogen erklärte Feinde Trotzkijs ein: Woroschilow und Unschlicht und Bubnow und sogar Budjonnyj. Der dekorative Posten des Oberkommandierenden der Spezialisten (Oberst der zaristischen Armee Kamenew) wurde abgeschafft.

Die Troika erörterte die Frage, was mit Skljanskij geschehen solle. Stalin schlug vor, ihn als Vorsitzenden des Amtorg (Amerikahandels) in die USA zu schicken. Das war ein hoher Posten. Mit Amerika gab es keine diplomatischen Beziehungen, nicht einmal eine Handelsmission bestand. Der Amtorg war die Handelsmission, vertrat und übte die Funktion sowohl einer Gesandtschaft als auch einer Basis für die illegale Arbeit der Komintern und der GPU aus. Die Handelsbeziehungen waren ebenfalls wichtig. Erst längere Zeit nach Beendigung des Bürgerkrieges war es gelungen, den völlig zerstörten Eisenbahntransport mit dem Ankauf eines grösseren Postens von Dampflokomotiven in den USA wieder halbwegs in Gang zu bringen; die Geschäfte hatte eine besondere Handelsmission abgewickelt, an deren Spitze, glaube ich, Professor Lomonossow stand; alle diese Käufe waren aber nur dank der Unterstützung starker jüdischer Finanzgruppen möglich, die mit der russischen Revolution sympathisierten. Da war also viel Diplomatie und Können erforderlich.

Über Stalins Vorschlag staunte nicht nur ich. Er hasste Skljanskij, der ihn während des ganzen Bürgerkrieges verfolgt und angeschnauzt hatte, mehr als Trotzki. Aber auch Sinowjew konnte ihn nicht leiden. Ich erinnere mich, dass schon etwas früher auf einer Sitzung des Politbüros, als die Rede auf Skljanskij kam, Sinowjew ein Gesicht gemacht und gesagt hatte: «Es gibt nichts Komischeres als diese kleinstädtischen Externisten, die sich als grosse Feldherren vorkommen.» Der Schlag war nicht nur gegen Skljanskij, sondern auch gegen Trotzki geführt. Der sprang auf, beherrschte sich aber, warf einen scharfen Blick auf Sinowjew und schwieg.

Skljanskij wurde zum Vorsitzenden des Amtorg ernannt und fuhr nach Amerika. Als bald darauf ein Telegramm eintraf, dass er während einer Motorbootfahrt das Opfer eines unglücklichen Zufalls geworden und ertrunken sei, fielen mir die ausserordentlich vagen Umstände dieses unglücklichen Zufalls auf. Er war zu einer Spazierfahrt auf irgendeinem See aufgebrochen, lange nicht zurückgekehrt, man hatte sich auf die Suche gemacht, das Boot mit dem Kiel nach oben und ihn ertrunken vorgefunden. Zeugen des unglücklichen Zufalls gab es nicht.

Ich begab mich mit Mechlis unverzüglich zu Kanner, und wir erklärten ihm einstimmig: «Grischa, den Skljanskij hast du ertrinken lassen.» Kanner verteidigte sich halbherzig: «Natürlich wieder ich. Wo auch immer etwas passiert, immer bin's ich gewesen.» Wir setzten ihm zu, Kanner leugnete. Schliesslich sagte ich: «Du weisst, dass ich als Sekretär des Politbüros alles wissen muss.» Darauf antwortete Kanner: «Nun, es gibt Dinge, die auch der Sekretär des Politbüros besser nicht weiss.» Obgleich er sich zu der Tat nicht bekannte (nach der Geschichte mit Jushak waren alle im Politbüro weitaus vorsichtiger), waren Mechlis und ich überzeugt, dass Skljanskij auf Stalins Befehl ertrank und der «unglückliche Zufall» von Kanner und Jagoda organisiert war.

Ich wurde mit der Familie Swerdlow bekannt. Es war eine sehr interessante Familie. Der alte Swerdlow, er lebte nicht mehr, hatte in Nischnij Nowgorod als Graveur gelebt. Infolge seiner revolutionären Neigungen stand er mit allerlei revolutionären Gruppen in Verbindung; seine Arbeit als Graveur bestand hauptsächlich in der Anfertigung falscher Stempel, mit deren Hilfe die Revolutionäre sich falsche Papiere fabrizierten. Die ganze Atmosphäre im Haus war revolutionär. Sein ältester Sohn Sinowij geriet jedoch infolge irgendwelcher komplizierter seelischer Prozesse in eine innere Krise, brach mit allen revolutionären Kreisen, mit der Familie und mit dem Judentum. Sein Vater verfluchte ihn nach dem rituellen Fluch. Er wurde von Maxim Gorkij adoptiert und hiess dann Sinowij Peschkow. Doch in Fortsetzung seines geistigen Weges entfernte er sich auch aus der revolutionären Umgebung Gorkijs, fuhr nach Frankreich und trat, um mit seinem bisherigen Leben vollends zu brechen, in die Fremdenlegion ein. Als nach einiger Zeit die Nachricht eintraf, dass er bei Kämpfen eine Hand verloren habe, geriet der alte Swerdlow in schreckliche Erregung: «Welche Hand?» Und als sich herausstellte, dass es die rechte war, kannte sein Triumph keine Grenzen. Nach der Formel des jüdischen rituellen Fluches musste der Sohn, wenn er vom Vater verflucht war, just die rechte Hand verlieren. Sinowij Peschkow wurde französischer Staatsbürger, diente weiter in der Armee und brachte es bis zum General. Von seiner Familie hatte er sich völlig losgesagt. Als ich ihm nach meiner Ankunft in Frankreich Neuigkeiten über seine Geschwister (zwei Brüder und eine Schwester) mitteilen wollte, antwortete er, dass er keine Familie habe und von ihr nichts wissen wolle.

Sein jüngerer Bruder Jakow war in Lenins Partei ein angesehenes Mitglied des bolschewistischen ZK. Nach der Oktoberrevolution wurde er Lenins rechte Hand und Vorsitzender des Allrussischen Zentralen Exekutivkomitees, d.h. formelles Oberhaupt der Sowjetrepublik. Seine Hauptarbeit war organisatorischer und dis-

tributiver Art. Er stellte eigentlich das auf die Beine, was später der Parteiapparat, besonders ihr Organisationsbüro, wurde. Doch starb er schon im März 1919 an Tbc.

Nach ihm ist die Hauptstadt des Urals Swerdlowsk benannt. Warum die Stadt nach Stalins Machtergreifung nicht umbenannt wurde, obgleich Stalin, wie wir gleich sehen werden, einige persönliche Gründe hatte, Swerdlow nicht zu lieben, ist mir nicht bekannt. Vielleicht deshalb, weil man in Jekaterinburg im Juli 1918 die Zarenfamilie ermordet hatte und ein Gutteil Verantwortung für diesen Mord Jakow Swerdlow, das offizielle Oberhaupt der Sowjetmacht im Ural, traf, der jedoch auf Lenins Rat sehr schlau seine formelle Verantwortung bestritt und die örtlichen bolschewistischen Instanzen des Urals wissen liess, dass die Frage bezüglich des Schicksals der Zarenfamilie auf ihr Konto gehe.

Der dritte Bruder, Wenjamin Michailowitsch, bekundete keine revolutionären Neigungen, sondern zog es vor, nach Amerika auszuwandern, wo er Inhaber einer kleinen Bank wurde. Als jedoch die bolschewistische Revolution in Russland ausbrach, forderte Jakow dringend seinen Bruder an. Wenjamin löste seine Bank auf und kam nach Petrograd. Lenin, der sich damals noch in den Verstrickungen demagogisch-phantastischer Ideen befand, die ihn z.B. laut verkünden liessen, dass «jede Köchin den Staat regieren können müsse», wandte solche Leitsätze auch in der Praxis an, indem er propagandistisch-unsinnige Ernennungen vornahm. Bekanntlich wurde der Fähnrich Krylenko, der Bourgeoisie zum Trotz, Oberster Befehlshaber, irgendein fast analphabetischer Matrose Direktor der Staatsbank und der ebenfalls nicht sehr gelehrte Lokomotivführer Jemschanow Volkskommissar der Verkehrswege. Der arme Jemschanow machte derartigen Blödsinn in seinem Ministerium und verhedderte sich so, dass er nach nicht ganz zwei Monaten unter Tränen bat, Lenin möge ihn doch von dem seine Kräfte übersteigenden Posten befreien. Damals schlug Jakow Swerdlow vor, seinem soeben eingetroffenen Bruder diesen Posten zu übergeben, obgleich er kein Kommunist sei. Er wurde zum Volkskommissar der Verkehrswege ernannt. Nach einiger Zeit vergewisserte er sich aber, dass er auf diesem Posten nichts tun konnte (nach ihm waren Trotzki und Dserschinskij ebenso erfolglos) und zog es vor, sich als Präsidialmitglied des Obersten Wirtschaftsrates zu betätigen. Im Weiteren ging es mit seiner Karriere langsam, aber sicher bergab. Übrigens war er so klug, parteilos zu bleiben, und nach dem Tod seines Bruders konnte man sich nur wundern, dass es nicht ganz aus war mit ihm. In diesen Zeiten (1923-1925) war er noch Mitglied des Obersten Volkswirtschaftsrates und leitete dessen wissenschaftlich-technische Abteilung.

Kurz vor Kriegsausbruch trat im Moskauer Künstlertheater die sehr junge (etwa 17 mochte sie gewesen sein), aber sehr talentierte Schauspielerin Wera

Alexandrowna Delewskaja auf. Ausserdem war sie sehr schön. Mangels Erfahrung hatte man ihr noch keine grosse Rolle gegeben, aber sie war vom Künstlertheater so gefesselt, dass sie nur für diese Bühne lebte und atmete. Allerdings war das Künstlertheater nicht nur Tschechows, sondern auch Gorkijs Bühne. Und um Gorkij drängelte sich allerhand ausserordentlich revolutionäres Volk. Und als einige ihrer Kollegen das unerfahrene Mädchen baten, ihnen einen Freundschaftsdienst zu erweisen und ein bisschen revolutionäre Literatur zu verstecken, war es ihr peinlich, dies abzulehnen; und da sie sich in derlei Dingen überhaupt nicht auskannte, versteckte sie die Schriften so ungeschickt, dass die Polizei unverzüglich alles fand. Sie wurde verhaftet und nach Sibirien verbannt. Bekanntlich versorgte die zaristische Polizei verbannte Revolutionäre mit einem ständigen Gehalt, indem sie ihren Tisch, das Quartier und die übrigen Auslagen bezahlte. Die Verbannten hatten also nichts zu tun und setzten ihre revolutionäre Tätigkeit fort. Eigentlich lebten sie frei, aber unter polizeilicher Aufsicht. Aufsicht gab es aber fast keine, und es war sehr leicht, aus der Verbannung zu entfliehen, aber dann musste man eine illegale Existenz auf sich nehmen, die mit einigen Unannehmlichkeiten verbunden war. Im Übrigen verstehe ich nicht ganz, mit welchen, da im Falle einer Ergreifung und einer neuen Verhaftung der Flüchtlinge wieder in die Verbannung zurückgebracht wurde, ohne dass man ihm die Frist verlängerte. Die zaristische Polizei ging in ihrer Besorgtheit um die Verbannten so weit, dass man sie in der Verbannung nach ihrer Parteizugehörigkeit gruppierte; die Bolschewiken wurden an einem anderen Ort untergebracht als die Bolschewiken usw. Das ermöglichte es den Verbannten, ein geselliges Parteileben zu führen, ihre Zeit auf Sitzungen und in Streitigkeiten über Programme und Taktiken zu verbringen, Artikel für die Parteipresse zu schreiben und dergleichen mehr.

In dem Ort, wohin man Wera Alexandrowna gebracht hatte, waren einige angesehene Bolschewiken angesiedelt (es scheint, dass auch die revolutionäre Literatur, die sie so liebenswürdig versteckt hatte, bolschewistischen Inhaltes war), darunter auch drei Mitglieder des ZK: Spandarjan, Stalin und Jakow Swerdlow. Sowohl Stalin als auch Swerdlow waren von der jungen und schönen Schauspielerin angetan und machten ihr aus allen Kräften den Hof. Wera Alexandrowna lehnte freilich ohne Zaudern den mürrischen, unsympathischen und wenig gebildeten Stalin ab und zog den feinen und jüdisch gebildeten Swerdlow vor.

Nach der Verbannung kehrte Jakow Swerdlow zu seiner Familie (er hatte eine Frau, Klaudia Nowgorodzewa, und einen Sohn, Andrej) und zu seinen neuen hohen Staatsämtern zurück, indes Wera Alexandrowna gewissermassen als Jungge-

sellin dastand. Als sie aber Wenjamin Swerdlow zu Gesicht bekam, verliebte er sich sofort in sie, und das Paar heiratete. Die Ehe bestand noch, als ich mit ihnen bekannt wurde.

Der vierte Swerdlow, German Michailowitsch, war eigentlich nur ein Halbbruder der anderen drei. Nach dem Tod seiner Frau hatte der alte Swerdlow die Russin Kormilzewa geheiratet, deren Kind German war. Um vieles jünger als seine Brüder (1923 war er 19 Jahre alt) hatte er sich an der Revolution nicht beteiligt, er war noch im Komsomol. Der selten gescheite und scharfsinnige Jüngling war vier Jahre jünger als ich, er schloss sich eng an mich an, war ständig bei mir und mochte mich sehr. Über meine innere Entwicklung zum Antikommunisten hatte er keine Ahnung. Im Übrigen sprachen wir über alles andere als Politik.

Die vier Brüder hatten noch eine Schwester. Sie war mit einem reichen Mann namens Awerbach (Auerbach) verheiratet, der irgendwo im Süden Russlands lebte. Die Awerbachs hatten einen Sohn und eine Tochter. Leopold, ein sehr pffiffiges, unverschämtes Bürschchen, fühlte sich zur Führung der russischen Literatur berufen und übte eine Zeitlang über die Gruppe der «Napostowzen» eine strenge tschekistische Kontrolle in literarischen Kreisen aus. Dabei stützte er sich hauptsächlich auf familiäre Beziehungen, denn seine Schwester Ida war mit dem nicht unbekanntem Henrich Jagoda, dem GPU-Chef, verheiratet.

Jagoda war hinsichtlich seiner Karriere der Familie Swerdlow ebenfalls nicht wenig verpflichtet. Es handelte sich darum, dass Jagoda keineswegs der Pharmazeut war, als den er sich gern ausgab, sondern Geselle in der Gravierwerkstatt des alten Swerdlow. Allerdings beschloss Jagoda, nachdem er einige Zeit gearbeitet hatte, sich selbständig zu machen. Er stahl zu diesem Zweck den ganzen Satz Instrumente und verschwand damit, wobei er ganz richtig darauf spekulierte, dass der alte Swerdlow es vorziehen werde, sich nicht an die Polizei zu wenden, da sonst seine ganze illegale Tätigkeit an den Tag gekommen wäre. Doch leider gelang es Jagoda nicht, als selbständiger Graveur Fuss zu fassen, so dass er nach einiger Zeit reumütig zum alten Swerdlow zurückkam. Der Alte verzieh ihm und nahm ihn wieder auf. Doch nach einiger Zeit entdeckte Jagoda die Beständigkeit gewisser Ideen, stahl wiederum alle Instrumente und lief davon.

Nach der Revolution war alles vergessen, Jagoda fischte sich Ida, die Nichte des Staatsoberhauptes, was seiner Karriere nicht wenig nützte, denn er wurde dadurch im Kreml hoffähig.

Jakow Swerdlows Witwe, Klaudia Nowgorodzewa, lebte sehr zurückgezogen und arbeitete nirgends.

Da kam einmal German Swerdlow zu mir und erzählte unter anderem Folgendes. Andrej, der jetzt fünfzehnjährige Sohn Jakow Swerdlows, interessierte sich für eine Schublade im Schreibtisch seiner Mutter, die immer abgeschlossen war;

und wenn er sie fragte, was denn in dieser Schublade sei, unterbrach sie ihn barsch: «Hör auf, das geht dich nichts an!» Aber vor Neugierde platzend, erhaschte Andrej einen geeigneten Augenblick, als seine Mutter irgendwo im Zimmer den Schlüssel vergessen hatte. Er öffnete die Schublade. Und was befand sich darin? Ein Haufen falscher Steine, die wie grosse Brillanten aussahen. Natürlich waren die Steine falsch, denn woher sollte seine Mutter eine solche Menge echter Brillanten nehmen? Er schloss die Schublade ab und legte die Schlüssel an ihren Platz.

German war ebenfalls der Meinung, dass es Glassteine waren. Jakow Swerdlow war nie habgierig gewesen und hatte nie Pretiosen besessen. Ich stimmte German zu, natürlich, irgendein wertloses Zeug.

Doch allmählich dämmerte mir, dass hier etwas ganz anderes zum Vorschein kam. Schon vor Germans Erzählung hatte ich beim Wühlen in den Archiven des Politbüros herausbekommen, dass vor drei-vier Jahren (1919/1920) während der bösen militärischen Krise im Bürgerkrieg, als die Sowjetmacht an einem Faden hing, von dem Diamantenfonds des Staates ein «Diamantenfonds des Politbüros» abgezweigt worden war, dazu bestimmt, im Fall des Verlustes der Macht den Mitgliedern des Politbüros den Lebensunterhalt und die Fortsetzung der revolutionären Tätigkeit zu ermöglichen. Es gab zwar in dem Archiv Spuren über die betreffenden Verfügungen sowie über die Entnahme von Steinen aus dem Diamantenfonds, aber kein einziges Wort darüber, wo dieser Fonds versteckt war. Nicht einmal in dem «besonderen Umschlag» meines Safes. Augenscheinlich hatte man beschlossen, dass den Aufbewahrungsort nur die Mitglieder des Politbüros kennen sollten. Jetzt hatte ich unerwartet den Schlüssel zu der ganzen Machination gefunden. Tatsächlich wäre im Fall des Verlustes der Macht der Fonds nirgendwo besser versteckt gewesen als bei einer Privatperson, zu welcher das Politbüro vollstes Vertrauen hatte, die aber gleichzeitig nicht die kleinste politische Rolle spielte und völlig unscheinbar war. Das erklärte auch, warum Klaudia Nowgorodzewa nirgends in Erscheinung trat und nicht mehr den klangvollen Namen Swerdlowa trug, der ihr in den Schwierigkeiten des sowjetischen Alltags viel geholfen hätte, sondern wieder ihren Mädchennamen angenommen hatte. Ganz bestimmt war sie die Hüterin des Schatzes, aber ich glaube nicht, dass es noch lange währte, da ein Sturz der Sowjetmacht von Jahr zu Jahr unwahrscheinlicher wurde.

Ich muss über die Swerdlows noch hinzufügen, dass Wenjamin 1937 umkam, Leopold Awerbach 1938 erschossen wurde wie Jagoda selber auch; Wera Alexandrownas Schicksal ist mir nicht bekannt. Über German werde ich noch sprechen.

Meine Stellung als Sekretär des Politbüros hatte sich schnell gefestigt. Anfänglich wurde ich von Sinowjew und Kamenew mit einigem Misstrauen betrachtet: Stalins Mann. Sie kamen jedoch bald zu der Überzeugung, dass ich diesen Posten nicht von Stalins Gnaden bekleidete, sondern weil ich über die nötigen Kenntnisse verfügte. Während der ersten drei bis vier Wochen meiner Arbeit im Politbüro behielt ich auf den Sitzungen die von Lenin eingeführte und von Kamenew fortgesetzte Technik bei, dass die Beschlüsse des Politbüros von dem Vorsitzenden formuliert und dann dem Sekretär diktiert wurden, der sie lediglich niederzuschreiben hatte. Dann beschloss ich, meine bei Molotow und im Organisationsbüro gesammelten Erfahrungen anzuwenden und die Formulierung des grössten Teiles der Beschlüsse selber zu übernehmen. Molotow hatte dieses Verfahren nicht nur viel Zeit gespart, sondern auch viel Anstrengung, da er sehr langsam und schlecht formulierte. Kamenew dagegen formulierte schnell und genau, hier ging es also lediglich um Zeitgewinn. So wandte ich mich an Kamenew und sagte: «Ich bin immer gut vorbereitet für die Sitzungen, kenne alle Nuancen in den Vorschlägen und Eingaben der Behörden und ihre Bedeutung sowie die ganze Geschichte jeder einzelnen Frage; deshalb braucht man mir die Resolutionen nicht immer zu diktieren, ich kann sie selber im Sinn der angenommenen Beschlüsse formulieren.» Kamenew blickte mich einigermassen erstaunt an, sein Blick sprach: Na, junger Mann, du scheinst dich zu übernehmen, er sagte aber nichts.

Auf der nächsten Sitzung diskutierte das Politbüro eine schwierige Frage der Volkswirtschaft, der weder der Oberste Volkswirtschaftsrat noch die Staatliche Planungskommission oder der Volkskommissar der Finanzen zustimmte. Nach langen Debatten erklärte schliesslich Kamenew: «Na, soviel ich sehe, schliesst sich das Politbüro Rykows Meinung an. Stimmen wir ab.» Tatsächlich bestätigte die Abstimmung Rykows Ansicht. Dann sagte Kamenew mit einem schnellen Blick auf mich: «Gut. Gehen wir weiter», und wandte sich dem nächsten Punkt der Tagesordnung zu. Das hatte den Charakter einer schweren Prüfung. Ich schrieb die grosse und komplizierte Resolution über die vielen verschiedenen Fragen des erörterten Problems wie gewöhnlich auf zwei der üblichen Kärtchen und reichte sie Stalin über den Tisch hin. Der überflog sie, sagte kein Wort und übergab sie Kamenew. Der las sie aufmerksam durch, brachte keine einzige Korrektur an und gab mir die Kärtchen mit einer Augenbewegung zurück, die nichts anderes als «Bravo» bedeuten konnte. Von dieser Sitzung an begann die neue, von mir vorgeschlagene Praxis, durch die man viel Zeit sparte, da sich das Politbüro nicht mehr mit der Formulierung beschäftigen musste. Gewöhnlich entstanden nämlich die grössten Debatten wegen der Korrekturen, die manche der Beteiligten in den

vom Vorsitzenden festgelegten Text hineinschrieben. Jetzt wurde in den meisten Fällen der allgemeine Inhalt des Beschlusses festgelegt, die Formulierung dagegen dem Sekretär übertragen, natürlich unter Kontrolle des Vorsitzenden; doch ich muss sagen, dass Kamenew selbst in den schwierigsten Fragen fast nie Änderungen in meinem Text anbrachte.

Natürlich komplizierte sich dadurch meine Arbeit. Musste ich mich doch mit der Technik der Sitzungen beschäftigen, darauf achten, dass das Politbüro keine Fehler machte und aufmerksam die Diskussion verfolgen, um alle Nuancen zu verstehen, und gleichzeitig die Beschlüsse zu den soeben behandelten Fragen formulieren. Als Sinowjew sah, wie ich mit alledem zurechtkam, sagte er: «Genosse Baschanow kann wie Julius Caesar fünf Sachen gleichzeitig tun.» Ich wusste zwar nicht, dass Caesar diese Fähigkeit beherrscht hatte, vermochte aber dem Kompliment gegenüber nicht gleichgültig zu bleiben.

Indes tat ich bald darauf noch einen weiteren Schritt auf der Leiter meiner bürokratischen Laufbahn. In einer Sitzung der Troika sagte ich: «Sie fassen im Politbüro sehr viele schöne Beschlüsse, wissen aber nicht, wie diese Beschlüsse durchgeführt werden und häufig nicht einmal, ob sie durchgeführt werden. Es wäre nicht unzweckmässig, irgendeinen zusätzlichen Kontrollapparat für die Durchführung der Beschlüsse zu schaffen. Die ganze Arbeit des Politbüros ist streng geheim, der Kreis der mit allen diesen Geheimnissen vertrauten Personen darf nicht erweitert werden. Es gibt aber ein einfaches Mittel, diese Kontrolle wenigstens in groben Umrissen durchzuführen, wenn man sie mir als Sekretär des Politbüros anvertraut. Ich bin über alle Einzelheiten aller Fragen, die im Politbüro erörtert werden, genau im Bild, wie Sie wissen. Übertragen Sie die Vollzugskontrolle über die Beschlüsse mir, ich werde mich an die Leiter der Behörden wenden, denen der Vollzug aufgetragen ist; wie man die Effizienz dieser Kontrolle auch bewerten mag, allein schon die ständige Erinnerung der Behördenleiter daran, dass es im Politbüro ein Auge gibt, das ständig den Vollzug überwacht, kann nicht ohne positiven Einfluss bleiben.» Kamenew und Sinowjew fanden das völlig logisch und stimmten zu. Stalin schwieg; er verstand ausgezeichnet, dass dies zur Stärkung seiner Macht beitrug: sein Gehilfe würde die Tätigkeit aller Minister und Mitglieder des ZK kontrollieren; das musste seine Bedeutung stärken. Dabei sah er mich mit einem prüfenden Blick an, der zu sagen schien: Na, du wirst es, scheint's, noch weit bringen.

Die Durchführung der Beschlüsse des ZK kontrollierte also ich. In grosse Hefte wurde links der Text jedes Beschlusses des Politbüros eingeklebt. Rechts standen meine Bemerkungen über die Kontrollergebnisse. Die Kontrollen führte ich selbstständig durch, ohne sie vor jemandem zu rechtfertigen. Ich griff zum Hörer und

rief die Behörde an, der man die Durchführung irgendeines Beschlusses aufgetragen hatte. «Genosse Lunatscharskij, hier spricht Baschanow. Am soundsovielten hat das Politbüro die und die Resolution erlassen. Sagen Sie, bitte, was Sie zum Vollzug dieser Resolution getan haben.» Und Genosse Lunatscharskij musste sich wie ein Schuljunge rechtfertigen. Wegen der Besonderheiten des sowjetischen Systems sowie der allgemeinen Schlamperei und Unordnung wurde ein Grossteil der Beschlüsse des Politbüros nicht durchgeführt. Genosse Lunatscharskij musste mir möglichst überzeugend erklären, dass wenig durchgeführt worden sei, jedoch weder er noch seine Behörde daran schuld seien, sondern diese und jene objektiven oder manchmal auch nicht objektiven Ursachen.

Durch diese Kontrolle brachte ich mich bald in eine besondere Lage und wurde selbst für die höchsten Mitglieder der sowjetischen Spitze zu einer gewissen Drohung. Es war ein klassisches Beispiel für die Macht des Apparates. Ich konnte eine Erklärung als befriedigend anerkennen und es damit bewenden lassen, ich konnte sie aber ebenso als unbefriedigend anerkennen und darüber der Troika berichten oder dem Politbüro. Die Angelegenheit war damit nicht erledigt. Nicht, dass sich nach meiner Meldung das Politbüro sogleich beeilt hätte, den Schuldigen abzusetzen, denn Ernennungen und Absetzungen erfolgten nach den besonderen Gesetzen des Machtkampfes und der Intrigen hinter den Kulissen; wenn aber schon eine Tendenz bestand, sich von jemandem zu trennen und ihn von seinem hohen Posten zu entfernen, war kein Vorwand dafür besser als die Meldung Baschanows, dass der betreffende Würdenträger systematisch die Beschlüsse des Politbüros ignoriere. Diese Kontrolle übte ich während meiner ganzen Tätigkeit im Politbüro aus.

Ich war jung und energisch und suchte mir bald ein nebenamtliches Betätigungsfeld. Als Sekretär des Organisationsbüros war ich bei der Bestätigung des Obersten Rates für Körperkultur (Fiskultura) und der allgemeinen Richtlinien für die Tätigkeit dieser Behörde anwesend gewesen. Dabei war mir die Unsinnigkeit der ganzen Arbeit dieser neuen Institution aufgefallen, aber ich war noch ein zu kleines Schräubchen in der Apparatmaschine, um mit einer Kritik aufzutreten.

Die Körperkultur wurde als nützlich für die Gesundheit und für die Dressur der werktätigen Massen verstanden. Das obligatorisch in Massen auszuführende Herumschlagen mit Armen und Beinen stellte gewissermassen Kollektivbewegung dar. Diese Turnerei versuchte man auch in allen Arbeiterklubs durchzusetzen, indem man die Werktätigen fast mit Gewalt zu solchen Demonstrationen trieb. Das rief natürlich nicht das geringste Interesse wach und wurde als etwas nicht weni-

ger Langweiliges als der politische Elementarunterricht (Politgramota) empfunden, vor dem man sich durch die Flucht retten konnte. Der Sport wurde von den Theoretikern dieser «Körperkultur» als ungesundes Relikt der bourgeoisen Kultur betrachtet, die auf die Entwicklung des Individualismus bedacht war, also den kollektivistischen Prinzipien der proletarischen Kultur feindlich gegenüberstand. Von der Langeweile der Körperkultur verendeten selbst die Fliegen, so dass verständlicherweise auch ihr Oberster Rat ein klägliches Dasein führte.

Schon als Sekretär des Politbüros sagte ich einmal ganz beiläufig zu Stalin: «Diese Turnerei ist ein Unsinn und findet keinerlei Anklang bei den Arbeitern. Man muss zum Sport übergehen, zu Wettkämpfen, für die bei den werktätigen Massen das Interesse völlig gesichert ist. Dem Obersten Rat für Körperkultur gehört auch ein Mitglied des ZK als dessen Vertreter an; es ist der Geschäftsführer des Agitprop, der wegen der Nutzlosigkeit dieser Institution wahrscheinlich noch kein einziges Mal dort war. Ernennet mich zum Vertreter des ZK, und ich verwandle euch die Körperkultur in Sport, indem ich den Umschwung als Linie des ZK ausgabe.» Stalin erklärte sich einverstanden, er stimmte mir in allen Fragen zu, die ihn überhaupt nicht interessierten, da ihm allein an der Macht gelegen war. Ich leitete also gleich meine Ernennung über die nötigen Instanzen des ZK in die Wege und wurde so zum Vertreter des ZK im Obersten Rat der Körperkultur, der bedauerlicherweise seinen Titel beibehielt.

Der Oberste Rat setzte sich aus Vertretern sehr unterschiedlicher Institutionen zusammen. So war unter seinen Mitgliedern auch Jagoda als Vertreter der GPU. Die Arbeit musste aber das Präsidium des Obersten Rates leisten. Das bestand aus fünf Leuten, nämlich dem Volkskommissar für das Gesundheitswesen Semaschko als Vorsitzendem, dem Vertreter der Militärbehörde Mechoschin als seinem Stellvertreter sowie drei Mitgliedern, zu denen ausser mir der junge Doktor Ittin als Vertreter des Komsomol-ZK und Senjuschkin als Vertreter der Gewerkschaftsverbände gehörten.

Wir beriefen das Plenum des Obersten Rates ein, ich trat mit einem Referat über die geänderte Politik des Rates auf, nämlich statt der Körperkultur den Sport zu pflegen und das mit ihm verbundene Interesse der werktätigen Massen. Zu allererst müsste man die seit der Revolution zerstörten und geschlossenen alten Sportorganisationen wieder aufleben lassen, ihre in alle Winde zerstreuten Sportler sammeln und sie als Instrukoren und Wiederbeleber der sportlichen Betätigungen benutzen. Dann die werktätigen Massen in den Betrieb miteinbeziehen.

Sogleich trat Jagoda mit einer Erwiderung auf. Bis zur Revolution hätten sich mit Sport hauptsächlich die Vertreter der Bourgeoisie beschäftigt; die Sportorga-

nisationen waren und werden Herde der Konterrevolution sein; ihnen die Möglichkeit zur Sammlung und Vereinigung zu geben, sei gefährlich. Und überhaupt sei jeglicher Sport gegen die kollektivistischen Grundsätze der Partei.

Ich nahm den Kampf auf, indem ich darauf hinwies, dass nach der neuen Linie des ZK das Prinzip des Wettkampfes gelte, ohne das man bei den Werktätigen kein Interesse erwecken und keine Beteiligung erreichen könne. Was die alten Sportler angehe, so seien ihre politischen Überzeugungen im gegebenen Fall wenig interessant: beim Fussballspiel oder während eines 100-Meter-Laufes lasse sich keine Konterrevolution entfachen. Ausserdem sei die Politik der Partei stets für den Einsatz von Spezialisten gewesen, die Ingenieure und Techniker seien in überwältigender Mehrheit Abkömmlinge bürgerlicher Klassen, ausserdem würden sie überall in der Volkswirtschaft verwendet, ja selbst die Rote Armee konnte nur dank der Heranziehung militärischer Spezialisten entstehen und siegen, nämlich der alten zaristischen Offiziere, die politisch der Partei sehr häufig distanziert, ja sogar feindlich gegenüberstanden.

Der Rat schloss sich meinem Standpunkt an, wurde er doch gewissermassen für die «Linie des ZK» gehalten. Als Jagoda noch zu sagen versuchte, dass die Sportklubs Nester der Konterrevolution bilden würden und dass man sie aufmerksam beobachten müsse, unterbrach ihn Semaschko: «Na, das ist Ihre Sache, das geht uns nichts an.»

Der Sport ging flott voran, die Klubs wuchsen und gediehen, die Massen beteiligten sich enthusiastisch. Im Sommer 1924 wurde die erste allrussische Olympiade (in Leichtathletik) veranstaltet, die sehr erfolgreich verlief. Ich war der oberste Kampfrichter und beschäftigte mich sehr intensiv mit allem.

Die GPU machte uns grosse Schwierigkeiten, da für sie alle alten Sportler Feinde waren. Wir mussten richtig kämpfen mit ihr und Einzelne vor ihr beschützen, die sich durch keine besondere Vorliebe für den Kommunismus auszeichneten. Manche musste man den Klauen der GPU mit den Zähnen entreissen. Anatolij Anatoljewitsch Pereselenzew war der beste Ruderer Russlands; in den Jahren 1911-1912 hatte er im Einer die Europameisterschaft gewonnen. Er konnte als «Abkömmling der bourgeoisen Klasse» gelten. Die GPU konnte ihn nicht riechen und wollte ihn verhaften. Es rettete ihn nur mein Einspruch und die Drohung, seinetwegen eine Anfrage an das ZK zu richten, falls die GPU ihn anrühren oder versuchen sollte, gegen ihn irgendeinen Prozess zu erfinden. Bis 1927 lebte Pereselenzew unter meinem Schutz, er wusste es und dankte mir. Als ich im gleichen Jahr meine Flucht vorbereitete, besuchte ich Pereselenzew in seinem Sport-

klub und sagte ihm, dass ich einen Posten in der Provinz anzutreten hätte; da ihn jetzt niemand mehr beschützen könne, werde ihn unverzüglich die GPU fressen. Deshalb rate ich ihm, alles liegen und stehen zu lassen, die Augen der GPU möglichst nicht mehr zu reizen und sich irgendwo in der abgelegensten Provinz zu verstecken. Ich weiss nicht, ob er's getan hat und was mit ihm geschehen ist.

Als bald begannen sich mit Sport, freilich mehr ihrer Gesundheit wegen, auch die Mitglieder der bolschewistischen Pyramidenspitze zu beschäftigen. Stalin und Molotow hatten für Sport nichts übrig, aber Kaganowitsch lief im Winter Ski, während der Volkskommissar der Finanzen, Sokolnikow, der Vorsitzende der Budgetverwaltung des gleichen Kommissariats, Reingold, und ich ein recht eifriges Tennistrio bildeten; an unseren Partien beteiligte sich manchmal auch Sokolnikows Frau Galina Serebrjakowa. Er selber wurde 1941 im Gefängnis der Stadt Orel erschossen, Reingold schon in den Jahren 1936/1937, Galina Serebrjakowa sass jahrelang in einem sowjetischen Konzentrationslager. Als sie nach Stalins Tod von dort zurückkehrte, schrieb sie – offenbar aus Angst – ein schändliches Buch über ihre Erlebnisse.

Meine Entwicklung zum Antikommunisten

Der 13. Parteitag stand bevor. Einige Tage vor seiner Eröffnung entsiegelte die methodische Krupskaja Lenins Päckchen und schickte die Bombe («das Testament») dem ZK. Als Mechlis unserem Herrn den Inhalt von Lenins Brief mitteilte (in dem Lenin riet, Stalin abzusetzen), beschimpfte dieser die Krupskaja mit nicht wiederzugebenden Worten und stürzte davon, um sich mit Sinowjew und Kamenew zu beraten.

Damals brauchte Stalin die Troika noch, denn zuerst musste Trotzki geschlagen werden. Jetzt zeigte sich sogar, dass sein Bund mit Sinowjew und Kamenew die Rettung für ihn war. Natürlich hatte bis zu diesem Tag in der Troika Einigkeit darüber geherrscht, dass wieder Sinowjew den politischen Rechenschaftsbericht des ZK halten und auf diese Weise den Anschein des Parteiführers bekommen werde; um sein Gewicht und Ansehen noch zu unterstreichen, hatte die Troika beschlossen, den folgenden 14. Kongress in seiner Vaterstadt Leningrad abzuhalten, doch wurde dieser Beschluss infolge des Zerfalls der Troika fallengelassen. Im Augenblick war aber angesichts von Lenins Testament Sinowjews und Kamenews Zustimmung, dass Stalin weiterhin Generalsekretär der Partei bleiben müsse, das allerwichtigste. Da sie mit bestürzender Naivität glaubten, dass man von Stalin nichts mehr zu befürchten habe, da Lenins Testament sein Prestige in der Partei noch weiter verringerte, beschlossen sie, ihn zu retten. Einen Tag vor dem Kongress, am 21. Mai 1924, wurde ein ausserordentliches Plenum des ZK speziell zur Verlesung von Lenins Testament einberufen.

Das Plenum fand im Sitzungssaal des Allrussischen Zentralexekutivkomitees statt. Auf dem kleinen niedrigen Podium sassen am Vorstandstisch Kamenew und neben ihm Sinowjew. Daneben stand auf dem Podium ein Tischchen für mich, da ich wie stets auf den Sitzungen des ZK als Sekretär fungierte. Die Mitglieder des ZK sassen auf Stühlen in Reihen nebeneinander, mit dem Gesicht zum Podium. Trotzki sass in der dritten Reihe neben dem Mittelgang, zusammen mit Pjatakow und Radek, Stalin am rechten Rand des Podiums mit dem Gesicht zum Fenster und zum Podium, so dass die Mitglieder des ZK sein Gesicht nicht sehen konnten, während ich ihn sehr genau beobachten konnte.

Kamenew eröffnete die Sitzung und verlas den Brief. Es herrschte grösste Stille. Stalins Gesicht war düster und gespannt. In Übereinstimmung mit dem tags

zuvor ausgearbeiteten Drehbuch ergriff sogleich Sinowjew das Wort. Sinnemäss sagte er:

«Genossen, ihr alle wisst, dass Iljitschs postumer Wille, jedes Wort von Iljitsch für uns Gesetz ist. Nicht nur *einmal* haben wir geschworen, das zu erfüllen, was Iljitsch uns als Erbe hinterlassen hat. Und ihr wisst sehr gut, dass wir diesen Schwur erfüllen werden. Aber es gibt einen Punkt, bei dem wir das Glück haben feststellen zu können, dass sich Iljitschs Befürchtungen nicht bewahrheitet haben. Ihr alle seid Zeugen unserer gemeinsamen Arbeit im Laufe der letzten Monate gewesen, und wie ich habt ihr mit Genugtuung beobachten können, dass das, was Iljitsch befürchtete, nicht eingetreten ist. Ich spreche von unserem Generalsekretär und von der Gefahr einer Spaltung des ZK.»

Alles, was Sinowjew gesagt hatte, stimmte natürlich nicht. Die Mitglieder des ZK wussten sehr gut, dass die Spaltung des ZK bereits Tatsache war. Alle schwiegen. Sinowjew schlug vor, Stalin zum Generalsekretär zu wählen. Trotzki schwieg ebenfalls, brachte jedoch mit energischer Mimik seine grenzenlose Verachtung für diese ganze Komödie zum Ausdruck.

Kamenew redete den Mitgliedern des ZK zu, Stalin weiterhin als Generalsekretär zu bestätigen. Der blickte nach wie vor mit zusammengepressten Kiefern und angespanntem Gesicht zum Fenster hinaus. Es wurde sein Schicksal entschieden.

Da wieder alle schwiegen, schlug Kamenew vor, die Frage durch eine Abstimmung zu entscheiden. Wer ist dafür, dass Genosse Stalin Generalsekretär des ZK bleibt? Wer ist dagegen? Wer enthält sich? Man stimmte durch einfaches Handaufheben ab. Ich ging durch die Reihen und zählte die Stimmen und teilte Kamenew die einzelnen Ergebnisse mit. Die Mehrheit stimmte für Stalins Verbleiben, dagegen war nur Trotzkijs kleine Gruppe, doch gab es auch einige Enthaltungen. Mit dem Abzählen der erhobenen Arme beschäftigt, merkte ich gar nicht, wer dazu gehörte. Ich bedauere es sehr.

Sinowjew und Kamenew hatten gewonnen, ohne zu wissen, dass sie sich damit ihren Genickschuss eingehandelt hatten. Eineinhalb Jahre später, als Stalin seine Troikagefährten von der Macht entfernte, sagte Sinowjew in Erinnerung an jene Sitzung des ZK-Plenums, auf der es ihm und Kamenew gelungen war, Stalin vor dem Sturz ins politische Nichts zu bewahren, erbittert: «Weiss Genosse Stalin, was Dankbarkeit ist?» Stalin nahm die Pfeife aus dem Mund und antwortete: «Na, gewiss weiss ich das; das ist so eine Hundekrankheit.»

Stalin blieb Generalsekretär. Das Plenum beschloss ausserdem, Lenins Testament auf dem Kongress nicht zu verkünden und den Text nicht bekanntzugeben, sondern den Leitern der einzelnen Delegationen zu empfehlen, ihre Delegierten

mit seinem Inhalt «bekannt» zu machen. Dieser Beschluss des Plenums war absichtlich so unklar redigiert, dass er den Delegationsführern erlaubte, ihren Leuten die Kernpunkte von Lenins Brief und die Beschlüsse des Plenums einfach zu erzählen, ohne sie mit Lenins Text, wie es sich gehört hätte, wörtlich bekannt zu machen.

Die Geschichte der kommunistischen Macht in Russland strotzt derart von Lügen und Fälschungen, dass es keine Rolle mehr spielt, wenn mehr oder weniger gewissenhafte Zeugen und Beteiligte an den Ereignissen sich irren und die Wahrheit dessen, was war, noch mehr durcheinanderbringen. Die Geschichte von Lenins Testament ist an sich schon verworren genug. Indes hat Trotzki, ansonsten ein sehr glaubwürdiger Zeuge, bei der Schilderung der Testamentsgeschichte einen groben Fehler begangen, was deren Datum betrifft.

In seinem Buch *Stalin*, in den letzten Monaten seines Lebens verfasst, fährt er nach der Schilderung des Plenums fort:

«In der Tat setzte das Testament dem internen Kampf kein Ende – wie Lenin das gewollt hatte – sondern steigerte ihn bis zum höchsten Grade. Stalin konnte nicht mehr daran zweifeln, dass es den politischen Tod des Generalsekretärs bedeutete, wenn Lenin je seine Tätigkeit wieder aufnehmen würde.»

Aus diesen Zeilen ist unschwer zu schliessen, dass Lenin noch lebte, als die Abstimmung über das Testament stattfand. Und weil das Testament auf dem Plenum vor dem Parteitag verkündet wurde, bedeutet das, dass es sich um das Plenum des ZK vom 13. April 1923 handelt und um den 12. Parteikongress vom 17.-25. April 1923. Das stimmt aber nicht. Das Testament wurde auf dem ausserordentlichen Plenum vor dem Parteitag am 21. Mai 1924 verlesen, der vom 22.-31. Mai stattfand, also vier Monate nach Lenins Tod. Dass Trotzki irrt und nicht ich, lässt sich leicht Folgendem entnehmen. Bei der Schilderung des Plenums und der Abstimmung bezieht sich Trotzki in seinem Buch auf mich als Zeugen und führt meine Schilderung an. «Baschanow, der ehemalige zweite Sekretär Stalins, hat die Sitzung des ZK geschildert, auf der Kamenew das Testament verlas: Eine ausserordentliche Bedrücktheit lähmte die Anwesenden. Stalin, der auf dem Podium sass, fühlte sich klein und kläglich. Ich betrachtete ihn aufmerksam ... usw.» Aus beiden Texten, Trotzkijs eigenem und meinem, von ihm zitierten, geht klar hervor, dass sowohl Trotzki als auch ich auf diesem Plenum anwesend waren, ich als Sekretär der Sitzung. Das konnte nur am 21. Mai 1924 gewesen sein, da ich bei dem Aprilplenum 1923 noch nicht Sekretär des Politbüros war. Folglich unterliegt es keinem Zweifel, dass die Verlesung von Lenins Testament zu dem von mir angegebenen Zeitpunkt stattfand und Trotzki irrt.

Auf dem anschliessenden Kongress verlas Sinowjew den politischen Rechenschaftsbericht des ZK. In den allerletzten Tagen vor dem Kongress hatte er mich gebeten, eine Analyse der Arbeit des ZK für das verflossene Jahr zu machen, um sie für seinen Bericht zu verwenden. Ich tat dies, indem ich die tausenderlei Beschlüsse des ZK in den verschiedensten Angelegenheiten durchsah und alles in sehr relative und vage Schlussfolgerungen zusammenfasste. Sinowjew verwendete meine Arbeit und nannte mich sogar dreimal mit Namen und dankte mir für die geleistete Arbeit. Er verfolgte damit eine versteckte Absicht, die mir schon bekannt war.

Ich hatte in meiner Laufbahn einen sehr hohen Punkt erreicht. Wie schon gesagt, ging ich in den ersten Tagen meiner Tätigkeit bei Stalin ständig zu ihm hinein, um mir Direktiven zu holen. Als bald vergewisserte ich mich aber, dass dies völlig zwecklos war. Es erging mir so wie den Behördenleitern und Regierungsmitgliedern, die sich ständig an Stalin oder ans Politbüro wenden mussten, um Fragen zu stellen, Genehmigungen einzuholen oder dergleichen mehr. Sie gewöhnten sich schnell daran, dass es hoffnungslos war, Stalin persönlich zu fragen. Ihn interessierten alle diese Staats- und Regierungsgeschäfte nicht, er verstand auch nicht viel davon und konnte nur formelhafte Antworten geben. Wenn man ihn etwa fragte, ob irgendein Problem Aussichten auf einen positiven Beschluss habe, antwortete er gleichgültig: «Na was, stellen Sie die Frage, wir werden sie im Politbüro erörtern.» Deshalb gewöhnte ich mich sehr schnell daran, allein auszukommen, sah, dass es vorzüglich ohne ihn ging und begann, mancherlei Initiativen zu entwickeln.

Nachdem ich die Kontrolle über den Vollzug der Beschlüsse des Politbüros übernommen hatte und deshalb mit den Leitern der verschiedensten Ämter ständig telephonisch in Verbindung stand, brachte ich diesen sehr schnell bei, dass es einen Sekretär im Politbüro gab, der über alle Angelegenheiten Bescheid wusste und dass es besser war, sich an ihn zu wenden, weil man von ihm auch Auskünfte bekommen konnte, wie es um diese oder jene Angelegenheit bestellt war, welche Meinungen und Tendenzen über diese Frage im Politbüro herrschten und was man in jener Frage am besten tun konnte. Ich kam allmählich zu der Einsicht, dass ich eigentlich das tat, was Stalin als Generalsekretär des ZK hätte tun sollen, nämlich den Behördenleitern praktikable Ratschläge zu erteilen, die Zeit und Arbeit sparten – und das nicht nur, was die Form, sondern auch den Inhalt von allerlei staatlichen Angelegenheiten betraf. Man wandte sich immer öfter an mich. Schliesslich bemerkte ich, dass ich meine Vollmachten ganz offensichtlich überschritt. Deshalb ging ich zu Stalin und sagte ihm, dass ich wahrscheinlich etwas zu weit gegangen sei und etwas zu viel auf mich genommen hätte und eigentlich

seine Arbeit täte. Stalin antwortete mir darauf, dass auf Lenins Wunsch die Institution der Sekretärsgehilfen des ZK eben deshalb geschaffen worden sei, um die Sekretäre von zweitrangigen Arbeiten zu entlasten, damit sie ihre Arbeit auf das Wesentliche konzentrieren könnten. Ich erwiderte, dass es ja gerade darum gehe, dass ich keineswegs mit zweitrangigen Fragen beschäftigt sei, sondern mit höchst wichtigen. Natürlich begriff ich, dass die Staatsgeschäfte für Stalin durchaus nicht zu den wichtigsten gehörten; am wichtigsten für ihn waren der Kampf um die Macht, Intrigen und das Abhören der Gespräche seiner Rivalen und Gegner. Stalin antwortete: «Sie machen es sehr gut, fahren Sie fort.»

Aus all diesen Gründen begann meine Laufbahn, seltsame Ausmasse anzunehmen, wobei man nicht vergessen darf, dass ich ganze vierundzwanzig Jahre alt war. Die Krone setzten dem allem Sinowjew und Kamenew auf, indem sie sich an Lenins Initiativen erinnerten: «Wir fünfzigjährigen Genossen und ihr vierzigjährigen Genossen, wir müssen einen Wechsel in der Führung durch die Dreissig- und Zwanzigjährigen durchführen.» Nach dem ersten Versuch mit Kaganowitsch und Michailow beschlossen sie jetzt, dass es an der Zeit sei, «Zwanzigjährige» auszusuchen. Die zwei waren Lasar Schazkin und ich. Uns wurde natürlich offiziell nichts mitgeteilt, doch dank einer wohlwollenden Information von Sinowjews Sekretären erfuhr Schazkin davon, während ich es von Kamenews Sekretären Musyka und Babachan hörte. Die Tatsache, dass Sinowjew dreimal meinen Namen im politischen Rechenschaftsbericht des ZK auf dem Kongress genannt hatte, bekam einen neuen Sinn.

Schazkin und ich bemühten uns also, näher miteinander bekannt zu werden. Schazkin war ein sehr kluger, gebildeter und fähiger junger Mann aus einer jüdischen Grossbürgerfamilie. Er war es, der den Komsomol erfunden hatte. Als dessen Schöpfer und Organisator war er zunächst erster Sekretär des Komsomol-ZK, aber dann kopierte er Lenin, der niemals offiziell an der Spitze der Partei stand, verbarg sich hinter den Kulissen der Komsomolführung und leitete ihn mehrere Jahre lang ohne Ablösung mit seinem Leutnant Tarchanow. Schazkin gehörte dem ZK-Büro des Komsomol an, während an der Spitze des Verbandes Sekretäre des ZK standen, die sich Schazkin aus den weniger glänzenden Komsomolführern aussuchte. Jetzt (1924) war er infolge seines Alters aus dem Komsomol ausgeschieden und studierte am Institut der Roten Professur. In den Jahren der Jeshow-Säuberung (1937-1938) wurde er erschossen; vorher hatte er in der Komintern gearbeitet.

Meine glänzende Karriere brachte mich, statt mich zu befriedigen, in grosse Schwierigkeiten. Die Ursache war, dass ich in diesem Jahr eine schnelle, tiefe Entwicklung durchmachte, die mich völlig veränderte. Aus einem Kommunisten wurde ein überzeugter Gegner des Kommunismus.

Die kommunistische Revolution stellte einen gigantischen Umsturz dar. Die mächtigen und regierenden Klassen wurden entmachtet und vertrieben, sie verloren ihre riesigen Reichtümer und wurden der physischen Vernichtung unterworfen. Die ganze Wirtschaft des Landes ging in neue Hände über. Wozu geschah dies alles?

Als ich mit neunzehn Jahren in die KP eintrat, gab es für mich wie für zehntausend ebenso Begeisterte keinen Zweifel, dass es für das Wohl des Volkes geschah. Anders konnte es nicht sein. Zugegeben, dass irgendeine Gruppe berufsmässiger Revolutionäre deshalb durch ein Meer von Opfern und Blut watete, nun alle Reichtümer des Landes an sich riss, um diese und die Macht zu geniessen; dass jedoch darin das Ziel der sozialen Revolution bestand, eine solche Idee wäre uns als Lästerung erschienen. Für eine soziale Revolution, die zum Wohl des Volkes führte, waren wir bereit, unser Leben zu riskieren und im Notfall zu opfern.

Freilich sahen wir während all dieser kolossalen Ereignisse, zu denen die Revolution während des Bürgerkrieges und der Umgestaltung der ganzen Lebensordnung schlechthin führte, dass uns zutiefst fremde und sogar sehr widerliche Dinge vor sich gingen. Wir erklärten uns das mit den unerlässlichen Kosten der Revolution: Wo gehobelt wird, fallen Späne. Das Volk konnte kaum lesen und schreiben, war wild und benahm sich schlecht; seinen Exzessen zu entgehen, war sehr schwer. Und indem wir vieles tadelten, waren wir der Möglichkeiten beraubt zu korrigieren, was wir tadelten, weil es nicht von uns abhing. So hallte z.B. die ganze Ukraine von unheilvollen Gerüchten über den grausamen roten Terror wider, als die Henker der Tscheke, häufig Sadisten und Kokainisten, Tausende von Opfern auf die viehischste Weise umbrachten. Ich hielt dergleichen für Zügellosigkeit örtlichen Verbrechergesindels, das unter die Straforgane geraten war und seine Macht missbrauchte, während das Zentrum der Revolution damit nichts zu tun hatte und sich wahrscheinlich nicht einmal vorstellen konnte, was da und dort im Namen der Revolution geschah.

Als ich ins ZK geriet, stand ich dem Zentrum aller Informationen nahe, hier musste ich richtige und endgültige Antworten auf alle Fragen erhalten, auf die ein gewöhnlicher Kommunist keine bündige Antwort bekommen konnte. Schon im Organisationsbüro kam ich näher ans Zentrum der Ereignisse heran und mir wurde vieles klar; so arbeiteten z.B. die Parteiapparatschiki, mit Stalin, Molotow und Kaganowitsch an der Spitze, energisch und systematisch auf die Verteilung und Unterbringung ihrer Leute hin, um die Zentralorgane der Partei an sich zu reißen; doch war dies nur ein Teil des Problems, das Kampf um die Macht hiess. Ich brauchte aber eine generelle Antwort auf die wichtigste Frage: War dies alles zum Wohl des Volkes geschehen?

Als Sekretär des Politbüros bekam ich schliesslich die Möglichkeit, die richtige Antwort zu finden. Die paar Leute, die alles regierten, die gestern die Revolution gemacht hatten und sie heute fortsetzten: wofür und wie taten und tun sie alles? Während eines ganzen Jahres beobachtete ich überaus aufmerksam ihre Tätigkeit, Ziele und Methoden und analysierte die Motive. Natürlich wäre es am aufschlussreichsten gewesen, mit Lenin anzufangen und den Gründer und Schöpfer der bolschewistischen Revolution kennenzulernen und ihn selber zu studieren. Leider war Lenin, als ich ins Politbüro kam, schon durch den dritten Schlaganfall gelähmt und existierte praktisch nicht mehr. Er stand aber noch im Zentrum der allgemeinen Aufmerksamkeit, so dass ich über ihn viel von den Leuten erfahren konnte, die in den letzten Jahren mit ihm gearbeitet hatten; aber ebenso aus allen geheimen Materialien im Politbüro, die sich in meinen Händen befanden. So konnte ich ohne grosse Mühe die verlogene und heuchlerische Verherrlichung des «genialen Lenin» abtun, die von der herrschenden Gruppe deshalb inszeniert wurde, um Lenin in ein Kultbild zu verwandeln und in seinem Namen mit den Rechten treuer Schüler und Nachfolger zu regieren. Dazu bedurfte es nicht viel. Ich sah einen durch und durch falschen Stalin, der bei allen öffentlichen Auftritten dem genialen Lehrer Treue schwur, während er ihn in Wirklichkeit aus den schon genannten Gründen aufrichtig hasste. In seinem Sekretariat tat sich Stalin keinen Zwang an; aus einzelnen Sätzen, Wörtern und Betonungen merkte ich deutlich, wie er tatsächlich zu Lenin stand. Das begriffen auch andere, etwa die Krupskaja, die etwas später (1926) sagte: «Wenn Wolodja lebte, würde er jetzt im Gefängnis sitzen.» So Trotzki in seinem Buch über Stalin.

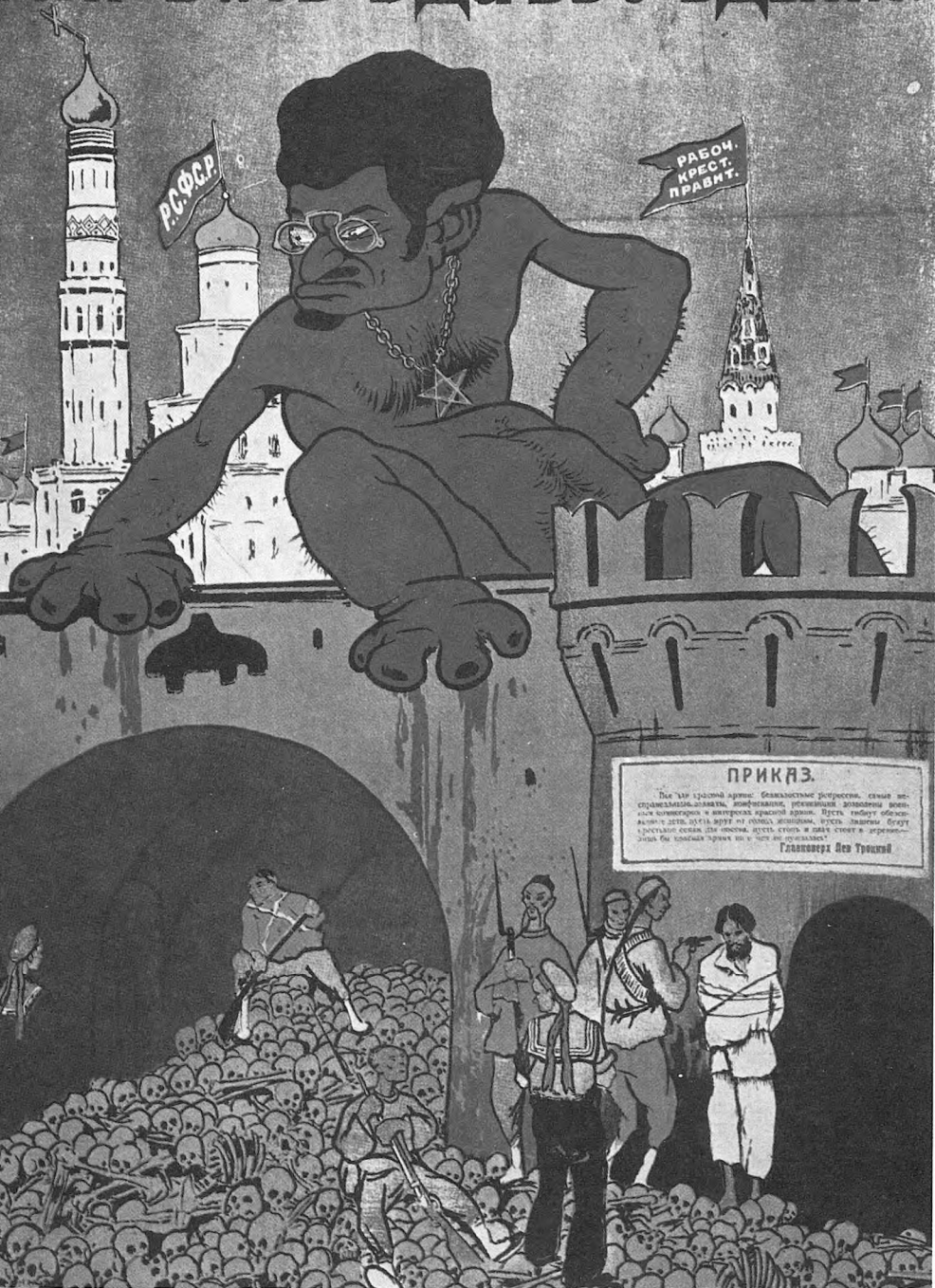
Natürlich liegen alle «Was wäre, wenn ...» im Bereich der Phantasie, aber ich habe oft darüber nachgedacht, was mit Lenin geschehen wäre, hätte er noch zehn Jahre länger gelebt. Alles wäre natürlich davon abhängig gewesen, ob es ihm gelungen wäre, Stalin rechtzeitig (in den Jahren 1924-1926) von der politischen Bühne zu entfernen. Ich persönlich glaube, dass Lenin es nicht getan hätte. Im Jahre 1923 wollte er Stalin als Generalsekretär absetzen, doch war dieser Wunsch von zwei Gründen diktiert. Erstens spürte Lenin sein bevorstehendes Ende und dachte nicht mehr an seine eigene Führerschaft, sondern an seinen Nachfolger, weshalb er alle Vorstellungen über seine Mehrheit im ZK und über Trozkijs Entfernung zurückstellte; zweitens begann Stalin, als er Lenins Zustand sah, über die Stränge zu schlagen und sowohl Lenin als auch die Krupskaja fleghaft zu behandeln. Wäre Lenin noch gesund gewesen, hätte sich Stalin keine solchen Auftritte erlaubt, wäre ein eifriger und gehorsamer Anhänger Lenins geblieben, hätte aber still und heimlich seine Apparatmehrheit aufgebaut und im geeigneten Moment Lenin gestürzt.

Und es ist amüsant, sich vorzustellen, was dann geschehen wäre. Lenin wäre aller Abweichungen und Fehler beschuldigt worden, der Leninismus wäre eine ebensolche Häresie geworden wie der Trotzismus; es hätte sich herausgestellt, dass Lenin ein Agent, beispielsweise des deutschen Imperialismus, war (der ihn zur Spionage und anderen illegalen Tätigkeiten im plombierten Waggon nach Russland geschickt hatte), dass aber die Revolution trotzdem gelungen sei dank Stalins Wachsamkeit, der im richtigen Augenblick alles geradegebogen, rechtzeitig alles entlarvt und die «Verräter und Spione» Lenin und Trozki verjagt habe. Und sieh an: Schon ist Lenin nicht mehr der Führer der Weltrevolution, sondern eine dunkle Persönlichkeit. Ist das möglich? Es genügt, sich auf das Beispiel Trozki zu beschränken, der nicht – wie sich dank Stalins Wachsamkeit herausstellte – die Zentralgestalt des Oktoberumsturzes, nicht der Schöpfer und Führer der Roten Armee war, sondern einfach ein ausländischer Spion. Warum nicht auch Lenin? Nach Stalins Tod wäre er vielleicht rehabilitiert worden. Aber hat man Trozki rehabilitiert?

Als ich langsam mit authentischem Material über den wahren Lenin bekannt wurde, stellte ich bestürzt einen gemeinsamen Charakterzug mit Stalin fest. Beide hatten einen maniakalischen Machthunger. Lenins ganze Tätigkeit durchdringt wie ein roter Faden das Leitmotiv: an die Macht kommen, koste es, was es wolle, an der Macht bleiben, koste es, was es wolle. Man kann annehmen, dass Stalin einfach nach der Macht strebte, um sie nach Art eines Dschingis-Chan auszukosten, ohne sich mit anderen Vorstellungen zu belasten, wie z.B.: Wozu diese Macht? während Lenin nach der Macht dürstete, um ein mächtiges, unveräusserliches Instrument zum Aufbau des Kommunismus in Händen zu haben, und zu diesem Zweck an ihr festhielt. Ich glaube, dass diese Vermutung der Wahrheit nahekommt. Persönliche Motive spielten ins Lenins Drang nach der Macht eine kleinere Rolle als bei Stalin – und in jedem Fall eine andere.

Ich versuchte, für mich festzustellen, was für eine moralische Persönlichkeit Lenin war: nicht der «historische» und «grosse» Lenin, als den ihn jegliche marxistische Propaganda hinstellt, sondern der wirkliche. Auf Grund sehr authentischer Zeugnisse musste ich feststellen, dass sein moralisches Niveau nicht sonderlich hoch war. Bis zur Revolution der Führer einer kleinen, äusserst revolutionären Sekte, riefen die ständigen Intrigen, Zänkereien und Querelen mit anderen ebensolchen Sekten, der wenig schöne ständige Kampf um die Kasse, seine Betteleien bei den sozialistischen Bruderparteien und bürgerlichen Wohltätern, die Beherrschung eines kleinen Parteiblättchens, die Vertreibung und Verleumdung seiner Rivalen, wobei ihm keine Kosten zu hoch waren, des Öfters Trozkijs Ekel hervor, der übrigens moralisch sauberer und ordentlicher war. Leider bestimmten die von

МИРЪ И СВОБОДА ВЪ СЪВДЕПИИ.



ПРИКАЗ.
За три години армии, безжалостные разгрома, своим во-
сприимательством, жестокости, реквизиции, грабежи, наси-
ем, лишениями и изгнанием рабочей армии. Пусть требуют обяза-
тельно дать всем им пищу, одежду, обувь, деньги, чтобы
установилась норма жизни, пусть ступит и даже ступит в армиях
и в гражданской жизни и в деле их восстановления!
Главноверх Иев Троцкий

[18] Ein weißrussisches antisemitisches Plakat aus dem Bürgerkrieg: der Jude Trotzki als bluttriefendes Monster des Kreml





[19] 1. Mai 1919. Auf dem Roten Platz nimmt Leo Trotzki als Vorsitzender des Revolutionären Militär-rats eine Parade von Einheiten der Roten Armee ab



[20] Efraim M. Skljanskij, Trotzki! Stellvertreter im Revolutionären Militärät

[21] Im Bürgerkrieg. Besprechung zwischen Béla Kun, Alfred Rosmer, Trotzki, Frunse und Gussew

[22] Kronstädter Aufstand, Mär: 1921. Truppen der Roten Arme» stürmen die von aufständischen Matrosen gehaltene Festung



Lenin eingeführten Sitten auch das Verhalten der Parteispitze nach der Revolution. Ich sah sie sowohl bei Sinowjew als auch bei Stalin wieder.

Doch Lenins Grösse? Da war ich vorsichtig. Bekanntlich ist ein Mann, der einen anderen erschlägt und sein Opfer ausraubt, ein Verbrecher. Wenn es aber einem Menschen gelingt, ein ganzes Land auszurauben und zehn Millionen Menschen umzubringen, ist er eine grosse und legendäre historische Gestalt... Und wieviele nichtsnutzige und widerwärtige Megalomanen gibt es, die – wenn es ihnen gelingt, in einem grossen Land an die Macht zu kommen – grosse Männer werden, wieviel Schaden sie auch ihrem Land und zugleich anderen Ländern bringen mögen.

Ich kam bald zu der Meinung, dass Lenin ein guter Organisator war. Dass es ihm gelungen war, in einem grossen Land an die Macht zu kommen, sagt bei näherer Betrachtung viel über die Schwächen seiner Gegner aus, ihre Unfähigkeit und ihren Mangel an politischer Erfahrung, auch mancherlei über die allgemeine Anarchie, in der die kleine Gruppe der ausgezeichnet organisierten leninistischen Berufsrevolutionäre die weitaus fähigere und fast ausschliesslich etwas taugende Organisation darstellte. Ein besonderes leninistisches Genie vermochte ich jedoch in alledem nicht zu entdecken. Sie sind, sagen wir, ein Schachspieler und haben mit Glanz und Gloria den Schachmeister von Neustadt besiegt. Werden Sie sich deshalb als genialen Schachspieler betrachten?

Was wollte Lenin? Natürlich den Kommunismus verwirklichen. Auf dieses Ziel gingen Lenin und seine Partei nach der Machtergreifung rücksichtslos zu. Bekanntlich führte das nach drei-vier Jahren zur völligen Katastrophe. In den späteren Darstellungen der Partei wird dies schamhaft als Zusammenbruch des Versuchs zum Aufbau einer kommunistischen Gesellschaft und als Zusammenbruch des «Kriegskommunismus» geschildert. Das ist natürlich eine der üblichen Lügen und Fälschungen. Zusammenbruch in diesen Jahren der Kommunismus überhaupt. Wie nahm Lenin dieses Fiasko hin?

Seine offiziellen Kundgebungen sprechen davon, dass er gezwungen war, der Partei sein Nachgeben angesichts des drohenden Fiaskos zu erklären. Mich interessierte, was Lenin tatsächlich von diesem Fiasko dachte. Klar, dass seine unverfälschten Gedanken nur seine nächste Umgebung kennen konnte, besonders seine zwei Sekretärinnen, die Genossinnen Glasser und Fotiewa, mit denen er tagtäglich arbeitete. Ich wollte sie darüber ausfragen, was Lenin in diesem Zusammenhang im offenerzigen Gespräch gesagt hatte.

Das war anfänglich nicht so leicht. In der ersten Zeit war ich für Lenins Sekretärinnen Stalins Mann. Erst allmählich, im Laufe mehrerer Monate, in denen ich

dienstlich mit ihnen zu tun hatte, gewannen sie den Eindruck, dass ich der Mann des Politbüros war und nur formal Stalins Gehilfe. So konnte ich allmählich mit ihnen über Lenin sprechen und schliesslich auch die Frage stellen, was er tatsächlich über die NEP gedacht hatte und ob er der Meinung war, vor dem Zusammenbruch der kommunistischen Theorie zu stehen oder nicht. Die Sekretärinnen sagten mir, dass sie ihm genau dieselbe Frage gestellt hätten. Lenin antwortete ihnen: «Natürlich sind wir gescheitert. Wir dachten, eine neue kommunistische Gesellschaft auf des Hechtes Geheiss wie im Märchen zu verwirklichen. Indes ist das eine Frage von Jahrzehnten und Generationen. Damit die Partei nicht die Seele verliert, den Glauben und den Willen zum Kampf, müssen wir vor ihr die Rückkehr zur Währungswirtschaft, zum Kapitalismus als vorübergehenden Rückzug darstellen. Doch für uns müssen wir klar sehen, dass der Versuch nicht gelungen ist, die Psychologie der Menschen und die Gewohnheiten ihres jahrhundertelangen Lebens so plötzlich zu ändern. Man kann versuchen, die Bevölkerung zur neuen Ordnung zu zwingen, aber die Frage ist noch, ob wir in diesem allrussischen Massaker die Macht behalten würden.»

Ich musste immer an diese Worte Lenins denken, als Stalin nach einigen Jahren das allrussische Massaker zu realisieren und die Bevölkerung mit Gewalt in den Kommunismus zu treiben begann. Dabei stellte sich heraus, dass dies nur gelingen konnte, wenn man nicht vor Millionen Opfern haltmachte. Auch die Macht konnte man auf diese Weise behalten. Lenin liess den Matrosenaufstand in Kronstadt und den Bauernaufstand in Antonowo niederwerfen. Stalin machte nicht vor dem Archipel Gulag halt.

Ein interessantes Detail. Ich wollte erfahren, welche Bücher Lenin am häufigsten benutzt hatte. Wie mir die Genossin Glasser sagte, gehörte die *Psychologie der Massen* (Psychologie des foules) von Gustave Le Bon dazu. Da kann man nur raten, ob Lenin das ausgezeichnete Buch als unersetzlichen praktischen Schlüssel zum Einwirken auf die Massen benutzt oder ihm das Verständnis für jene uralte komplizierte Verflechtung der Elemente des Lebens, der Geschichte und der Kulturen entnommen hat, die trotz der naiven Theorie Rousseaus das Substrat des gesellschaftlichen Lebens ausmacht und mit Dekreten von Phantasten und Dogmatikern nicht so leicht zu ändern ist. Gerade deshalb dreht der Wind nach allen glänzenden Revolutionen stets in seine alte Richtung zurück.

Es war völlig klar, dass Trotzki ebenso wie Lenin ein Fanatiker des kommunistischen Dogmas war, nur weniger geschmeidig. Sein einziges Ziel war ebenfalls der Aufbau des Kommunismus. Die Frage nach dem Wohl des Volkes konnte für ihn nur eine abstrakte Norm in ferner Zukunft sein, wenn überhaupt.

Da musste ich aber die Beherrscher Russlands in drei verschiedene Gruppen einteilen. Die erste – Lenin und Trotzki – waren dogmatische Fanatiker, sie dominierten in den Jahren 1917-1922, aber jetzt stellten sie schon Vergangenheit dar. An der Macht und im Kampf um die Macht waren zwei andere Gruppen, keine Fanatiker des Dogmas, sondern Praktiker des Kommunismus. Die eine Gruppe bildeten Sinowjew und Kamenew, die zweite Stalin und Molotow. Für sie war der Kommunismus eine Methode, die nicht nur die Eroberung der Macht, sondern auch die Beibehaltung der Macht gewährleistete. Sinowjew und Kamenew waren Praktiker im Gebrauch der Macht; ohne etwas Neues zu erfinden, versuchten sie Lenins Technik nachzuahmen. Stalin und Molotow standen an der Spitze jener Apparatschiks, die allmählich die Macht an sich rissen, um sie zu nutzen. Sie bildeten nach der jetzt geläufigen Terminologie die Gruppen der «bürokratischen Entartung» oder des «bürokratischen Verfalls» der Partei. Für beide Gruppen, die Gegenwart und Zukunft der Partei wie der Macht repräsentierten, stellte sich die Frage nach dem Wohl des Volkes überhaupt nicht; sie zu stellen, wäre auch nicht geschickt gewesen. Indem ich sie von früh bis spät bei ihrer täglichen Arbeit beobachtete, musste ich erbittert feststellen, dass das Wohl des Volkes ihre letzte Sorge war. Der Kommunismus bildete für sie nur eine erfolgreiche Methode, die man nicht aufgeben durfte.

Ich kam notgedrungen zu dem Schluss, dass man die soziale Revolution nicht für das Wohl des Volkes gemacht hatte, sondern aus anderen Gründen. Im besten Fall (Lenin und Trotzki) eines theoretischen Dogmas wegen, im mittleren Fall (Sinowjew und Kamenew) für die Nutzung aller Vorteile der Macht seitens einer kleinen Gruppe, im schlimmsten Fall (Stalin) zur Ausübung verbrecherischer und nackter Gewalt durch amoralische Usurpatoren.

Nehmen wir den besten Fall. Die Revolution vollzog sich nach dem marxistischen Dogma. Doch wie verhielt sich das Politbüro diesem Dogma gegenüber? In der ersten Zeit meines Sekretärdaseins erhaschte mein Ohr den ironischen Sinn, der mit dem Ausdruck «gebildeter Marxist» verbunden war. Es stellte sich heraus, dass man darunter einen «Strohkopf und Schwätzer» zu verstehen hatte. Es wurde noch deutlicher gesprochen. Als der Volkskommissar der Finanzen, Sokolnikow, die Geldreform durchführte, legte er dem Politbüro die Ernennung Professor Jurrowskijs zum Mitglied des Volkskommissariats der Finanzen und zum Leiter der Valutenverwaltung zur Bestätigung vor. Jurrowskij war kein Kommunist, das Politbüro kannte ihn nicht. Jemand von den Mitgliedern fragte: «Ich hoffe, er ist kein Marxist?»

«Ich bitte Sie, was denn!» beeilte sich Sokolnikow zu antworten. «In der Valu-

tenverwaltung? Dort muss man nicht schwätzen, sondern etwas tun können.» Das Politbüro bestätigte Jurowskij ohne Einwand.

Ich bemühte mich, meine Kenntnisse auf dem Gebiet der marxistischen Theorie zu vertiefen. Was in die Augen sprang, war die Tatsache, dass die soziale Revolution in Russland stattfand, entgegen allen Theorien und Voraussagen von Marx, während im «kapitalistischen» Westen diese Prognose zur Gänze vom Leben widerlegt wurde. Statt der vorausgesagten Verarmung des Proletariats vollzog sich ein ständiger, bisher ungeahnter Aufschwung des Lebens der werktätigen Massen. Ich möchte daran erinnern, dass nach einem Reskript des Marschalls Bobant für Ludwig XIV. jeder fünfte der Bevölkerung Frankreichs nicht an Krankheiten, nicht an seinem Alter, sondern am Hunger starb. Ich verglich dies mit dem Lebensniveau der Arbeiter im Westen im 20. Jahrhundert. Und eine soziale Revolution in Russland, wo 85 Prozent der Bevölkerung Kleinbauern waren, während es – einfach lächerlich – nur etwas über ein Prozent Arbeiter gab, hatte Marx überhaupt nicht gesehen. Im Jahre 1921 zählte Sowjetrußland in seinen damaligen Grenzen 134,2 Millionen Menschen, von denen 1,4 Millionen Industriearbeiter waren. Diese Ziffern sind der offiziellen Geschichte der KPdSU (Ausgabe 1970), Band IV, S. 8, entnommen.

Ehrlich gesagt, je mehr ich mich in die marxistische Theorie vertiefte, umso übler wurde mir von diesem Galimathias, der sich pompös als Wirtschaftslehre ausgab. Dennoch musste man sich damit auseinandersetzen. Angefangen bei Adam Smith, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, von den besten Vätern geleitet, die wissenschaftlichen Grundlagen der Volkswirtschaft zu finden versuchte. Der Versuch war verfrüht und fehlerhaft. Verfrüht, weil die Methoden der exakten Wissenschaften erst bestimmt wurden und noch nicht auf ein so kompliziertes und schwieriges Gebiet wie die volkswirtschaftlichen Erscheinungen angewandt werden konnten. Fehlerhaft, weil Smith die Methoden der exakten Wissenschaften zur Analyse der zu untersuchenden volkswirtschaftlichen Erscheinungen gar nicht anwandte, sondern die Methodologie der zeitgenössischen deutschen idealistischen Philosophie Kants und Hegels, aus der eine wissenschaftliche Erkenntnis für die Volkswirtschaft nicht entstehen konnte. Aus seinem philosophischen Unsinn entwickelte Smith die Theorie des Arbeitswertes, ein falsches und derbes Geschöpf deutscher philosophischer Vorstellungen. Was bestimmt den Preis einer Ware? Reale Ursachen und Folgen zu suchen, ist kein philosophischer Vorgang. Der Preis ist ein Phänomen, aber nach Smiths Philosophie ist er ein verborgenes Wesen – ein Numen. Das ist der Wert. Mit ihm muss man sich beschäftigen. Und er wird von der Arbeit, der physischen Arbeit bestimmt, die auf die

Herstellung einer Ware verwendet wird. – «Gestatten Sie», erwiderten nüchterne Beobachter, «das stimmt nicht. Dafür gibt es Tausende von Beispielen. Eine Maschine, die dieselbe Arbeit verrichtet, der Preis eines Diamanten, der ohne alle Arbeit am Ufer des Meeres gefunden wird usw.» – Smith korrigierte sich: Der Wert wird nicht allein von der Arbeit bestimmt, sondern von der durchschnittlichen, gesellschaftlich unerlässlichen Arbeit. Diese Theorie, die Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erhob, doch absolut falsch war, darf in einer Hinsicht als bemerkenswert gelten: sie zeigte, wieviele Millionen Menschenleben ein missratenes Werk des menschlichen Verstandes kosten kann. Der von Adam Smith gezeugte Bastard begann nämlich, sein eigenes Leben zu führen. Nach Smith kam David Ricardo und zog aus dessen Theorie alle logischen Schlüsse: Wenn nur physische Arbeit, nur der Arbeiter Werte schafft, wie kann sich dann Kapital bilden? Klar, der Kapitalist zahlt dem Arbeiter nicht den vollen Lohn für das vom Arbeiter Produzierte, sondern behält einen Teil (Mehrwert); die Häufung dieses verhehlten, gestohlenen Teiles schafft das Kapital. Folglich, verkündete Karl Marx, ist jeder Kapitalist ein Dieb und Gauner, jedes Kapital den Arbeitern geraubter und gestohlener Reichtum. Und die Proletarier aller Länder müssen sich vereinigen, um mit Gewalt das wegzunehmen, was man ihnen gestohlen hat.

Auf den ersten Blick ist es höchst merkwürdig, wie ein solcher Galimathias als wissenschaftlich bezeichnet werden kann. Ihm zufolge schaffen allein schon die Handbewegungen eines Arbeiters Werte, nützliche Dinge, Waren und halten die Wirtschaft in Schwung. Im Gegensatz dazu ist die Arbeit eines Gelehrten, Erfinders, Ingenieurs, Technikers, Organisators keine Handarbeit, sondern Geistesarbeit. Sie schafft nichts, spielt keine Rolle? Hände hatten aber die Menschen schon immer, während die gigantische Entwicklung des Wohlstandes der Gemeinschaften und Massen erst dann einsetzte, nachdem die Hirne der Gelehrten und Techniker herausgefunden hatten, wie man die Hände und die Maschinen bewegen muss, um unvergleichlich bessere Resultate zu erzielen. Wenn du also, lieber Leser, nicht die Hände bewegst, bist du nach Marx ein Dieb und Parasit. Was für ein kläglicher Unfug! Wie alles kopfsteht in diesem Unsinn, der Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erhebt.

Indes hat sich der Marxismus als ein Faktor von gewaltiger Kraft im Leben unserer Gesellschaft erwiesen. Dabei muss man wieder an den genialen Ausspruch Le Bons denken: Der Verstand schafft Erkenntnis, Gefühle bewegen die Geschichte. Die marxistische Theorie, wertlos für das Verständnis des wirtschaftlichen Lebens, hat sich als Dynamit in emotionaler Hinsicht herausgestellt. Allen Armen und Unterdrückten zu sagen, ihr seid arm, ihr seid Bettler und seid deshalb

unglücklich, weil euch der Reiche bestohlen hat und immer weiter bestiehlt, heisst den Weltbrand entfachen und einen derartigen Neid und Hass erwecken, dass man ihn mit einem Meer von Blut nicht löschen kann. Der Marxismus ist eine Lüge, doch eine Lüge von ungeheuerlicher Sprengkraft. Auf diesem Fels hat Lenin seine «Kirche» in Russland erbaut.

Ich begriff bald alle Schattierungen im Verhältnis der russischen Kommunistenführer zur marxistischen Theorie. Als Praktiker und Pragmatiker, die einen Staat zu regieren hatten, verstanden sie sehr gut die völlige Wertlosigkeit des Marxismus auf wirtschaftlichem Gebiet; daher ihr skeptisch-ironisches Verhältnis den «gebildeten Marxisten» gegenüber. Viel höher schätzten sie die emotionale Kraft des Marxismus, die sie an die Macht gebracht hatte und in der ganzen Welt (wie sie nicht ohne Grund hofften) an die Macht bringen würde. Um mit zwei Worten zusammenzufassen: als Wissenschaft ist der Marxismus Unsinn, als Methode revolutionärer Massenführung eine unersetzliche Waffe.

Ich beschloss, ihrem Verhältnis zum Marxismus ein wenig intensiver nachzugehen. Offiziell durfte man natürlich an ihm nicht rühren, erlaubt waren nur «Auslegungen» dieses Evangeliums in streng orthodoxem Sinn.

Ich war oft in Sokolnikows Haus. Grigorij Jakowlewitsch Sokolnikow (eigentlich: Brillant) war früher Rechtsanwalt gewesen. Er gehörte zur Gruppe Sinowjews und Kamenews und war unbestreitbar einer der talentiertesten bolschewistischen Führer. Was für eine Aufgabe man ihm auch stellte, er kam glänzend mit ihr zurecht. Während des Bürgerkrieges kommandierte er erfolgreich eine Armee. Als Volkskommissar der Finanzen nach der NEP führte er erfolgreich die Währungsreform durch, indem er den harten Tscherwonez-Rubel schuf und rasch die chaotische bolschewistische Geldwirtschaft in Ordnung brachte. Nach dem 13. Parteikongress im Mai 1924 wurde er Kandidat des Politbüros. Auf dem Kongress des Jahres 1926 trat er zusammen mit Sinowjew und Kamenew auf und war der einzige Redner, der von der Kongresstribüne herab die Absetzung Stalins vom Posten des Generalsekretärs forderte. Das kostete ihn den Posten des Volkskommissars der Finanzen und den Platz im Politbüro. Auf dem 15. Kongress, als Stalin seinen verbrecherischen Kurs der Kollektivierung andeutete, trat Sokolnikow gegen diese Politik auf und forderte eine normale Entwicklung der Wirtschaft, in erster Linie der Leichtindustrie.

Irgendwie wurde ich (wohl im Jahre 1925) mit Sokolnikow bekannt. Er war krank und konnte das Haus nicht verlassen. Gewöhnlich sprachen wir über Finanzen und Wirtschaftsfragen. Einmal beschloss ich aber, etwas zu riskieren und brachte das Gespräch auf den Marxismus. Ohne seine revolutionäre Rolle in Frage

zu stellen, konzentrierte ich mich auf die Kritik der marxistischen Theorie. Indem ich teils davon ausging, dass sie fast vor einem Jahrhundert geschaffen worden sei und das Leben mittlerweile viel Neues erbracht hätte, das eine Revision und Kontrolle der Theorie angezeigt erscheinen lasse, aber teils auch davon, dass z.B. das Politbüro diese Theorie faktisch in ihrer heutigen Form als offensichtlich lebensfremd überhaupt nicht zur Anwendung bringe, deutete ich unter dem Anschein wünschenswerter Verbesserungen den ziemlich markanten Widerspruch an. Sokolnikow hörte meinem langen Exposé aufmerksam zu, ohne etwas zu erwidern. Als ich fertig war, sagte er: «Genosse Baschanow, an dem, was Sie sagen, ist viel Richtiges und Interessantes. Aber es gibt Tabus, an die man nicht rühren darf. Ein freundschaftlicher Rat: Sagen Sie niemandem und nirgends ein Wort von dem, was Sie mir gesagt haben.» Natürlich befolgte ich seinen Rat.

Und so kam ich zu dem Ergebnis, dass die Führer des Kommunismus diesen als Methode verwendeten, um an der Macht zu bleiben, während ihnen die Belange des Volkes völlig gleichgültig waren. Zur gleichen Zeit, da sie den Kommunismus propagierten, sich für ihn kreuzigen liessen und alles taten, um den kommunistischen Weltbrand zu entfachen, glaubten sie weder an sein Dogma noch an seine Theorie. Das war für mich der Schlüssel zum Verständnis noch einer überaus wichtigen Komponente des Problems, die mich die ganze Zeit über geplagt hatte.

Es ging darum, dass ringsumher Lüge herrschte und in der ganzen kommunistischen Praxis alles durch und durch mit Lüge durchtränkt war. Warum? Jetzt verstand ich, warum. Die Führer glaubten selber nicht an das, was sie als die Wahrheit predigten und als Evangelium verkündeten. Für sie war das nur ein Weg, ihre Ziele waren ganz andere und ziemlich niedrige, die sie nicht bekennen durften. Daher die Lüge als Systemstütze: nicht als zufällige, gelegentliche Taktik, sondern als inhärenter Kern.

Nach dem marxistischen Dogma gab es bei uns die Diktatur des Proletariats. Nach sieben Jahren kommunistischer Revolution war die gesamte Bevölkerung des Landes ausgepowert und arm – Proletariat. Natürlich hatte es keinerlei Verhältnis zur Macht. Die Diktatur des Proletariats hatte sich in eine Diktatur über das Proletariat verwandelt. Offiziell gab es bei uns die Macht der Arbeiter und Bauern. Indes war jedem Kind klar, dass die Macht nur in den Händen der Partei, ja nicht einmal der Partei, sondern des Parteiapparates lag. Im Land gab es einen Haufen sowjetischer Machtorgane, die aber in Wirklichkeit völlig machtlose Vollzugsorgane und Registratoren der Beschlüsse der Parteiorgane waren. Ich fungierte ebenfalls als Rädchen in dieser Maschine der Lüge. Mein Politbüro bildete die oberste Macht, aber streng geheim, das musste der ganzen Welt verborgen bleiben. Alles, was sich auf das Politbüro bezog, war streng geheim, alle seine

Beschlüsse, Protokolle, Mitteilungen, Akten usw. Auf die Verbreitung dieser Geheimnisse standen allerlei Strafen. Aber die Lüge ging weiter und durchsetzte alles. Die Gewerkschaften waren die offiziellen Organe zum Schutze der Werktätigen. In Wirklichkeit fungierten sie jedoch als Kontrollorgane von geradezu gendarmenhafter Nötigung, deren einzige Aufgabe darin bestand, die Werktätigen zu möglichst grossen Arbeitsleistungen anzuhalten und aus ihnen möglichst viel für die sklavenhalterische Macht herauszupressen. Die ganze Terminologie war verlogen. Die Zuchthäuser zur Vernichtung unzähliger Menschen hiessen «Arbeitsbesserungslager». Ganze Hundertschaften angestellter Lügner sangen in den Zeitungen Dithyramben auf die ausserordentlich weise und humane Sowjetmacht, die ihre schlimmsten Feinde durch Arbeit umzuerziehen bestrebt war.

In den Sitzungen des Politbüros fragte ich mich deshalb immer öfter: Wo bin ich? Auf einer Sitzung der Regierung eines riesigen Landes oder in der Höhle Ali Babas auf der Versammlung einer Räuberbande?

Ein Beispiel. Als die ersten Fragen in jeder Sitzung des Politbüros wurden gewöhnlich jene des Volkskommissariats für auswärtige Angelegenheiten behandelt. Gewöhnlich waren auch die Volkskommissare Tschitscherin und sein Stellvertreter Litwinow anwesend. Es referierte gewöhnlich Tschitscherin. Er sprach schüchtern und demütig und schnappte nach jeder Bemerkung eines Politbüromitglieds. Es wurde sofort klar, dass er keinerlei Parteigewicht hatte, bis zur Revolution war er Menschewik gewesen. Im Gegensatz dazu benahm sich Litwinow frech, vorlaut und unverfroren. Nicht nur deshalb, weil er ein Flegel von Natur aus war. «Ich bin ein alter Bolschewik und hier zuhause.» Tatsächlich war er ein alter Mitarbeiter Lenins und ein alter Emigrant. Die bekanntesten Seiten aus der Chronik seiner vorrevolutionären Tätigkeit bildeten allerdings dunkle Geldmachinationen, etwa der Umtausch zaristischen Papiergeldes im Ausland, das aus bewaffneten Banküberfällen im Kaukasus stammte. Die Nummern der grossen Scheine waren bekannt, so dass sie in Russland nicht gegen kleinere eingetauscht werden konnten. Lenin übertrug daher ihre Einwechslung einer Anzahl finsterner Gestalten, darunter auch Litwinow, der beim Umtauschen erwischt, verhaftet und eingesperrt wurde. Die ganze Familie Litwinow war offenbar vom gleichen Typus. Sein Bruder versuchte in irgendwelchen französisch-sowjetischen Handelsgeschäften die sowjetischen Organe zu betrügen, wobei er den Umstand ausnutzte, dass sein Bruder stellvertretender Aussenkommissar war, so dass sich die Sowjets an ein französisches bürgerliches Gericht wenden und erklären mussten, dass der Bruder ihres Kommissars ein Schwindler und Halunke sei.

Tschitscherin und Litwinow hassten einander heiss und innig. Es verging kein Monat, ohne dass ich nicht «streng geheim, nur für die Mitglieder des Politbüros»

von dem einen oder anderen eine Meldung über den Gegner erhalten hätte. Tschitscherin beklagte sich in diesen Mitteilungen, dass Litwinow ein vollendeter Flegel und Ignorant, ein brutales und schmutziges Tier sei, den für eine diplomatische Tätigkeit zu empfehlen ein wahnsinniger Fehler sei. Litwinow schrieb, dass Tschitscherin ein Päderast, Idiot und Wahnsinniger sei, ein abnormes Subjekt, das nur nachts arbeite und dadurch die ganze Arbeit des Volkskommissariats durcheinanderbringe. Gewöhnlich fügte Litwinow noch malerische Einzelheiten darüber an, dass vor Tschitscherins Arbeitszimmer die ganze Nacht über ein Rotarist der GPU-Einheiten Wache stehe, den seine Vorgesetzten nach Gesichtspunkten aussuchten, dass man sich wegen seiner Tugend nicht zu beunruhigen brauche. Die Mitglieder des Politbüros lasen diese Zettelchen und lächelten, womit die Sache ihre Bewandnis hatte.

Es wurden also Fragen der Aussenpolitik erörtert. Im Besonderen war von irgendeiner der ordentlichen internationalen Konferenzen die Rede. «Ich schlage vor», sagte Litwinow, «die Schulden des Zaren anzuerkennen.» Ich blickte ihn nicht ohne Erstaunen an. Lenin und die sowjetische Regierung hatten hundertmal verkündet, dass eine der Haupterrungenschaften der Revolution die Weigerung zur Bezahlung der russischen Auslandsschulden aus der Zarenzeit sei. Dazu bleibt zu bemerken, dass von diesem Beschluss die französischen Bankiers am wenigsten betroffen waren, da sie bei Abschluss der Anleihen die vereinbarte Kommission jedesmal gleich kassiert hatten; wirklich gelitten hatten die französischen Midinettes und die kleinen Angestellten, die ihre Alterspfennige los waren, da sie den Versicherungen der Banken geglaubt hatten, dass es für ihr Geld keine bessere Anlage gebe. Irgendein Mitglied des Politbüros, ich glaube Michail Kalinin, fragte: «Was für Schulden, die Vorkriegs- oder die Kriegsschulden?»

«Die einen wie die anderen», warf Litwinow nachlässig ein.

«Und woher sollen wir die Mittel nehmen, um sie zu bezahlen?»

Litwinow schnitt eine freche und halb verächtliche Grimasse, die Zigarette im linken Mundwinkel. «Wer sagte Ihnen denn, dass wir sie bezahlen werden? Ich sagte nicht zahlen, sondern anerkennen.» Michail Iwanytsch gab sich noch nicht geschlagen. «Aber anerkennen, dass heisst anerkennen, dass wir die Schuldner sind und zu zahlen versprechen.» Litwinows Miene wurde herablassend, als könnte er nicht begreifen, wie einfache Dinge so schwer zu verstehen seien. «Aber nein doch, von Bezahlen ist gar nicht die Rede.» Da begann sich Kamenew für die Sache zu interessieren. «Wie soll man's denn machen, um sie anzuerkennen und nicht zu zahlen und trotzdem nicht das Gesicht zu verlieren?» Kamenew, man muss ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, sorgte sich noch um das Gesicht.

«Nichts einfacher als das», erklärte Litwinow, «wir verkünden der ganzen Welt, dass wir die zaristischen Schulden anerkennen. Nun, da werden gleich allerhand uns wohlgesonnene Idioten ein grosses Geschrei erheben, dass die Bolschewiken sich ändern, dass wir ein Staat sind wie jeder andere auch usw. Wir ziehen daraus allen möglichen Nutzen. Dann geben wir auf der Parteilinie an die entsprechenden Stellen eine geheime Direktive: überall Gesellschaften der Opfer bilden, die unter den ausländischen Interventionen gelitten haben, und die Ansprüche der Geschädigten sammeln. Ihr versteht doch ganz gut, dass wir – wenn ein entsprechendes Zirkular auf Parteilinie herumgeht – anhand der Meldungen, die uns von den ‚Opfern‘ zugehen, jede beliebige Summe einsetzen können. Nun, dann werden wir bescheiden sein und eine Summe festsetzen, die nur etwas höher liegt als die zaristischen Schulden. Und wenn die Verhandlungen über die Rückzahlung beginnen, legen wir unsere Gegenforderungen auf den Tisch, die vollauf unsere Schulden decken, und wir werden sogar noch erlauben, dass man uns die Differenz auszahlt.»

Der Vorschlag wurde ernsthaft diskutiert. Die Hauptschwierigkeit waren die noch allzu frischen triumphalen Erklärungen Lenins zur Weigerung, die Schulden aus der Zarenzeit zu begleichen. Man fürchtete, dass der jähe Umschwung ein Durcheinander in den Ideen der ausländischen Bruderparteien verursachen könnte. Kamenew bemerkte sogar beiläufig: «Das ist genau das, was Curzon als bolschewistische Affenstücklein bezeichnet.» So wurde beschlossen, vorderhand von Litwinows Vorschlag Abstand zu nehmen.

Stalins Sekretariat

Nach dem 13. Parteikongress beschäftigte sich Towstucha energisch mit folgender «halbdunkler» Angelegenheit. Er sammelte «für Studienzwecke» alle Kongressunterlagen. Es stellte sich aber bald heraus, dass nicht alle Unterlagen sein Interesse erweckten, sondern nur einige besondere. Er studierte sie zusammen mit einem finstern Tschekisten, der sich als Spezialist für Graphologie entpuppte.

Wenn sich die Delegierten des Kongresses versammeln, erscheinen sie zuerst in der Mandatskommission, die ihre Mandate prüft und die Mitgliedskarten mit dem Recht ihrer beschliessenden oder beratenden Stimme ausgibt. Dazu muss jeder Delegierte eigenhändig einen langen Fragebogen mit einigen Dutzend Angaben ausfüllen. Noch während des Kongresses führt die Mandatskommission eine statistische Analyse dieser Bogen durch und hält am Schluss des Kongresses ein Referat über Zahl und Zusammensetzung der Delegierten: soundsoviel Männer, soundsoviel Frauen, soziale Herkunft, Alter, Parteirang usw. usw. Alle Delegierten verstehen die Unerlässlichkeit solcher Fragebogen. Ein Detail jedoch sehen sie dabei nicht voraus.

Als letzter Punkt des Kongresses steht die Wahl für die zentralen Parteiorgane (ZK, Zentrale Kontrollkommission, Zentrale Revisionskommission) auf der Tagesordnung. Vorher versammeln sich die Führer des ZK mit den Leitern der wichtigsten Delegationen (Moskau, Leningrad, Ukraine u.a.), es ist der sogenannte Seniorenkonvent, im Parteijargon nicht anders als das «blaue Kouvert» bezeichnet. Er arbeitet unter vielen Wortgefechten die Wahlliste für die Zusammensetzung des neuen ZK aus. Dieser Entwurf wird vervielfältigt und jedem stimmberechtigten Delegierten in einem blauen Kouvert zugeschickt. Das Exemplar gilt gleichzeitig als Stimmzettel, der bei der geheimen Abstimmung in die Urne geworfen wird. Aber der Umstand, dass es für jeden Delegierten nur ein Verzeichnis gibt, bedeutet keineswegs, dass er verpflichtet ist, für dieses generell zu stimmen. Hier wählt die Partei, und nicht das Volk. In der Partei bestand damals noch eine gewisse Freiheit; so hatte jeder Delegierte das Recht, jeden beliebigen Namen in dem Verzeichnis auszustreichen, aber auch durch einen seiner Wahl zu ersetzen, den er freilich handschriftlich eintragen musste. Bei der Auszählung der Stimmen gibt es freilich wenig Chancen, dass ein vom «blauen Kouvert» ausgesuchter Kan-

didat nicht gewählt wird. Dazu bedarf es der genauen Verabredung wichtiger Delegierter aus den Grossstädten oder ganzer Gebiete. Obwohl also das Verzeichnis gewöhnlich ganz durchgeht, schwankt die Anzahl der abgegebenen Stimmen für die einzelnen Kandidaten doch in beträchtlichem Umfang. Wenn – sagen wir – 1'000 Delegierte wählen, erhalten die populärsten Parteiführer 950-970 Stimmen, während die unpopulärsten nicht auf 700 kommen. Das wird sehr beachtet und diskutiert.

Was aber überhaupt nicht erörtert und von niemandem beachtet wurde, das war Towstuchas Arbeit. Am meisten interessierte ihn (d.h. seinen Auftraggeber), wer von den Delegierten auf dem Stimmzettel Stalins Namen nicht nur ausgestrichen, sondern dafür einen anderen eingesetzt hatte. So studierten Towstucha und der Graphologe diese Verzeichnisse, indem sie als Vergleichsmaterial die ausgefüllten Fragebogen heranzogen, um festzustellen, wer gegen Stalin gestimmt hatte, also sein heimlicher Feind war. Aber auch die Stimmen gegen Sinowjew und gegen Trotzki und gegen Bucharin waren für Stalin überaus wertvoll und wurden registriert. Es kam die Zeit (und sei es zehn Jahre später), da alle ihren Genickschuss erhielten. Towstucha fertigte die Verzeichnisse für künftige Abrechnungen an, denn Genosse Stalin vergass und verzieh nie etwas.

Um über diese Arbeit Towstuchas zu sprechen, muss ich etwas vorgreifen. Nach dem 13. Parteikongress hielt diese innerparteiliche Freiheit bis 1927 an; ebenso ging der Kampf mit der Opposition in den Komitees und Parteizellen sowie auf den Versammlungen der Organisationen und der Parteiaktivs weiter. Die Führer der Opposition forderten ihre Anhänger auf, möglichst oft aufzutreten und das ZK anzugreifen, weil sie dadurch Kraft und Gewicht der Opposition unterstrichen.

Was mich erstaunte, war, dass nach dem 14. Parteikongress Stalin und seine Mehrheit im ZK nichts gegen diese Freiheit hatten. Das schien gar nicht Stalins Gewohnheit zu sein; es wäre viel einfacher gewesen, die parteiinternen Diskussionen zu verbieten, einen Antrag an das Plenum des ZK zu stellen, dass Debatten der Parteiarbeit schaden, zu viel Kraft für nützliche Aufbauarbeit absorbierten usw.

Im Übrigen kannte ich Stalin hinreichend und erriet, worum es ihm ging. Die endgültige Bestätigung für meine Vermutung ergab sich in einem Gespräch, das ich mit Stalin und Mechlis führte. Mechlis hielt den Bericht über irgendeine Versammlung eines Parteiaktivs in der Hand und zitierte aus ihm die überaus heftigen Angriffe von Oppositionsrednern auf das ZK. Mechlis war ungehalten: «Genosse Stalin, glauben Sie nicht, dass hier jegliches Mass überschritten wird, wenn das ZK erlaubt, sich öffentlich derart in Misskredit bringen zu lassen? Wäre es nicht besser, das zu verbieten?» Genosse Stalin lächelte: «Sollen sie doch reden! Sollen

Sie doch reden! Nicht der Feind ist gefährlich, der sich als solcher zeigt. Gefährlich ist der verborgene Feind, den wir nicht kennen. Aber sie sind alle offenbar, alle einbezogen, alle registriert – die Zeit der Abrechnung mit ihnen kommt.»

Die nächste «halbdunkle» Arbeit Towstuchas bestand darin, dass er im Lenininstitut Verzeichnisse zusammenstellte: lange Verzeichnisse von Menschen, die jetzt so naiv waren, gegen Stalin aufzutreten. Sie dachten: Heute sind wir gegen, morgen vielleicht für Stalin, in der Partei gab es, gibt es und wird es immer innere Freiheit geben. Sie verstanden nicht, dass ihnen Stalin die Möglichkeit gab, ihr Todesurteil selber zu unterschreiben. Nach einigen Jahren wurden sie anhand dieser Verzeichnisse Towstuchas haufen- und herdenweise, zu Hunderten und Tausenden erschossen. Die russische Naivität ist gross.

Wie ich mich in Stalins Sekretariat fühlte? Ich empfand nicht die geringste Sympathie für Kanner oder Towstucha. Von Kanner dachte ich, dass er eine gefährliche Schlange sei, und meine Beziehungen zu ihm waren rein dienstlicher Natur. Da er meine Karriere sah, bemühte er sich um betonte Liebenswürdigkeit. Doch ich machte mir natürlich keine Illusionen. Wenn es Stalin morgen für gut befinden sollte, mich liquidieren zu lassen, erteilt er diesen Auftrag Kanner, der eine entsprechende Technik findet. Für mich war er nichts als ein verbrecherisches Subjekt. Der Umstand, dass Stalin ihn so oft brauchte, sprach zudem wenig für den «Hausherrn», wie Mechlis und Kanner unseren Chef gewöhnlich nannten. Dennoch trug Kanner stets eine heitere und freundliche Miene zur Schau. Er selber war von kleiner Statur, trug aus einem unerfindlichen Grund Stiefel, seine schwarzen Haare glichen einem Schafspelz.

Iwan Pawlowitsch Towstucha war ein hochgewachsener, sehr magerer Intellektueller, der 1935 an Tbc starb, gerade als anhand seiner Verzeichnisse die Erschiessungen angingen. Seine Frau litt an der gleichen Krankheit. Er war 35 oder 36 Jahre alt. Bis zum Oktoberaufstand hatte er im Ausland gelebt und war erst nach der Revolution nach Russland zurückgekehrt. Ich weiss nicht, weshalb er 1918 Sekretär des Volkskommissariats für Nationalitätenfragen wurde, wo Stalin Volkskommissar war, freilich ohne irgendetwas zu tun. Von dort kam er noch vor Stalin in den Apparat des ZK. Als jedoch dieser 1922 zum Generalsekretär ernannt wurde, übernahm er Towstucha in sein Sekretariat, wo er bis zu seinem Tod blieb und dort die «halbdunklen» Geschäfte erledigte, obgleich er – wie schon gesagt – stellvertretender Direktor des Lenininstituts bzw. später des Marx-Engels-Lenin-Instituts war. Im Jahre 1927 machte ihn Stalin nach meinem Ausscheiden zu seinem Hauptgehilfen, während Mechlis um die gleiche Zeit etwa ins Insti-

tut der Roten Professur studieren ging. Darauf folgte in Stalins Sekretariat Poskrebyschew nach, der später den sogenannten Sondersektor leitete und nach Towstuchas Tod dessen Stelle einnahm; auch Jeshow, der nachher den Kadersektor von Stalins Sekretariat leitete, setzte die Verzeichnisse Towstuchas fort. Er war es auch, der einige Jahre später als GPU-Chef nach diesen Verzeichnissen die Erschiessungen vornahm und das ganze Land in ein Meer von Blut stürzte, natürlich auf die hohe Initiative seines Chefs, des grossen und genialen Genossen Stalin; und schliesslich war Malenkow Sekretär des Politbüros, den man vorsichtshalber «Protokollsekretär des Politbüros» nannte, und Poskrebyschews Stellvertreter im Sondersektor. Er löste dann Jeschow als Leiter des Kadersektors ab.

In dem gleichen Mass, wie Stalin mehr und mehr auf die monarchische Diktatur zusteuerte, spielte auch sein Sekretariat eine immer wichtigere Rolle. Es kam der Augenblick, da im Machtapparat weniger wichtig wurde, was der Vorsitzende des Ministerrates oder ein Mitglied des Politbüros wollte oder dachte, als das, was Stalins Sekretär meinte, der unmittelbar Zutritt zu ihm hatte.

Towstucha, das finstere Subjekt, blickte stets unter der Stirn hervor. Er hüstelte hohl und hatte nur noch einen Lungenflügel. Dafür genoss er Stalins volles Vertrauen. Mir gegenüber betrug er sich vorsichtig («hat eine gar zu glänzende Karriere, der Bursche»), konnte aber nicht verzeihen, dass ich ihn und Nasaretjan auf dem Sekretärsposten des Politbüros abgelöst hatte und weiterhin im Zentrum der Ereignisse sass, während er gezwungen war, irgendwo hinter den Kulissen für Stalin irgendwelche Schmutzarbeiten zu leisten. Einmal versuchte er zu beißen, indem er in Mechlis' Anwesenheit (der es mir nachher erzählte) zu Stalin sagte: «Weshalb heisst Baschanow Sekretär des Politbüros? Das sind doch Sie, Genosse Stalin, dieser Sekretär. Baschanow hat nur das Recht, sich als den technischen Sekretär des Politbüros zu bezeichnen.» Stalin antwortete ausweichend: «Natürlich, der verantwortliche Sekretär des Politbüros, der vom ZK gewählt wurde, das bin ich. Aber Baschanow leistet eine sehr wichtige Arbeit und entlastet mich von vielem.»

Lew Sacharowitsch Mechlis war ein Altersgenosse Towstuchas. Nach dem Bürgerkrieg trat er als zweiter Volkskommissar in das Volkskommissariat der Arbeiter- und Bauerninspektion ein, an dessen Spitze Stalin stand, der hier ebensowenig einen Finger rührte wie im Volkskommissariat für die Nationalitätenfragen. Aus dem Kommissariat nahm ihn Stalin 1922 in das Sekretariat des ZK mit. Mechlis war ordentlicher und rechtschaffener als Kanner und Towstucha und wich «dunklen» Geschäften aus. Er setzte sich sogar die bequeme Maske des «intellektuellen Kommunisten» auf. Ich glaubte nicht besonders an sie, da ich bald

merkte, was für ein anpassungsfähiger Opportunist er war. So konnte man es auch machen. Ihn kümmerten Stalins Verbrechen weder jetzt noch später. Vielmehr diente er ihm widerspruchslos bis ans Ende seiner Tage. Dazu machte er ein Gesicht, als glaubte er an Stalins Genie. Als guter Opportunist nahm er auch meine Karriere hin und versuchte, ein freundschaftliches Verhältnis zu mir herzustellen. Im Jahre 1927 biss ihn Towstucha aus dem Sekretariat hinaus, so dass sein dreijähriges Studium am Institut der Roten Professur nicht ganz freiwillig war. Im Jahre 1930 ging er jedoch zu Stalin und bewies diesem ohne Schwierigkeit, dass es die *Prawda* als Zentralorgan der Partei an der nötigen Aufklärung über die persönliche Rolle des Genossen Stalin an der Parteiführung fehlen lasse. Stalin ernannte ihn sogleich zum Chefredakteur, als welcher er ihm unersetzliche Dienste leistete. Die *Prawdagab* von jeher den Ton für die ganze Partei samt allen ihren Organisationen an. Jetzt begann Mechlis von einem Tag auf den anderen über den grossen und genialen Stalin und seine weise Führung zu schreiben. Zuerst machte das einen merkwürdigen Eindruck. Niemand in der Partei hielt Stalin für ein Genie, am wenigsten jene, die ihn kannten.

Im Jahre 1927 ging ich des Öfters in die Parteizelle des Instituts der Roten Professur. Das war ein Reservoir junger Parteikarrieristen, die nicht nur die Wissenschaften studierten und ihre Qualifikation verbesserten, sondern auch Betrachtungen darüber anstellten, auf welches Pferd sie im Hinblick auf ihre weitere Karriere setzen sollten. Ich machte mich über sie lustig und sagte: «Eines verstehe ich nicht. Warum schreibt keiner von euch ein Buch über den Stalinismus. Ich möchte *den* Staatsverlag sehen, der ein solches Buch nicht sofort herausbringt. Ausserdem garantiere ich, dass der Verfasser in weniger als einem Jahr Mitglied des ZK ist.» Die jungen Karrieristen rümpften die Nase. «Was? Über den Stalinismus? Na, wenn du schon so etwas sagst, du Zyniker.» Ich muss bemerken, dass ich das aus reiner Verachtung gesagt hatte, da ich schon ein überzeugter Gegner des Kommunismus war und meine Flucht ins Ausland vorbereitete.

Im Jahre 1927 wurde der Stalinismus noch als etwas Unanständiges, Unschickliches betrachtet; aber schon 1930 war die Zeit dafür gekommen; Mechlis gab in jeder Nummer der *Prawda* den Ton für die Parteiorganisationen an. «Unter der weisen Führung unseres grossen und genialen Führers und Lehrers Stalin.» Das nicht zu wiederholen, war für die Parteiapparatschiks in den Parteizellen unmöglich. Nach zwei weiteren Jahren war es auch im Land nicht mehr möglich, einfach vom Genossen Stalin zu reden, ohne «gross und genial» als obligatorische Beiwörter zu verwenden. Und dann erfanden begabte Sprachschöpfer und Speichel-lecker noch vieles andere, wie den «Vater der Völker» und das «grösste Genie der Menschheit» oder «die Sonne, die alle anderen Sonnen verdunkelt».

Im Jahre 1932 nahm das Genie Mechlis erneut in sein Sekretariat auf. Doch Towstucha war für Stalin bequemer, so dass Mechlis allmählich auf die sowjetische Linie geriet. Vor dem Krieg war er Befehlshaber der Politischen Verwaltung der Roten Armee (also der höchste politische Kommissar), dann Volkskommissar der Staatskontrolle, während des Krieges Mitglied der Militärgerichte aller Armeen und Fronten, wo er sich als echter Stalinist und unerbittlicher Soldatenfresser gebärdete, nach dem Krieg wieder Minister der Staatskontrolle. Er starb in seinem Bett im gleichen Jahr wie Stalin.

Stalins Sekretariat wuchs und spielte eine immer grössere Rolle. Doch die eigentliche Schlacht Stalins um die Macht war noch nicht gewonnen. Gerade erst hatten ihn Sinowjew und Kamenew im Mai 1924 gerettet, während er schon an ihre Beseitigung dachte.

Während des 13. Parteikongresses ereignete sich eine amüsante Episode. Um der Partei zu demonstrieren, dass die Werktätigen scheinbar voller Dankbarkeit die weise Führung der Partei annahmen, wurde zum erstenmal das Auftreten parteiloser Delegationen inszeniert, was in den folgenden Jahren zu einem üblichen Spektakel wurde. Für den Anfang trat eine parteilose Delegation von Arbeitern der berühmten Moskauer Trechgorka-Textilfabrik auf. Nach bewährter Methode suchte man als Rednerin ein flinkes Weib mit gutgeschmierter Zunge aus, das von der Kongresstribüne herab eingelernte Phrasen über die weise Führung der grossen bolschewistischen Partei aufsagte. «Wir parteilose Arbeiter loben und unterstützen unsere obersten, führenden Parteigenossen ...» usw. Die Absicht der Instruktooren war aber eine andere, für derlei hatte man die Frau nicht ausgesucht. Sie sollte der Partei unter die Nase reiben, dass sie von neuen Genossen geführt wurde. Bisher hatte es geheissen: «Hoch unsere Führer Lenin und Trotzki!» Jetzt sollte demonstriert werden, dass die Massen der neuen Führung folgten. Und obgleich man die Rednerin ordentlich vorbereitet und gedrillt hatte, stellte sich jetzt heraus, dass sie alles durcheinanderbrachte. «Und zum Schluss sage ich: Hoch soll'n sie leben, unsere Führer, die Genossen (etwas unsicher) Sinowjew und (nach einigem Überlegen und an das Präsidium gewandt) Entschuldigung, ich glaube, Genosse Kamfnow.»* Der Kongress brach in lautes Gelächter aus, am meisten freute sich Stalin, während Kamenew im Präsidium sauer lächelte. Im Übrigen war es den Organisatoren dieses Auftritts nicht im Traum eingefallen, auch Stalin unter die «neuen Führer» aufzunehmen.

Da Trotzki weder im Plenum vor dem Kongress noch auf dem Kongress gegen Stalin persönlich auftrat, kam dieser auf den Gedanken, ob man da nicht manöv-

* Statt Kámenew (kamen ‚der Stein‘); Kamfnow (kamfn ‚der Kamin‘).

rieren sollte. Sinowjew und Kamenew waren fast ausschliesslich von Trotzkijs Entfernung in Anspruch genommen. Könnte man da nicht Trotzki für die Schwächung der beiden verwenden? Stalin unternahm den Versuch, er misslang aber.

Am 17. Juni hielt Stalin auf Kursen für die Sekretäre der Kreis-ZKs ein Referat, in dem er seinen künftigen Apparatschiks erklärte, dass die Diktatur des Proletariats jetzt im Wesentlichen durch die Diktatur der Partei ersetzt werde. Doch zugleich schürte er das Feuer gegen Sinowjew und Kamenew, ohne sie beim Namen zu nennen, indem er sie verschiedener Fehler bezichtigte.

Sinowjew reagierte sofort energisch. Auf sein Verlangen wurde unverzüglich eine Versammlung der leitenden Parteiarbeiter (der Mitglieder des Politbüros und der 25 Mitglieder des ZK) einberufen, auf der Sinowjew und Kamenew sowohl die Frage der Attacke auf sie als auch Stalins These von der Diktatur der Partei zur Diskussion stellten und als offenen Fehler bezeichneten. Die Versammlung verurteilte selbstverständlich Stalins Thesen und sein Auftreten gegen die zwei anderen Mitglieder der Troika. Stalin merkte, dass er zu rasch gehandelt und einen Fehler begangen hatte. Er stellte daraufhin seinen Posten als Generalsekretär zur Verfügung und erbat seinen Rücktritt. Doch die Versammlung würdigte dies lediglich als formale Demonstration und nahm den Rücktritt nicht an.

Andererseits verstanden Sinowjew und Kamenew das Manöver Stalins in Richtung Trotzki und verstärkten ihre Angriffe auf ihn, indem sie seinen Parteiausschluss forderten. Doch ergab sich dafür keine Mehrheit im ZK. Sinowjew versuchte sogar, seine Recken im ZK des Komsomol in die Arena zu lassen, die plötzlich Trotzkijs Ausschluss forderten. Da kehrte aber das Politbüro entschlossen zu seinem Dogma zurück, nach dem es nicht Sache der Komsomolzen war, sich in die Politik einzumischen; und zur Warnung wurde das ZK des Komsomol beruhigt, indem man aus seinem Bestand anderthalb Dutzend leitende Arbeiter entfernte.

Amüsant war, dass Stalin damals im ZK den Angriff Sinowjews und Kamenews auf Trotzki bremste. Dafür hatte Sinowjew in der Komintern seinen ergebnen Statthalter, so dass auf deren 5. Kongress (Ende Juni/Anfang Juli 1924) eine Resolution «in der russischen Frage» gegen Trotzki gefasst wurde, wofür der Bulgare Kolaroff, der sich durch seine Angriffe auf Trotzki ganz besonders auszeichnete, von Sinowjew zum Generalsekretär des Vollzugskomitees der Komintern ernannt wurde.

Nichtsdestoweniger trat bis Ende des Jahres zumindest äusserlich eine gewisse Windstille im Kampf gegen Trotzki ein. Im Sommer herrschte eine grosse Trockenheit, die Ernte fiel sehr schlecht aus. Im August fand der Aufstand in Grusinien statt. Im Politbüro wurde über die Bauernfrage debattiert. Ehrlich gesagt, wusste

im Politbüro niemand, welche Politik man den Bauern gegenüber einschlagen sollte. Im Vordergrund stand die Industrialisierung des Landes. Doch auf wessen Rechnung und Kosten sollte sie gehen? Diese Fragestellung war geradezu klassisch bolschewistisch. Um dieses oder jenes zu erreichen, musste jemand ausgeplündert werden. Die orthodoxen Kommunisten mit Preobraschenskij an der Spitze schlugen vor, zuerst eine «ursprüngliche sozialistische Akkumulation» auf Kosten des Bauerntums durchzuführen. Das Politbüro zögerte. Die Erörterung des Problems auf dem Plenum des ZK im Oktober ergab nichts, wenn man von der Annahme stolzer Deklarationen über eine Umkehr «mit dem Gesicht zum Dorf» absieht. Das Dorf mit Hilfe der Kollektivierung in die Hand zu bekommen, indem man die Bauern in Kolchose treibt? Da erinnerte man sich, dass noch vor Kurzem Lenin in einem seiner letzten Artikel – «Über die Kooperation» (diktiert am 4. und 6. Januar 1923 und in der *Prawda* Ende Mai veröffentlicht) – die Frage der Kolchose gestellt, aber nur eine freiwillige Schaffung von Kollektivwirtschaften im Auge gehabt hatte, so dass das Plenum vom 26. Juni 1923 die Frage diskutierte und Lenins Direktive annahm. Doch Sinowjew und Kamenew erwarteten sich damals weder von Sowchosen noch von Kolchosen besondere Ergebnisse, während Stalin in dieser Frage noch keine eigene Meinung hatte.

Gegen Ende des Jahres wandte sich aber das Hauptaugenmerk des Parteilebens wieder ganz unerwartet dem Kampf mit Trotzki zu. Stalin hatte seine Idee, Trotzki gegen seine Verbündeten zu benutzen, fallengelassen. Trotzki hatte seinerseits das Buch «1917» geschrieben, in dessen Vorwort über die «Lehren des Oktober» er energisch Sinowjew und Kamenew angriff, indem er bewies, dass ihr Verhalten im Oktober 1917 (da sie bekanntlich gegen den bewaffneten Umsturz stimmten) keineswegs zufällig war und dass solche Leute nicht einmal im beschränkten Umfang über die Qualitäten revolutionärer Führer verfügten. Diese «Lehren des Oktober» veröffentlichte Trotzki als Artikel in den Zeitungen. Darauf schlugen Sinowjew und Kamenew Stalin wieder Friede und Bündnis vor. Stalin beeilte sich, darauf einzugehen, womit die Troika vorübergehend wieder hergestellt war. Im Übrigen machte Stalin damals eine Vertrauenskrise seiner Kräfte durch. Er merkte, dass ihm eine Reihe von Fehlschlüssen unterlief, seit dem er den Kampf auf die Linie der politischen Strategie verlagert hatte, in der er schwach war; auch der Aufstand in Grusinien als offenkundiges Resultat seiner grusinischen Nationalitätenpolitik wirkte mit. Damals kam Stalin zu der Einsicht, dass er nicht auf der Linie der grossen Politik seine Gegner besiegen werde, sondern nach der zuverlässigen und erprobten Methode, sich durch Personalauslese

die Mehrheit im ZK zu verschaffen; solange er das nicht erreicht hatte, wollte er weiterhin manövrieren und abwarten.

Im Gegensatz dazu forderten Sinowjew und Kamenew in der Troika beharrlich Trotzkijs endgültige Absetzung. Im Januar 1925 fand ein Plenum des ZK statt, auf dem die beiden vorschlugen, Trotzkijs aus der Partei auszuschliessen. Stalin trat gegen den Vorschlag auf und spielte die Rolle des Friedensstifters. Er beredete das Plenum, Trotzkijs nicht auszuschliessen, sondern ihn als Mitglied des ZK wie des Politbüros zu bestätigen. Allerdings war über Trotzkijs politische Positionen bereits der Stab gebrochen. Vor allem schien aber der Augenblick gekommen, ihn als Volkskommissar für militärische Angelegenheiten aus der Roten Armee zu entfernen. Der Wechsel war von langer Hand vorbereitet, sein Stellvertreter Frunse stand schon als Nachfolger fest. Der passte zwar Stalin nicht sonderlich, aber Sinowjew und Kamenew waren für Frunse, so dass er nach langwierigen Händeln in der Troika zustimmte. Als Frunses Stellvertreter war Woroschilow ausersehen.

Dieser war nach dem Bürgerkrieg nicht ohne Widerstand Trotzkijs Kommandeur des zweitrangigen kaukasischen Militärbezirkes geworden, doch Stalin förderte unermüdlich seinen Aufstieg, so dass Woroschilow im Zuge der letzten Reorganisationen der Militärbehörden in diesem Jahr schon Kommandeur eines der wichtigsten Militärbezirke, nämlich des Moskauer, wurde. Stalin schlug dem Plenum vor, Trotzkijs zwar weiterhin im ZK und im Politbüro zu lassen, ihn jedoch gleichzeitig zu warnen, dass er bei Fortsetzung seiner Fraktionstätigkeit die Mitgliedschaft in beiden Organisationen verlieren würde. Nachdem ihn das Plenum als Volkskommissar abgesetzt hatte, wurde er zum Vorsitzenden des Hauptkonzessionskomitees und zum Vorsitzenden der Sonderkonferenz beim Obersten Volkswirtschaftsrat für die Qualität der Produktion ernannt.

Beide Ernennungen waren ebenso provozierend wie komisch. An der Spitze des Hauptkonzessionskomitees musste Trotzkijs mit westlichen Kapitalisten industrielle Konzessionen in der UdSSR erörtern. Indes stand im Politbüro längst fest, dass diese Konzessionen nichts anderes als ordinäre Gaunerstücke waren. Den westlichen Kapitalisten wurden Konzessionen zu scheinbar sehr einträglichen und vorteilhaften Bedingungen angeboten. Die Verträge zudem so lange streng eingehalten, bis die Konzessionäre die Maschinen und Ausrüstungen nach Russland gebracht, alles montiert und die Betriebe in Gang gesetzt hatten. Bald darauf wurden-aber mit Hilfe irgendeines Tricks (und solcher Tricks gab es bei den sowjetischen Behörden jede Menge) den Konzessionären Bedingungen gestellt, unter denen sie ihre Verträge nicht erfüllen konnten; darauf wurden diese als hinfällig erklärt, während die importierten Ausrüstungen und die funktionie-

renden Unternehmen in das Eigentum der sowjetischen Regierung übergangen. Ich werde von einem solchen Zauberstückchen, die Lena Goldfields betreffend, noch ausführlich berichten, weil diese Geschichte unerwartete und amüsante Folgen hatte. Just für solche Enteignungen hatte man also den Trick mit den Konzessionären erfunden. Trotzki eignete sich wenig für solche betrügerische Operationen: wahrscheinlich hatte man ihm gerade deshalb diese Posten übertragen.

Noch weniger eignete er sich zur Kontrolle der Qualität sowjetischer Industriewaren. Als glänzender Redner und Polemiker, Volkstribun in schwierigen Augenblicken des revolutionären Umbruchs, wirkte er in der Rolle eines Qualitätsinspektors sowjetischer Hosen oder Nägel einfach lächerlich. Er versuchte zwar auch diese ihm aufgehalste Aufgabe gewissenhaft zu erfüllen, indem er eine Kommission aus Fachleuten bildete, mit der er eine Reihe von Betrieben bereiste; die Studienergebnisse legte er dann dem Obersten Volkswirtschaftsrat vor, ohne dass sie begreiflicherweise irgendeine Folge hatten.

An der Spitze des Militärapparates stand jetzt Frunse. Es muss gesagt werden, dass noch im Mai 1924 drei Kandidaten zu Mitgliedern des Politbüros gemacht wurden: Frunse, Sokolnikow und Dserschinskij.

Als alter Revolutionär, angesehener Heerführer des Bürgerkrieges war Frunse ein sehr fähiger Militär. Als Mensch dagegen, sehr verschlossen und vorsichtig, machte er auf mich den Eindruck eines Spielers, der ein grosses Spiel spielt, aber seine Karten nicht aufdeckt. Auf den Sitzungen des Politbüros sprach er sehr wenig und war ausschliesslich mit militärischen Fragen beschäftigt.

Schon 1924 hatte er, noch als Vorsitzender der ZK-Kommission zur Beurteilung des Zustandes der Roten Armee, dem Politbüro gemeldet, dass die Rote Armee in ihrem gegenwärtigen Zustand völlig kampfunfähig sei, eher einer aufgelösten Räuberbande als einer Armee gleiche und deshalb als ganze aufgelöst werden müsse. Das wurde auch durchgeführt, dazu noch absolut geheim. Nicht abgerüstet wurden lediglich die Offiziers- und Unteroffizierskader. Im Herbst entstand aus der eingezogenen Bauernjugend eine neue Truppe. Praktisch gab es also während des ganzen Jahres 1924 in der UdSSR keine Armee; der Westen scheint das nicht gewusst zu haben.

Die zweite von Frunse durchgeführte tiefgreifende Änderung war der Hinauswurf der politischen Kommissare aus der Armee; sie wurden durch Gehilfen der Kommandeure in politischen Angelegenheiten ersetzt, die ausschliesslich Funktionen der politischen Propaganda zu erfüllen hatten und sich nicht mehr in Kommandosachen einmischen durften. Im Jahre 1925 ergänzte Frunse seine Reorganisation mit Versetzungen und Ernennungen, die dazu führten, dass an der Spitze

der Militärbezirke, Korpskommandos und Divisionen gute und fähige Offiziere standen, ausgewählt nach den Prinzipien militärischer Qualifikation und nicht der kommunistischen Linientreue.

Ich war damals schon ein heimlicher Antikommunist. Beim Anblick der neuen Befehlshaberlisten fragte ich mich: Wenn ich an seiner Stelle und derselbe Antikommunist wäre, welche Kader würde ich an die militärische Spitze setzen? Und ich musste mir antworten: Genau dieselben! Das waren die Kader, die im Fall eines Krieges für einen staatlichen Umsturz gepasst hätten. Natürlich sah es nach aussen so aus, als seien alle sehr gute Militärs.

Ich hatte keine Gelegenheit, mit Stalin über diese Dinge zu sprechen und zudem nicht das geringste Verlangen, seine Aufmerksamkeit auf sie zu lenken. Doch fragte ich gelegentlich Mechlis, ob er Gelegenheit gehabt hätte, Stalins Meinung über die neuen militärischen Beförderungen zu hören. Dazu machte ich ein unschuldiges Gesicht. «Stalin interessiert sich doch immer so für militärische Dinge.»

«Was Stalin meint?» antwortete Mechlis. «Nichts Gutes. Schau dir nur das Verzeichnis an: alle diese Tuchatschewskijs, Korki, Uborewitschi, Awksentjewskijs – was sind das für Kommunisten? Das ist alles gut für den 18. Brumaire, aber nicht für die Rote Armee.»

Ich tat interessiert. «Das sagst du von dir aus, oder ist das Stalins Meinung?» Mechlis plusterte sich auf und antwortete ganz ernst: «Natürlich meine und seine.»

Trotzdem verhielt sich Stalin Frunse gegenüber schier rätselhaft. Ich war Zeuge seiner Unzufriedenheit, die er in den Gesprächen während der Troikasitzungen deutlich zum Ausdruck brachte. Doch Frunse gegenüber verhielt er sich sehr freundschaftlich und kritisierte nie dessen Vorschläge. Was konnte das bedeuten? War das nicht die Wiederholung der Geschichte mit Uglanow (von dem ich noch erzählen werde), das heisst, gab sich Stalin den Anschein, dass er gegen Sinowjew Protégé sei, während er im geheimen mit diesem einen Pakt gegen Sinowjew geschlossen hatte? Frunse war aber nicht von der Art und hatte mit Stalin nichts gemein.

Das Rätsel wurde erst im Oktober 1925 gelöst, als Frunse nach einem Magengeschwür, das noch aus seiner vorrevolutionären Gefängniszeit stammte, wieder völlig genesen war. Stalin brachte trotzdem Frunses Gesundheit die grösste Sorge entgegen. «Wir kümmern uns überhaupt nicht um die wertvolle Gesundheit unserer besten Arbeiter.» Das Politbüro veranlasste Frunse schier mit Gewalt zu einer Operation, um sich von diesem Geschwür zu befreien. Zudem erachteten die Ärzte die Operation als keineswegs gefährlich.

Ich betrachtete dies alles mit anderen Augen, als ich erfuhr, dass Kanner die

Operation mit dem ZK-Arzt Pogosjanez vorbereitete. Meine unklaren Befürchtungen erwiesen sich als völlig gerechtfertigt. Während der Operation wurde merkwürdigerweise jene Anästhesie verwendet, die Frunse nicht vertrug. Er starb auf dem Operationstisch, während seine Frau, fest überzeugt, dass man ihn umgebracht hatte, Selbstmord beging. Die «Erzählung vom nicht gelöschten Mond», die Pilnjak aus diesem Anlass schrieb, ist allgemein bekannt. Sie kam ihn übrigens teuer zu stehen.

Warum hat Stalin den Mord an Frunse organisiert? Vielleicht wirklich nur deshalb, um ihn durch seinen Mann – Woroschilow – zu ersetzen? Ich glaube das nicht, denn Stalin hätte diesen Wechsel mühelos zwei-drei Jahre später als Monarch durchführen können. Ich meine vielmehr, Stalin teilte meine Empfindung, dass Frunse sich in der Rolle eines russischen Bonaparte von morgen sah. So liess er ihn gleich verschwinden, während die übrigen dieser Gruppe (Tuchatschewskij & Co.) später erschossen wurden.

Trotzkij widerspricht in seinem Stalinbuch kategorisch meiner Vermutung über Frunse, aber er entstellt meinen Gedanken und schreibt mir die Behauptung zu, dass Frunse an der Spitze einer militärischen Verschwörung gestanden habe. Ich habe nie etwas derartiges geschrieben, umso weniger, als völlig einleuchtend ist, dass damals in Sowjetrussland keinerlei Verschwörung möglich war. Ich schrieb, dass Frunse m. E. seinen Kommunismus abgelegt habe, bis ins innerste Mark Kommandeur geworden sei und auf seine Stunde warte. Von einer Verschwörung kann nicht die Rede sein.

Zudem lohnt es kaum, aus diesem Anlass mit Trotzki zu streiten, er hat sich seit jeher durch eine bestürzende Menschenunkenntnis und eine unglaubliche Naivität ausgezeichnet. Ich werde zu diesem Punkt noch einige Tatsachen beisteuern.

Natürlich trat nach Frunses Tod Woroschilow an die Spitze der Roten Armee. Nach dem 14. Parteikongress im Januar 1926 wurde er auch Mitglied des Politbüros. Er war eine sehr durchschnittliche Persönlichkeit, die sich noch während des Bürgerkrieges Stalin angeschlossen hatte und diesen während der Meuterei seiner Freischärler gegen die feste organisatorische Hand Trotzkijs immer unterstützte. Woroschilows ausserordentliche Beschränktheit war in der Partei allgemein bekannt. Die Hörer der historischen Abteilung des Instituts der Roten Professur witzelten: «Die ganze Weltgeschichte zerfällt in zwei scharf voneinander getrennte Perioden: vor Kliment Jefremowitsch und danach.» Er war ein stets gehorsamer und sorgfältiger Handlanger Stalins und diente noch eine Zeitlang nach dessen Tod als Dekorationsfigur.

Die ganze militärische Gruppe Stalins aus der Bürgerkriegszeit gelangte an die Spitze, doch war es schwierig, auch nur einen fähigen Militär in der ganzen Schar

zu finden. Erst eine kunstvoll orchestrierte Propaganda brachte einige von ihnen, etwa Budjonnyj, zur Berühmtheit.

Das war eine sehr malerische Persönlichkeit, der typische Wachtmeister der zaristischen Armee. Als guter Kavallerist und Haudegen stand er zu Beginn des Bürgerkrieges an der Spitze eines berittenen Haufens, der gegen die Weissen kämpfte. An der Spitze nominell, denn die Bande manipulierten ein paar Kommunisten. Der Haufen wuchs, hatte Erfolge zu verzeichnen, die Reiterei war die Panzertruppe jener Jahre. Zu irgendeinem Zeitpunkt setzte Moskau auf die Reiterei und beschäftigte sich mit Budjonnyj ausführlicher.

Trotzkij gab damals die Losung: «Proletarier, aufs Pferd!» aus, die wegen ihres Schwulstes und ihrer Weltfremdheit ziemlich komisch klang. Bisher hatten die beste Kavallerie stets die Steppenvölker – etwa die Kosaken – als die geborenen Reiter abgegeben. Man konnte auch noch den Bauern aufs Pferd setzen, der zwar kein Kavallerist war, aber Pferde immerhin kannte, an sie gewöhnt war und mit ihnen umzugehen verstand. Doch der städtische Arbeiter (der «Proletarier») hatte nie auf einem Pferd gesessen. Trozkijs Parole war lächerlich.

Zu irgendeinem Zeitpunkt bekam Budjonnyj als Zeichen der Aufmerksamkeit aus Moskau ein Automobil und ein Parteibillett geschenkt. Der begeisterte Held rief die Häuptlinge seiner Bande zusammen. «Da, Brüder», meldete er, «man hat mir aus Moskau ein Automobil und das da geschenkt», wobei er vorsichtig, wie eine zerbrechliche chinesische Vase das Parteibillett auf den Tisch legte. Die Brüder überlegten angestrengt und beschlossen dann: «Das Automobil, Semjon, das nimmst, ein Automobil – das ist gut; aber das da, weisst du, lass es liegen, frisst ja kein Brot.» So wurde Budjonnyj Kommunist.

Budjonnyjs Haufen wuchs sich bald zu einer Brigade aus, dann zu einem Reiterkorps. Moskau gab ihm Kommissare und einen guten Stabschef. Zu immer höheren Rängen aufrückend, mischte sich Budjonnyj als Oberkommandierender nicht mehr in Operations- und Kommandosachen ein. Als der Stab ihn nach seiner Meinung anlässlich einer geplanten Operation fragte, antwortete er ungerührt: «Das macht, wie ihr wollt. Meine Sache ist das Köpfen.»

Während des Bürgerkrieges «köpfte» er und gehorchte bedingungslos den ihm beigegebenen und ihn herumkommandierenden Stalin und Woroschilow. Nach dem Krieg wurde er zu einer Art Inspekteur der Kavallerie ernannt. Schliesslich wurde vereinbart, ihn zu einer Sitzung des famosen Politbüros zuzulassen. Mein Gedächtnis hat dieses amüsante Ereignis genau festgehalten.

Auf der Sitzung kamen die militärischen Fragen an die Reihe. Ich schickte mich an, die zitierten Militärs in den Saal zu lassen, darunter auch Budjonnyj. Er kam

auf Zehenspitzen herein, knirschte aber stark mit den schweren Stiefeln. Zwischen dem Tisch und der Wand war der Durchgang breit, doch Budjonnyjs ganze Gestalt drückte Vorsicht aus, als bangte er, etwas umzuwerfen oder zu zerbrechen. Man wies ihm den Stuhl neben Rykow an. Budjonnyj setzte sich. Seine Schnauzbartspitzen standen ab wie bei einem Maikäfer die Fühler. Er blickte geradeaus vor sich hin und begriff ganz offenkundig nichts von dem, was gesprochen wurde. Na also, da hast du das berühmte Politbüro, das alles kann, wie es heisst, sogar einen Mann in ein Weib verwandeln. Indes waren die Angelegenheiten des Revolutionären Kriegsrates beendet. Kamenew sagte: «Mit der Strategie sind wir fertig. Die Militärs können gehen.» Budjonnyj blieb sitzen, solche Andeutungen verstand er nicht. Kamenew wiederholte: «Die Militärs können gehen.» Ja, wenn er gesagt hätte: Genosse Budjonnyj, stillgestanden! Links schwenkt, im Gleichschritt marsch! Ja, dann hätte es keine Schwierigkeiten gegeben und alles wäre verständlich gewesen. Da holte Stalin zu einer breiten haus herrlichen Geste aus: «Bleib sitzen, Semjon, bleib sitzen.» So blieb Budjonnyj, mit vorquellenden Augen weiterhin starr vor sich hinblickend, noch zwei oder drei Tagesordnungspunkte lang sitzen. Schliesslich erklärte ich ihm, dass es Zeit sei zu gehen.

Dann wurde Budjonnyj Marschall und im Jahre 1934 sogar Mitglied des ZK der Partei. Freilich war dieses ZK eines von Stalins Gnaden und hätte Stalin nur einen Funken Humor besessen, so hätte er nach Caligulas Beispiel auch Budjonnyjs Ross in das ZK aufgenommen. Doch Stalin hatte keinen Humor.

Es sei noch hinzugefügt, dass während des deutsch-sowjetischen Krieges die Unfähigkeit sowohl Woroschilows als auch Budjonnyjs schon nach den ersten Operationen derart offenkundig in Erscheinung trat, dass Stalin sie in den Ural schicken musste, um dort Reserven zu exerzieren.

Stalin

Es ist an der Zeit, über den Genossen Stalin zu sprechen, den ich jetzt schon gut, vielleicht sogar sehr gut kannte.

Sein Äusseres ist hinreichend bekannt. Nur sieht man auf keinem einzigen Porträt oder Photo, dass sein ausdrucksloses Gesicht von Pockennarben zerfurcht war. Mittelhoch von Statur, watschelte er breitbeinig einher und saugte stets an seiner Pfeife.

Verschiedene Autoren behaupten, dass eine seiner Hände verletzt war und er diese nur schlecht gebrauchen konnte. Auch seine Tochter Swetlana bemerkt, dass er die Rechte schlecht bewegen konnte, während der Bolschewik Schumjaskij in der sowjetischen Presse schrieb, dass er die Linke nicht abbiegen konnte. Ehrlich gesagt, habe ich einen Defekt solcher Art nie an Stalin wahrgenommen. Vielmehr habe ich des Öftern gesehen, dass er mit der Rechten breite, ausladende Gesten machte, sie also durchaus abbiegen und bewegen konnte. Im Übrigen hat Stalin in meiner Gegenwart nie die kleinste physische Arbeit oder Anstrengung verrichtet, so kann es also durchaus möglich sein, dass seine Linke nicht ganz in Ordnung war. Doch ich hatte nie Gelegenheit, das zu bemerken.

Er führte eine ausserordentlich ungesunde, sitzende Lebensweise. Nie beschäftigte er sich mit Sport oder irgendeiner körperlichen Tätigkeit. Er rauchte (Stummelpfeife) und trank (am liebsten kachetinischen) Wein. In der zweiten Hälfte seines Zartums verbrachte er jeden Abend am Tisch bei Essen und Trinken und in Gesellschaft der Mitglieder seines Politbüros. Wie er bei einer solchen Lebensweise siebzig Jahre alt werden konnte, ist erstaunlich.

Stets ruhig, vermochte er sich gut zu beherrschen. Er war ausserordentlich geheimnistuerisch und gerissen. Dazu ungewöhnlich rachsüchtig. Nie verzieh oder vergass er etwas, er rächte sich nach zwanzig Jahren. In seinem Charakter irgendwelche sympathischen Züge zu finden, gelang mir nicht.

Allmählich begannen sich um ihn Mythen und Legenden zu bilden. So etwa über seinen ungewöhnlichen Willen, seine kämpferische Härte, seine eiserne Entschlossenheit. Das alles stimmte nicht. Stalin war ein aussergewöhnlich vorsichtiger und unentschlossener Mensch. Er wusste sehr oft nicht, wie er sich verhalten oder was er tun sollte. Nur zeigte er das mit keiner Miene. Ich sah öfter als nur ein Mal, wie er schwankte, sich nicht festlegte und es vorzog, den Ereignissen zu folgen, statt sie zu lenken.

War er gescheit? Er war nicht dumm und hatte eine gute Portion Mutterwitz, den er sehr gut einsetzte.

So wurden beispielsweise auf den Sitzungen des Politbüros ständig allerlei Staats- und Regierungsgeschäfte erörtert. Stalin hatte wenig Bildung und Kultur und konnte zu den diskutierten Fragen nichts Vernünftiges sagen. Das war manchmal überaus peinlich für ihn. Seine angeborene Schlaueit und ein gesunder Sinn erlaubten ihm jedoch, einen sehr gelungenen Ausweg aus dieser Situation zu finden. Er verfolgte die Debatte, bis er sah, dass die Mehrheit der Mitglieder des Politbüros einer bestimmten Resolution zuneigte; dann ergriff er das Wort und schlug mit einigen kurzen Sätzen vor, das anzunehmen, was die Mehrheit wollte. Er tat dies mit einfachen Worten, in denen seine Unfreundlichkeit nicht sonderlich auffallen konnte, wie etwa: «Ich meine, man muss den Vorschlag des Genossen Rykow annehmen. Das, was Genosse Pjatakow vorschlägt, geht nicht, geht einfach nicht.» So kam es, dass Stalins Vorschläge, obgleich sie stets simpel waren und er schlecht sprach, immer angenommen wurden. Ohne Stalins Gerissenheit zu begreifen, begannen die Mitglieder des Politbüros, in Stalins Auftritten immer mehr eine Art verborgener (und sogar geheimnisvoller) Weisheit zu sehen. Ich setzte mich gegen diesen Schwindel zu Wehr, weil ich sah, dass seine Gedanken ohne System waren; heute konnte er etwas vorschlagen, was überhaupt in keinem Zusammenhang mit dem stand, was er in der gleichen Angelegenheit gestern vorgeschlagen hatte. Ich sah, dass er einfach die Meinung der Mehrheit aufschnappte; wie schlecht er sich in allen Fragen auskannte, wusste ich aus den Unterhaltungen mit ihm im ZK. Die Mitglieder des Politbüros unterlagen jedoch diesen Mystifikationen und legten schliesslich in Stalins Auftreten' einen Sinn, den es überhaupt nicht gab.

Stalin war ziemlich ungebildet, er las nie etwas und interessierte sich für nichts. Auch den Wissenschaften stand er gleichgültig gegenüber. Er war ein schlechter Redner und sprach mit starkem grusinischem Akzent. Seine Reden waren sehr wenig inhaltsreich. Er sprach mühsam und suchte ein nötiges Wort auf der Zimmerdecke. Er schrieb auch kaum etwas. Was als seine Werke ausgegeben wird, sind aus irgendeinem Anlass gehaltene Reden und Referate, aus deren Stenogrammen dann die Sekretäre etwas Literarisches machten. Stalin kümmerte sich nicht einmal um die Resultate dieser Bearbeitungen: die endgültige Aufsatz- oder Buchform herzustellen, war Aufgabe der Sekretäre. Gewöhnlich machte es Towstucha.

Ich habe von Stalin nie etwas Geistreiches gehört. Während der ganzen Jahre meines Aufenthaltes in seinem Sekretariat hat er nur einmal versucht, witzig zu sein. Towstucha und ich standen in Mechlis' und Kanners Arbeitszimmer und un-

terhielten uns. Da kam Stalin aus seinem Arbeitszimmer heraus. Er machte ein überaus ernstes und feierliches Gesicht, dazu hob er den Daumen der rechten Hand. Wir verstummten und erwarteten etwas sehr Wichtiges. «Towstucha», sagte Stalin, «meine Mutter hatte einen Ziegenbock – du bist ihm wie aus dem Gesicht geschnitten, nur lief er ohne Zwickel umher.» Darauf drehte er sich um und ging wieder in sein Arbeitszimmer. Towstucha kicherte unterwürfig.

Der Kunst, Literatur und Musik gegenüber verhielt sich Stalin gleichgültig. Ganz selten ging er in die Oper, «Aida» gefiel ihm am besten.

Auch an Frauen war Stalin nicht interessiert und beschäftigte sich kaum mit ihnen. Er hatte genug an seiner eigenen Frau, die ihn auch recht wenig fesselte.

Was für Leidenschaften hatte also Stalin?

Nur eine einzige, alles verschlingende, absolute, in der er völlig aufging. Es war seine maniakalische Machtgier, die Leidenschaft der asiatischen Satrapen des Altertums. Ihr allein diente er, nur mit ihr war er allezeit beschäftigt, in ihr sah er sein Lebensziel.

Im Kampf um die Macht war diese Leidenschaft natürlich nützlich. Aber dennoch erscheint es auf den ersten Blick schwer erklärlich, wie Stalin mit einem so kläglichen Arsenal positiver und negativer Eigenschaften zur absoluten, diktatorischen Macht gelangen konnte. Verfolgt man die Etappen seines Aufstieges, muss man noch mehr darüber staunen, dass ihm die negativen Eigenschaften mehr nützten als die positiven.

Begonnen hatte Stalin als kleiner Revolutionsagitator in der Provinz. Lenins bolschewistische Gruppe berufsmässiger Revolutionäre kam ihm überaus gelegen, denn hier brauchte man nicht zu arbeiten wie alle übrigen Menschen, sondern konnte zu Lasten irgendeiner Parteikasse leben. Nach Arbeit hatte Stalins Herz nie gelehzt. Freilich gab es ein Risiko: die Behörden konnten einen verhaften und unter polizeilicher Aufsicht gen Norden schicken. Für Sozialdemokraten gab es keine weiteren Repressalien, mit den Sozialrevolutionären, die Bomben warfen, wurde viel schärfer verfahren. Die zaristischen Behörden versorgten die Verbannten mit dem Nötigsten; in den zugewiesenen Städtchen oder Flecken konnten sie frei leben. Man konnte auch entfliehen, musste aber dann manchmal in der Illegalität leben. Dennoch war das Leben eines einfachen Agitators wesentlich unbequemer als das Leben der Führer. Diese Lenins und Martows in Genf oder Paris lehnten es entschieden ab, ihre wertvolle Person irgendwelchen Unbequemlichkeiten auszusetzen.

Die Führer in der Emigration waren ständig auf der Suche nach Geldmitteln teils für ihr kostbares Leben, teils für die Parteitätigkeit. Geld kam von den sozialistischen Bruderparteien (aber knausrig und widerwillig) und von bürgerlichen Wohltätern. So half der «Sturmvogel» Gorkij nach seiner Rückkehr ins Moskauer

Künstlertheater der Schauspielerin Andrejewa, sich den Millionär Sawwa Morosow zu angeln, worauf das goldene Manna über die Andrejewa in Lenins Kasse floss. Doch es war zu wenig, immer zu wenig. Die Anarchisten und ein Teil der Sozialrevolutionäre hatten eine andere Methode, sich Geld zu verschaffen, nämlich durch bewaffnete Raubüberfälle auf Kapitalisten und Banken. Das wurde im Revoluzzerjargon Ex (Expropriation) genannt. Die sozialdemokratischen Bruderparteien freilich, längst auf Reputation bedacht und mancherorts schon an der Regierung beteiligt, lehnten diese Praxis entschieden ab. Auch die Menschewiken verwarfen sie. Widerwillig gab Lenin eine Erklärung in dem gleichen Sinn ab. Doch Stalin begriff schnell, dass Lenin nur so tat und sich über jedes Geld freute, auch wenn es aus Raubüberfällen stammte. Stalin wirkte daher tüchtig mit, einige kaukasische Banditen zu verführen und sie zum bolschewistischen Glauben zu bekehren. Die beste Eroberung auf diesem Gebiet war Kamo Petrosjan, ein Halsabschneider und Strassenräuber von tollkühner Tapferkeit. Einige bewaffnete Überfälle von Petrosjans Bande füllten Lenins Parteikasse auf, wobei es freilich Schwierigkeiten beim Wechseln des Geldes gab. Nichtsdestoweniger nahm Lenin das Geld mit Vergnügen an. Organisiert hatte Petrosjans Überfälle Stalin. Er selber beteiligte sich aber vorsichtshalber nicht an ihnen.

War also Stalin ein Feigling? Eine klare Antwort auf diese Frage zu geben, fällt nicht leicht. Wohl aber lässt sich in seinem ganzen Leben nicht ein einziges Beispiel für persönliche Tapferkeit anführen, weder in der Revolution noch während des Bürgerkrieges, da er stets aus der sicheren Etappe kommandierte, und erst recht gibt es kein Beispiel aus den friedlichen Zeiten.

Lenin war Stalin überaus dankbar für seine Tätigkeit und nicht abgeneigt, ihn auf der Parteileiter etwas höher emporklettern zu lassen, z.B. ins ZK aufzunehmen. Das konnte er aber nicht auf einem Parteikongress tun, die Delegierten hätten gesagt: «Dass er für die Partei bewaffnete Raubüberfälle unternimmt, ist sehr schön, aber keine Grundlage, um ihn zum Parteiführer zu machen.» Lenin fand einen Ausweg. Im Jahre 1912 wurde Genosse Stalin den Mitgliedern des ZK ohne Wahl «kooptiert». Da er darauf bis zur Revolution in der Verbannung lebte, wurde in der Partei nicht nach ihm gefragt. Und aus der Verbannung kam er nach der Februarrevolution schon als altes Mitglied des ZK in die Hauptstadt zurück.

Bekanntlich hat Stalin weder in der ersten Revolution des Jahres 1917 noch während der Oktoberrevolution irgendeine Rolle gespielt, da er im Hintergrund blieb und abwartete. Einige Zeit nach der Machtergreifung machte ihn Lenin zum Volkskommissar von zwei Kommissariaten, die übrigens nach Lenins Plan zur baldigen Auflösung bestimmt waren, nämlich dem Volkskommissariat für Arbei-

ter- und Bauerninspektion, einem totgeborenen Kind, das Lenin durch Zusammenlegung mit der Zentralen Kontrollkommission zu reorganisieren gedachte und auch durchführte; und dem Volkskommissariat für Nationalitätenfragen, das ebenfalls aufgelöst werden und seine Funktion an den Nationalitätenrat abgeben sollte. Was Lenin über Stalin dachte, beweist eine Diskussion auf der Sitzung, in der man ihn zum Volkskommissar für Nationalitätenfragen ernannte. Auf Lenins Vorschlag folgte der Gegenvorschlag eines ZK-Mitgliedes, das darauf hinwies, wie gescheit und tüchtig sein Kandidat sei. Lenin unterbrach ihn: «Na, dort brauchen wir keinen Gescheiten; dort schicken wir Stalin hin.»

Als Volkskommissar wurde Stalin nur nominell geführt, da er sich in seinen beiden Kommissariaten fast nie zeigte. An den Fronten des Bürgerkrieges bildete sein anarchistisches Verhalten eine ständige Streitfrage; während des polnischen Krieges wirkte sich sein destruktives Verhalten geradezu schädlich aus, als der ganze Angriff auf Warschau zusammenbrach, weil er und seine Armeen die Befehle des Oberkommandierenden nicht ausführten. Die eigentliche Karriere Stalins begann erst in dem Augenblick, als Sinowjew und Kamenew Lenins Erbe antreten wollten, den Kampf gegen Trotzki aufnahmen und Stalin als Bundesgenossen wählten, da man ihn als Herrn des Parteiapparates brauchte. Sinowjew und Kamenew begriffen nur eines nicht: dass der Parteiapparat automatisch und mit elementarer Gewalt auf die Macht zusteuerte. So setzte man Stalin auf diese Maschine; er brauchte sich auf ihr lediglich zu halten, die Maschine trug ihn von selbst an die Macht. In Wahrheit stellte sich Stalin ausserdem vor, dass die Maschine ihn nach oben tragen würde und tat seinerseits alles, was dazu nötig war.

Ganz von selbst bietet sich das Resultat an, dass in Stalins Parteikarriere bis 1925 seine Unzulänglichkeiten eine weitaus grössere Rolle spielten als seine Vorzüge. Lenin führte ihn als Mann seiner Mehrheit ins ZK ein, ohne seitens des wenig gebildeten und politisch kleinen Stalins irgendeine Konkurrenz zu befürchten. Aus dem gleichen Grund machten ihn auch Sinowjew und Kamenew zum Generalsekretär, da sie den Genossen für eine politische Null hielten und in ihm nur den nützlichen Gehilfen sahen, doch nie und nimmer einen Nebenbuhler.

Es ist keine Übertreibung, wenn man sagt, dass Stalin ein völlig amoralisches Subjekt war. Das war schon Lenin gewesen, der alle jene moralischen Qualitäten für sich und seine Berufsrevolutionäre nicht anerkannte, die wir nach der Tradition unserer christlichen Kultur als jenes unerlässliche Fundament zu betrachten geneigt sind, das ein gesellschaftliches Leben möglich und erträglich macht: Anstand, Ehrlichkeit, Redlichkeit, Geduld usw.

Nach Lenin war dies alles spießbürgerliche Moral, die es zu überwinden galt; moralisch war nur das, was der sozialen Revolution diente, mit anderen Worten: was für die kommunistische Partei nützlich und vorteilhaft war. Stalin erwies sich als ein den Lehrer übertreffender Schüler. Wenn man sein Leben und sein Verhalten aufmerksam analysiert, fällt es schwer, irgendwelche menschliche Züge an ihm zu entdecken. Die einzige Ausnahme bildete wohl eine Art väterlicher Zuneigung seinem Töchterchen Swetlana gegenüber, aber auch das nur bis zu einem bestimmten Zeitpunkt. Sonst vermochte ich nichts wahrzunehmen.

Stalins Grobheit war ganz naturhaft und entsprang seiner geringen Bildung. Übrigens konnte er sich sehr gut beherrschen und war nur dann grob, wenn er's nicht für nötig erachtete, höflich zu sein. Interessant waren die Beobachtungen, die ich in seinem Sekretariat machen konnte. Zu seinen Sekretären war er nicht grob, aber wenn er z.B. klingelte und die Kurierin abwesend war (da sie gerade mit Papieren unterwegs war) und daraufhin in seinem Arbeitszimmer Mechlis oder Kanner erschienen, sagte Stalin nur: «Tee» oder «Streichhölzer.» Seine Gehilfen redeten ihn mit «Sie» an, ohne Vor- und Vatersnamen (Josif Wissarionowitsch) beizufügen, und nannten ihn Genosse Stalin. Er selber duzte Towstucha, Mechlis und Kanner. Nur zu mir sagte er «Sie», obgleich ich der jüngste von allen war. Irgendwelche nähere Beziehungen unterhielt er zu keinem seiner Mitarbeiter, wohl aber schätzte er sie nach dem Grad ihrer Nützlichkeit für ihn. Und grosse Dienste erwiesen ihm alle: Kanner in rein kriminellen Angelegenheiten, Towstucha ebenfalls in reichlich dunklen Geschäften, Mechlis, den er anfänglich sehr schätzte, tat alles Erforderliche, um Stalin «gross und genial» zu machen, und ich war ihm gleichfalls sehr nötig als Sekretär des Politbüros. Dennoch war sein Verhalten mir gegenüber nicht so wie zu den anderen. Dies waren «seine» Gehilfen, «seine» Leute: ergeben und zäh ihre Posten verteidigend. Ich war nicht «sein» Mann: nicht nur dass mir jegliche Ergebenheit und Achtung vor ihm fehlte, ich stellte auch eine Art Rätsel für ihn dar, indem ich mich weder an meinen Posten klammerte noch an der Macht teilhaben wollte.

Nur ein einziges Mal versuchte er, grob zu sein mit mir. Es war auf einer Sitzung des Politbüros. Wie immer schrieb ich eine Resolution auf ein Kärtchen und reichte sie ihm über den Tisch hinüber, während er es durchlas und mir wieder zurückgab. Doch wegen irgendwelcher Differenzen mit den Mitgliedern des Politbüros (die nicht das geringste mit mir zu tun hatten) war er zornig und wollte den Anwesenden seine schlechte Laune zeigen. Dafür fand er nichts Besseres, als mir das Kärtchen nicht über den Tisch hinüberzureichen, sondern zu werfen. Meine Reaktion war spontan: das nächste Kärtchen flog ebenfalls über den Tisch

hinüber. Er blickte mich erstaunt an und gab mir das Kärtchen wie üblich zurück.

Ganz hörte sein Verständnis für mich auf, als ich eines schönen Tages infolge meiner inneren Entwicklung keinen Wert mehr darauf legte, ein nützliches Rädchen in der Maschine des Politbüros zu sein. Ich sagte ihm, dass ich lieber im Volkskommissariat der Finanzen arbeiten würde, denn Sokolnikow hatte mir vorgeschlagen, bei ihm die Leitung des finanzwirtschaftlichen Büros zu übernehmen, das an die Stelle der Studienkommission des zaristischen Finanzministeriums getreten war. Stalin war erstaunt: «Warum?» Den wahren Grund konnte ich natürlich nicht sagen, also antwortete ich, dass ich mich in den Staatsgeschäften des finanzwirtschaftlichen Zweiges vervollkommen wolle. Stalin meinte, das könnte ich auch tun, wenn ich meine Arbeit bei ihm fortsetzte, die davon nur profitieren würde. «Und dann wird Ihnen die Partei eine sehr wichtige und verantwortliche Arbeit anvertrauen. Es gibt keinen Grund, diese abzulehnen.» Ich begann also, auch im Volkskommissariat der Finanzen zu arbeiten (wovon ich noch im Weiteren erzählen werde), aber nicht für Stalin, für den die Macht alles war. Er merkte, dass er etwas an mir nicht verstand. Vielleicht war er deshalb immer so ausnehmend freundlich zu mir.

Damals (in den zwanziger Jahren) führte Stalin ein sehr bescheidenes Leben. Er trug stets einen einfachen Anzug halb-militärischen Schnitts samt Militärstiefeln. Irgendwelche Ambitionen auf Luxus oder nach den Annehmlichkeiten des Lebens hatte er nicht. Er wohnte im Kreml, in einer kleinen, einfach möblierten Wohnung, wo früher die Hofbediensteten gewohnt hatten. Während z.B. Kamenew schon etwas von Automobilen verstand und sich einen herrlichen Rolls-Royce angeschafft hatte, benutzte Stalin einen mächtigen, aber einfachen und alten Russo-Balte. Übrigens gab es noch keine einzige Autostrasse, man konnte praktisch nur durch Moskau fahren und ausserhalb der Stadt fast nur auf der Leningrader Chaussee. Geld spielte für ihn ebenso wie für die anderen bolschewistischen Führer keinerlei praktische Rolle. Sie verfügten über Wohnungen, Automobile, Eisenbahnreisen, Urlaube, Kurorte usw. ohne Geld. Die gesamte Verpflegung wurde in den Restaurants der Volkskommissariate zubereitet und frei Haus geliefert.

Die regulären Sitzungen des Politbüros begannen am Morgen und endeten gegen Mittag. Die Mitglieder des Politbüros entfernten sich zum Mittagessen, während ich im Sitzungssaal zurückblieb, um die Resolutionen zu den zuletzt erörterten Fragen zu formulieren. Darauf begab ich mich zu Stalin. Gewöhnlich begann er um diese Zeit mit dem Mittagessen. Bei Tisch sassen er, seine Frau Nadja und der älteste Sohn Jaschka von seiner ersten Frau, einer geborenen Swanidse. Stalin sah die Kärtchen durch, und ich begab mich ins ZK zurück, um das Protokoll abzuschliessen.

Als ich das erste Mal während des Mittagessens zu Stalin kam, bot er mir ein Glas Wein an. «Ich trinke nicht, Genosse Stalin.»

«Na, ein Glas Wein, das darf man schon. Es ist ein guter kachetinischer.»

«Ich habe überhaupt noch nie etwas Alkoholisches getrunken und werde es auch nicht.» Stalin war erstaunt. «Na, dann auf meine Gesundheit.» Ich lehnte auch dies ab. Daraufhin hat er mir nie mehr etwas angeboten.

Aber häufig fügte es sich, dass sich Stalin nach dem Verlassen des Sitzungssaales nicht direkt nach Hause begab, sondern einen Spaziergang durch den Kreml machte, um mit irgendeinem Mitglied des Politbüros ein Gespräch fortzusetzen. Wenn ich in solchen Fällen zu ihm nach Hause kam, musste ich auf ihn warten. Bei solchen Gelegenheiten kam ich mit seiner Frau Nadja Allilujewa ins Gespräch. Wir wurden gute Bekannte und freundeten uns sogar an.

Nadja ähnelte Stalin in keiner Weise. Sie war eine sehr gute, ordentliche, ehrbare Frau. Schön war sie nicht, hatte aber ein liebes Gesicht. Obwohl annähernd so alt wie ich, sah sie älter aus. Bekanntlich war sie eine Tochter des Petersburger Arbeiters und Bolschewiken Allilujew, bei dem sich Lenin 1917 vor der bolschewistischen Oktoberrevolution versteckt hielt. Von Stalin hatte sie Wassilij, damals fünf Jahre alt, dann nach drei Jahren noch Swetlana.

Als ich Nadja kennenlernte, hatte ich den Eindruck, dass rings um sie Leere herrschte, der Frau des Fast-Diktators schienen die einfachsten menschlichen Beziehungen zu fehlen, auch hatte sie anscheinend keine Freundinnen, während das männliche Publikum wohl fürchtete, in ihre Nähe zu kommen. Plötzlich argwöhnte Stalin etwa, dass sie seiner Frau nachstellen, dann schöne Welt ade. Ich dachte natürlich nicht daran, ihr nachzustellen, ich hatte damals meinen eigenen Roman, der mich völlig verschlang. So begann sie allmählich, über sich selber zu sprechen.

Ihr häusliches Leben war schwer, da sich Stalin als Haustyrann aufführte. Während er sich in den geschäftlichen Angelegenheiten ständig Zurückhaltung auferlegen musste, machte er mit seiner Familie keine grossen Zeremonien. Nicht nur einmal sägte mir Nadja seufzend: «Seit zwei Tagen schon spricht er mit niemandem und antwortet nicht, wenn man ihn anredet; ein ungewöhnlich schwieriger Mensch.» Gespräche über Stahn versuchte ich natürlich zu vermeiden. Ich wusste bereits, wer und was er war, während die arme Nadja offensichtlich erst jetzt seine Amoralität und Unmenschlichkeit zu entdecken begann, aber ihren Entdeckungen noch nicht recht glauben wollte.

Eine Zeitlang blieb Nadja verschwunden, aber dann stellte sich heraus, dass sie die letzten Monate ihrer neuen Schwangerschaft bei ihren Eltern in Leningrad ver-



[23] Michail Kalinin, Nachfolger Swerdlows als Vorsitzender des Allrussischen Zentralexekutivkomitees, im Gespräch mit Bauern. Aufnahme aus den 20er Jahren

[24] Leonid Krassin, Volkskommissar für Aussenhandel, auf dem Londoner Bahnhof Kings Cross, anlässlich von Wirtschaftsverhandlungen mit Grossbritannien, Mai 1920



[25] Führer der bolschewistische! Partei im Jahre 1920. Am Tisch v. 1.: Wyschinskij, Kalinin, Bucha rin, Stalin, Jagoda, Kamenew, Woroschilow, Lenin; ganz vorn Rykow



[26] Lenin unter Delegierten der 10. Allrussischen Konferenz der KPR(b), Mai 1921



[27] Lenin, seine Frau Krupskaja, seine Schwestern Anna Jelisarowa unten r.), M. I. Uljanowa und sein Bruder D. I. Uljanow in Lenins Wohnung im Kreml, Herbst 1920

[28] Lenin und Stalin in Gorki, 1922





[29] Lenins Tod. Dserschinskij un Worschilow am Sarg Lenins, Moskau, Januar 1924

[30] Der Trauerzug an der Kremli-mauer im Schneetreiben



bracht hatte. Als sie wieder zurück war, sagte sie zu mir: «Da, bewundern Sie mein Meisterwerk.» Das Meisterwerk war drei Monate alt, hiess Swetlana und wurde mir als Zeichen besonderen Vertrauens in die Arme gelegt, freilich nur für ein paar Sekunden, weil die Männer so ungeschickt sind.

Nachdem ich Stalins Sekretariat verlassen hatte, traf ich Nadja nur noch selten und zufällig. Als Ordschonikidse Vorsitzender der Zentralen Kontrollkommission wurde, stellte er Nadja als seinen dritten Sekretär an. Der erste war der gutmütige Riese Trajnin. Dort sah ich Nadja wieder. Wir unterhielten uns lange. Die Arbeit bei Ordschonikidse hatte sie lebhafter gemacht, die Atmosphäre hier war angenehm, Sergo war ein guter Mensch. Er beteiligte sich ebenfalls an dem Gespräch. Wie alle, die ihm sympathisch waren, duzte er auch mich, was mich etwas genierte, da er zwanzig Jahre älter war als ich. Später habe ich Nadja nicht mehr gesehen.

Ihr tragisches Ende ist bekannt, aber wahrscheinlich nicht in allen Einzelheiten. Sie begann, an der Industriellen Akademie zu studieren. Trotz dieser grossartigen Bezeichnung handelte es sich einfach um Kurse zur Vorbereitung und Hebung des Bildungsniveaus örtlicher Kommunisten aus Bauern- und Arbeiterkreisen, ehemaligen Direktoren und Leitern industrieller Betriebe, die jedoch wegen ihrer mangelhaften Lese- und Schreibkünste mit ihrer Arbeit nicht zurechtgekommen waren. Es war im Jahre 1932, als Stalin schon mit seinem gigantischen Massaker, der gewaltsamen Kollektivierung, begonnen hatte, in deren Verlauf Millionen von Bauernfamilien unter unmenschlichen Bedingungen in die Vernichtungslager getrieben wurden. Die Hörer der Akademie waren Leute aus dem ganzen Land, die mit eigenen Augen diese schreckliche Zerschlagung des Bauerntums miterlebt hatten. Als sie vernahmen, dass die neue Hörerin Stalins Frau sei, verstummten sie natürlich sogleich. Doch allmählich sickerte durch, was für ein prächtiger Kerl Nadja sei – eine gute und mitfühlende Seele, der man vertrauen könne. So lösten sich die Zungen wieder, man begann ihr zu erzählen, was tatsächlich im Land vor sich ging; bisher kannte sie nur die verlogenen und pompösen Berichte in den sowjetischen Zeitungen über die glänzenden Siege an der landwirtschaftlichen Front. Nadja geriet in Entsetzen und eilte nach Hause, um ihre Informationen Stalin mitzuteilen. Ich kann mir gut vorstellen, wie er das aufnahm. Er hatte sich nie geschämt, sie im Streit eine dumme Gans und eine Idiotin zu heissen. Stalin behauptete natürlich, dass ihre Informationen falsch und nichts anderes als kulakische Konterrevolution seien. «Aber es sagen doch alle dasselbe!»

«Alle?» fragte Stalin. «Nein», erwiderte Nadja, «nur einer sagt, dass dies alles unwahr sei. Aber der verstellt sich und sagt es nur aus Feigheit, es ist der Sekretär der Parteizelle in unserer Akademie, Nikita Chruschtschow.»

Stalin merkte sich den Namen. In den folgenden häuslichen Auseinandersetzungen behauptete Stalin weiterhin, dass die von Nadja zitierten Nachrichten leeres Geschwätz seien, verlangte aber die Namen der Kritiker: erst dann werde es möglich sein festzustellen, was an den Berichten wahr sei. Nadja nannte die Namen ihrer Gesprächspartner. Wenn sie noch Zweifel gehabt haben sollte, wer Stalin in Wirklichkeit war, müssen es ihre letzten gewesen sein. Alle Hörer der Akademie, die ihr vertraut hatten, wurden verhaftet und erschossen. Nadja begriff nun endgültig, mit wem sie ihr Leben teilte und wahrscheinlich auch, was der Kommunismus ist, und erschoss sich.

Für den Genossen Chruschtschow begann mit dieser Episode eine glänzende Karriere. Zum ersten sagte Stalin dem Sekretär des Moskauer Komitees, als die Vorbereitungen zu den Vorwahlen des Rayonskomitees getroffen wurden: «Ihr habt dort einen hervorragenden Arbeiter, den Sekretär der Zelle der Industrieakademie, Nikita Chruschtschow heisst er. Macht ihn zum Sekretär eines Rayonskomitees.» Damals war Stalins Wort schon Gesetz, Chruschtschow wurde unverzüglich Sekretär eines Rayons und bald darauf schon Sekretär des Moskauer Parteikomitees. So kam Nikita nach oben und gelangte bis an die Pyramidenspitze der Macht.

In Stalins Haushalt lebte auch sein ältester Sohn Jakow aus erster Ehe. Aus irgendeinem familiären Grund wurde er nie anders als Jaschka genannt. Er war vier Jahre jünger als ich. Ein sehr zurückhaltender, schweigsamer, verschlossener Jüngling mit dem typischen Verhalten eines Unterdrückten, stets in irgendwelchen heimlichen inneren Erlebnissen versunken. Man konnte ihn ansprechen, er hörte einen nicht, war völlig geistesabwesend; etwas wie nervliche Taubheit hielt ihn gefangen; aber plötzlich kam er wieder zu Bewusstsein, er merkte, dass man mit ihm sprach, fuhr zusammen und verstand jetzt alles sehr gut. Stalin konnte ihn nicht leiden und tyrannisierte ihn auf mancherlei Art. Jaschka wollte studieren, Stalin schickte ihn als Arbeiter in eine Fabrik. So hasste er seinen Vater ebenso versteckt wie abgründig. Er versuchte, immer unbemerkt zu bleiben und spielte bis zum Krieg keine Rolle. Eingezogen und an die Front geschickt, geriet er in deutsche Gefangenschaft. Als die Deutschen Stalin vorschlugen, seinen Sohn gegen einen bedeutenden deutschen General in sowjetischer Gefangenschaft auszutauschen, antwortete Stalin: «Ich habe keinen Sohn.» Jaschka blieb in Gefangenschaft und wurde gegen Ende des deutschen Rückzuges von der Gestapo erschossen.

Fast nie bekam ich Stalins und Nadjas Sohn zu Gesicht. Wassilij war noch klein, als Halbwüchsiger verfiel er dem Alkohol. Swetlanas Geschichte ist wohlbekannt. Wie ihre Mutter begriff sie, was Stalin darstellte und damit auch der Kommunismus, so flüchtete sie ins Ausland. Damit versetzte sie der kommunisti-

schen Propaganda einen heftigen Schlag. «Was für ein Regime! Nicht einmal Stalins leibliche Tochter hat es ausgehalten und ist davongelaufen.»

Aus dem, was ich bisher über Stalin gesagt habe, lässt sich folgern, dass er ein amoralischer Mensch mit verbrecherischen Neigungen war. Aber ich glaube, dass der Fall Stalin noch eine andere, weitaus wichtigere Frage auslöste: Wieso konnte ein solcher Mensch all seinen Neigungen freien Lauf lassen und während eines Vierteljahrhunderts ungestraft Millionen von Menschen vernichten? Darauf ist vielleicht nur eine Antwort möglich. Das kommunistische System hat Stalin geschaffen und emporgehoben. Das kommunistische System, das eine alles umfassende und pausenlose Anfachung des Hasses ermöglicht und zur Vernichtung ganzer Bevölkerungsgruppen und Gesellschaftsklassen auffordert, schafft ein Klima, dass sich die Machthaber ihre ganze Tätigkeit als Kampf mit irgendwelchen erfundenen Klassenfeinden, Konterrevolutionären und Saboteuren darstellen und alle Misserfolge ihres unsinnigen und unmenschlichen Systems als Ränke und Widerstand vermeintlicher Feinde erklären und unnachgiebig zu Repressalien, zur Vernichtung und Unterdrückung aller Gedanken, Freiheiten, Wahrheiten und menschlichen Gefühle auffordern. Auf einer solchen Basis können sich Stalins zu üppiger Blüte entfalten.

Als die regierende Oberschicht sich überzeugen musste, dass sie selber mit dem Revolver im Genick lebte, beschloss sie, die Schraubenmutter etwas zu lockern (aber ja nicht zuviel), und achtete aufmerksam darauf, dass alles beim Alten blieb. Das ist alles, was nach Stalins Tod geschah.

Trozkij

Was Trozkij über mich schrieb, war fast immer ungerecht. Ich bin für ihn ein Antikommunist, das heisst ein Feind, ein «Reaktionär», so dass man nach dem bolschewistischen Ehrenkodex keine Zeremonien mit mir zu machen braucht. Ich will ihm nicht mit gleicher Münze heimzahlen, sondern versuchen, ihn objektiv zu schildern.

Von allen bolschewistischen Führern machte Trozkij auf mich den Eindruck des grössten und begabtesten. Doch die Gerechtigkeit erfordert auch zu sagen, dass er keineswegs allseitig begabt war und neben seinen hervorragenden Eigenschaften nicht wenige Unzulänglichkeiten hatte.

Er war ein glänzender Redner, doch ein Redner des revolutionären Typs: agitatorisch und demagogisch. Er konnte ein Lösungswort finden und hinwerfen, er sprach mit grosser Leidenschaft und viel Pathos und begeisterte seine Zuhörerschaft. Aber er konnte sich auch beherrschen. Auf den Sitzungen des Politbüros, wo gewöhnlich kein Pathos gefragt war, sprach er zurückhaltend und sachlich.

Trozkij hatte aber auch eine spitze Feder, er war ein ausserordentlich fähiger und temperamentvoller Publizist.

Er war schliesslich ein tapferer Mann und ging alle Risiken ein, die mit seiner revolutionären Tätigkeit verbunden waren. Es genügt, auf sein Verhalten als Vorsitzender des Petersburger Arbeiterrats im Jahre 1905 hinzuweisen; bis zum Ende verhielt er sich tapfer und herausfordernd und ging direkt von der Präsidialtribüne ins Gefängnis und in die Verbannung.

Noch beweiskräftiger ist aber die Geschichte mit der «Clemenceau-These» des Jahres 1927. Die Macht befand sich schon zur Gänze in Stalins Händen, der seine sensationellen Enthüllungen über die Opposition fortsetzte, indem er heimliche Feinde präsentierte. Auf dem Novemberplenium des ZK, auf dem Stalin endlich vorschlug, Trozkij aus der Partei auszuschliessen, ergriff dieser das Wort und sagte an die Adresse von Stalins Gruppe unter anderem sinngemäss Folgendes: «Ihr seid eine Gruppe unfähiger Bürokraten. Wenn sich die Frage über das Schicksal der Sowjetmacht erhebt, wenn es zu einem Krieg kommt, werdet ihr euch als völlig untauglich erweisen, den Widerstand des Landes zu organisieren und den Sieg zu erringen. Dann, wenn der Feind hundert Kilometer vor Moskau steht, werden wir das tun, was seinerzeit Clemenceau getan hat, nämlich die unfähige Regierung stürzen; nur mit dem Unterschied, dass Clemenceau sich damit

zufriedengegeben hat, an die Macht zu kommen, während wir ausserdem diese stumpfe Bande jämmerlicher Bürokraten als Verräter an der Revolution noch erschossen werden. Ja, das werden wir tun. Ihr möchtet uns auch gern erschossen, aber ihr wagt es nicht. Aber wir werden es wagen, sobald das eine unerlässliche Voraussetzung für den Sieg ist.» Natürlich war in diesem Auftritt viel Naivität und noch mehr Verständnislosigkeit für Stalin, aber dennoch: wie soll man nicht den Hut ziehen vor diesem Verhalten!

Dank seinem Temperament, seiner Tapferkeit und Entschlossenheit war Trotzki ohne Zweifel ein Mann mit scharfen kritischen Momenten, wenn er die Verantwortung auf sich nahm und bis ans Ende ging. Gerade deshalb spielte er eine derart grosse Rolle in der Oktoberrevolution, als er zum unersetzlichen Vollstrecker von Lenins Plan zur Machtergreifung wurde. Stalin hielt sich irgendwo versteckt, Kamenew und Sinowjew waren vor dem Risiko zurückgeschreckt und traten gegen Lenin auf, während Trotzki bis zum Ende ging und kühn die nötigen Aktionen durchführte (bei denen – nebenbei bemerkt – Iljitsch keine grosse Tapferkeit bewies und unverzüglich den Argumenten seiner Umgebung beipflichtete, dass er sein kostbares Leben nicht in Gefahr bringen dürfe, also eilig verschwand) und ähnlichen Argumenten kein Gehör schenkte. Auch versteckte er sich nach dem missglückten Juliaufstand nicht sofort wie Lenin, sondern begab sich in Kerenskij's Gefängnis.

Aber hier muss man auch gleich einen ernsten Mangel in Trotzki's Charakter erwähnen. Er war ein bisschen zu sehr ein Mann der Pose. Überzeugt, in die Geschichte eingegangen zu sein, posierte er ständig für sie. Darin war er jedoch nicht immer erfolgreich. Manchmal war die Pose gross und gerechtfertigt durch die Rolle, die Trotzki und seine soziale Revolution im Weltgeschehen gespielt hatte; so z.B. als die Sowjetmacht während des Bürgerkrieges an einem Haar hing: «Wir werden gehen, aber wir werden die Tür so zuschlagen, dass die ganze Welt erzittern wird.» Manchmal war dergleichen weniger gerechtfertigt. Es war noch erträglich, dass Trotzki die Parade seiner Roten Armee auf einem Panzerspähwagen stehend abnahm, aber es kam auch vor, dass die Pose nicht passte und lächerlich wirkte. Trotzki bemerkte das nicht immer: man erinnere sich des Vorfalles mit der Tür im ZK-Plenum, von dem ich erzählt habe.

Die Strategie des Bürgerkrieges dirigierte dennoch mehr Lenin als Trotzki. Doch in der Organisation der Roten Armee spielte dieser ohne Zweifel eine sehr grosse Rolle. Später war es dann anders. Hier muss ein Zug registriert werden, der nicht nur für Trotzki allein charakteristisch ist. Zur Verwaltung des Landes, einzelner Gebiete sowie zur Organisation des Kampfes und der Wirtschaft wuchsen rasch fähige Leute heran und lernten.

Die Krassins, Sokolnikows und Syrzows wurden mit jedem Jahr bessere Staatsmänner. Auch in der Schule der Partei wuchsen solche Leute heran, wenn auch in geringerer Anzahl. Zum Beispiel der nicht ganz unbekannt Michail Iwanowitsch Kalinin, den Lenin teils wegen seiner Mehrheit ins Politbüro gebracht hatte, teils aber auch deswegen, um ständig einen Mann an der Hand zu haben, der das Dorf und die Psychologie der Bauern kannte und in diesem Zusammenhang unbestreitbare Dienste erwies. Als er sich aber an den Debatten zu beteiligen versuchte, die einige Kenntnis und Bildung verlangten, redete er die erste Zeit einen solchen Unsinn, dass die Mitglieder des Politbüros unwillkürlich lächelten. Was tat es? Zwei-drei Jahre später war Michail Iwanowitsch schon bedeutend gescheiter, kannte sich in vielen Dingen aus, machte häufig, da er von Natur aus einen gesunden Menschenverstand hatte, recht ordentliche Vorschläge und hörte auf, der Komiker der Truppe zu sein.

Der fähige Trotzki, anfänglich nur ein talentierter Agitator, war auch mächtig an der organisatorischen und leitenden Arbeit gewachsen. Aber manchmal scheiterte er trotzdem. Nach Beendigung des Bürgerkrieges, als das Transportwesen völlig darniederlag und die Eisenbahner, da sie praktisch kein Gehalt bekamen, Gemüse zogen und sich mit Hamstereien beschäftigen mussten, um nicht Hungers zu sterben, folglich keine Zeit hatten, sich um Züge zu kümmern und also Züge nicht fuhrten, ernannte Lenin seinen Feldherrn Trotzki zum Volkskommissar für den Verkehr – nicht ohne den Hintergedanken, Trotzki in eine dumme Lage zu bringen, wie schon ausgeführt. Nach Übernahme des Amtes verfasste Trotzki einen pathetischen Tagesbefehl: «Genossen Eisenbahner! Das Land und die Revolution gehen zugrunde durch den Zusammenbruch des Transports! Lasst uns sterben auf unseren Streckenposten, aber lassen wir die Züge durch!» In dem Befehl waren mehr Ausrufezeichen, als das Schicksal einem anderen Schriftsteller sein Lebtag lang zubilligt. Doch die Genossen Eisenbahner zogen es vor, in ihren Streckenhäuschen nicht zu sterben, sondern irgendwie zu leben, aber zu diesem Zweck mussten sie Kartoffeln anbauen und hamstern gehen. Züge fuhrten also auch weiterhin nicht, und Lenin – der sein Ziel erreicht hatte – machte dem Durcheinander ein Ende, indem er Trotzki als Volkskommissar des Verkehrswezens absetzte.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass es auch in den ersten Zeiten während der Organisation der Roten Armee durch Trotzki nicht ohne Schlagworte und Reden, Soldatenkomitees, gewählte Vorgesetzte, Wirrwarr, Demagogie und Banditentum abging. Doch wurde Trotzki alsbald klar, dass man keine Armee ohne ein Minimum an militärischen Kenntnissen und militärischer Disziplin aufbauen kann. Er zog daher Spezialisten, die alten Offiziere der zaristischen Armee heran; die einen wurden mit hohen Rängen gekauft, die anderen einfach eingezogen und

gezwungen, ihr Können unter der strengen Aufsicht kommunistischer Kommissare nutzbringend anzuwenden. Doch im Kampf um die Disziplin musste man während des ganzen Bürgerkrieges gegen Stalin und Woroschilow kämpfen. Und Trotzki selber lernte dabei ungeheuer viel und wandelte sich allmählich vom Agitator zum Organisator. Grosse Höhen erreichte er in diesem Geschäft dennoch nicht. Abgesehen von dem Fiasko im Transportwesen, brachte Trotzki auch nichts Ordentliches zuwege, als es darum ging, seine Front im Machtkampf aufzubauen, und was die Organisation betrifft, schlug ihn jeder mittelmässige Molotow auf der ganzen Linie. Allerdings rechnete Trotzki damit, dass das Wichtigste in diesem politischen Kampf die grossen Fragen der politischen Strategie sein würden, die «Politik des Fernzieles», der Kampf auf dem Gebiet der Ideen. Hier folgte er offensichtlich Lenins Spuren und versuchte, Lenins Schemata und Rezepte zu kopieren, wobei er freilich in aller Öffentlichkeit seine Schwäche im Vergleich zu Lenin demonstrierte, der sich zwar sehr mit Fragen der politischen Strategie beschäftigt hatte, aber nicht weniger Wert den organisatorischen Fragen beimass, zumal im Petersburger Umsturz 1917 die Organisation eine grössere Rolle als die Politik gespielt hatte.

Hier muss ich noch einen schwachen Punkt Trozkijs berühren, nämlich seine Talentlosigkeit als Theoretiker und Denker. Ich möchte sagen, dass Trotzki der Typ des gläubigen Fanatikers war. Er glaubte zuerst an den Marxismus und dann an dessen Interpretation durch Lenin. Er glaubte unbeirrbar und sein ganzes Leben lang. Nie hat es bei ihm irgendeinen Zweifel am Dogma gegeben. In seinem Glauben war er hart im Geben wie im Nehmen. Er konnte nur vor seiner Partei kapitulieren, die er als die vollkommene Waffe der Weltrevolution betrachtete. Er glaubte blindlings. Aus solchen Menschen werden Assisis und Savanarolas, aber auch Trozkijs und Hitlers. Diese Fanatiker ohne theoretisches oder philosophisches Denkvermögen haben einen viel grösseren Einfluss auf die Geschehnisse der Menschheit als Hekatomben von Verstand und Weisheit.

Bei dem Versuch, die politischen Grundgedanken Trozkijs zu ermitteln, fällt es nicht leicht, sich in dem Berg falscher Verdächtigungen zurechtzufinden, den zuerst die Anhänger Sinowjews und Kamenews anhäuften, dann die Stalinisten und schliesslich Stalins Erben. In jedem Fall waren schon damals, als dieser Kampf in der Partei stattfand, für mich wie auch für alle bolschewistischen Gipfel die offene Verlogenheit und die ausgeklügelte Übertreibung des grössten Teils aller Differenzen klar. Man musste den Gegner abhelfern und die Macht erringen. Doch durfte dies ja nicht den Anschein haben, als wäre das ganze ein prinzipienloser Kampf der Spinnen im Glas. Es musste vielmehr so aussehen, als ginge es

um einen hochideologischen Kampf und Differenzen von ausserordentlicher Wichtigkeit, von deren Ausgang und Entscheidung die ganze Zukunft der Revolution abhing. Indes waren es nur unbestimmte Zänkereien um inhaltslose Worte. Besonders viele solch eitler und tendenziöser Dispute wurden um die bekannte Theorie der «permanenten Revolution» Trotzkijs sowie um Stalins Idee vom «Aufbau des Sozialismus in einem Land» geführt. In Wirklichkeit bestand Trotzkijs Theorie darin, dass mit der Oktoberrevolution in Russland die Epoche der sozialen Weltrevolution begonnen habe, die auch auf andere Länder übergreifen würde. Stets dieses Ziel vor Augen, habe man das kommunistische Russland als Exerzierplatz und Basis zu betrachten, von denen aus man die revolutionäre Vorarbeit in andere Länder tragen und dort weiterführen könne. Das besagte aber keineswegs, dass man mit diesem Ziel vor Augen den Vorgängen in Russland keine Bedeutung zu schenken habe. Im Gegenteil, nach Trotzkijs Idee musste man den Kommunismus in Russland aktiv aufbauen, zumal (und man muss sagen, dass Lenin bis zur Revolution diese Meinung durchaus geteilt hatte) die russische Revolution als isolierte Erscheinung allein kaum lange dem Druck der übrigen «kapitalistischen» Länder widerstehen könnte, die sie mit Waffengewalt zu unterdrücken versuchen würden.

Es ist klar zu ersehen, dass diese allgemeine Theorie der Weltrevolution – obgleich man Trotzki vertrieben, umgebracht, verurteilt und dem Anathema preisgegeben hat – von den russischen Kommunisten unbeirrt fortgesetzt wurde und immer die strategische Hauptlinie des Kommunismus bilden wird.

Freilich musste der russische Kommunismus unter dem Druck von Tatsachen und Erfahrungen einige der ursprünglichen pessimistischen Prognosen Lenins und Trotzkijs revidieren. Die Regierungen der grossen «kapitalistischen» Staaten haben den russischen Kommunismus entgegen jedem gesunden Menschenverstand nicht nur nicht mit Waffengewalt gestürzt, sondern sogar mit Hilfe von allerlei Churchills und Roosevelts als Verräter der westlichen Kultur alles für die Rettung des Kommunismus getan, als ihm Gefahr drohte, und es so ermöglicht, dass er die halbe Welt erobern und zur Basis der Bedrohung des Menschengeschlechtes werden konnte. Einen solchen Grad von Verrat und politischer Idiotie vorauszusehen, war wirklich sehr schwer; hier muss ich für Lenin und Trotzki eintreten: sie waren bei ihren Voraussetzungen davon ausgegangen, es mit normalen und geistig gesunden Gegnern zu tun zu haben.

Genau denselben Charakter ausgeklügelter Übertreibung hatten die Dispute über Stalins Theorie vom Aufbau des Sozialismus in einem Land. Stalin, der sich den Anschein geben wollte, ebenfalls fundamentale ideologische Differenzen mit Trotzki zu haben, beschuldigte diesen Anfang 1925, dass er die Möglichkeit, den

Sozialismus in einem Land, nämlich in Russland, aufzubauen, wo die kommunistische Revolution schon stattgefunden habe, keine Bedeutung beimesse und «nicht an sie glaube». Unglücklicherweise begannen gerade damals (März 1925) wieder die Zänkereien zwischen Sinowjew und Stalin. Sinowjew verbat sich alle Ausflüge Stalins in das Gebiet der allgemeinen Strategie und fand dessen Versuche, im Gewand des Theoretikers und Strategen aufzutreten, einfach komisch. Auf dem Märzplenium kam es zu Zusammenstößen, Stalin rächte sich an Sinowjew, indem er ihm bewies, dass die Mehrheit im ZK mehr wert ist als irgendeine Strategie. So wurden auch Sinowjews Thesen für das Vollzugskomitee der Komintern allein wegen der unsinnigen, inhaltslosen Plänkeleien, ob es um den «endgültigen» Sieg des Sozialismus gehe oder nicht, verworfen. Im folgenden April verdoppelten Sinowjew und Kamenew ihre Attacken auf Stalins Sozialismus in einem Land; man durfte nicht zulassen, dass Stalin als Kandidat gegen die Strategen und Führer der Revolution auftrat. Ende April berief Stalin die 14. Parteikonferenz ein, auf der man diese Frage besonders ausführlich erörterte. Wieder lief alles auf dieselben Spiegelfechtereien mit Worten hinaus. Kann der Sozialismus in einem Land aufgebaut werden? Die Frage ging schliesslich darum, ob seine Feinde ihn mit Waffengewalt stürzen würden. Im achten Jahr der Revolution konnte man schon absehen, dass sich vorderhand niemand anschickte, ihn zu stürzen. Konnte man daraus ein Glaubensbekenntnis machen? Was für ein Sinn lag darin? Oder war anzunehmen, dass man sich vorderhand anstrengen müsse, dann werde man schon sehen, ob dies im Wesentlichen bedeutungslos gewesen sei? Wieviel Tinte verspritzte nicht der Block Sinowjews nach seiner Entzweiung mit Stalin, um zu beweisen, dass dieser kein Revolutionär sei, die Weltrevolution aufgegeben habe und nur in lokale Angelegenheiten verstrickt sei!

Ausser diesen künstlich erzeugten Fragen gab es natürlich auch Probleme von erstrangiger Bedeutung. Das wichtigste der Jahre 1925-1926 lautete, ob man die NEP als friedliche Rivalität zwischen den «kapitalistischen» Elementen (d.h. des freien Marktes, der wirtschaftlichen Freiheit und Initiative) und den kommunistischen beibehalten oder zur Politik der Jahre 1918-1919 zurückkehren und den Kommunismus mit Gewalt einführen sollte. Von dem Weg der sowjetischen Führung hing das Leben von Millionen von Menschen ab.

Praktisch war dies in erster Linie eine Frage des flachen Landes. Sollte man dem Bauerntum und seiner Wirtschaft die Möglichkeit geben, sich langsam zu entwickeln, ohne beide zu zerstören; oder sollte man vor nichts zurückschrecken und sie vernichten. Nach dem marxistischen Dogma waren die Bauern Klein-

eigentümer, also ein kleinbürgerliches Element. Da gab es natürlich auch die Frage, ob man überhaupt die Möglichkeit hatte, sie zu liquidieren. Lenin befürchtete, nicht über die nötigen Kräfte zu verfügen und zog eine allmählich fortschreitende Entwicklung mit freiwilligem und langsamem Beitritt der Bauern in die «Kooperative» (Kolchose) vor. Jetzt hatte nach Stalins Schätzung der gigantische Polizeiapparat mit Unterstützung der Armee soviel Macht und Kraft erreicht, dass die Schaffung eines allrussischen Zuchthauses möglich war.

Doch welcher Weg war der beste? Bucharin und Rykow, die sich einige Praxis angeeignet hatten, waren der Meinung, dass man Lenins NEP fortsetzen müsse. Im April 1925 gab Bucharin auf einer Versammlung des Moskauer Parteiaktivs seine berühmte Erklärung ab, dass die «Kollektivierung nicht der Hauptweg zum Sozialismus» sei und dass man dagegen die Forderung zur Entwicklung der Bauernwirtschaft erheben müsse, indem man den Bauern die Losung zuwarf: «Bereichert euch!» Streng gesprochen, war das die Wahl zwischen einem Weg des gesunden Menschenverstandes (der nicht kommunistisch war) oder einem Weg der kommunistischen Massenschlächtereier (der nicht menschlich war). Bezeichnenderweise begriffen die Talentiertesten wie Bucharin, Sokolnikow, Krassin, Syrzow und deren Anhang (wie offenbar auch Lenin), dass der Zusammenbruch des Kommunismus auf der Hand lag und dass man deshalb den ersten Weg einschlagen müsse. Die wilden Fanatiker wie Trotzki oder die ehrlosen Schaukelpolitiker wie Sinowjew, die lediglich nach der Macht strebten, und die völlig amoralischen Individuen wie Stalin begegneten einander aus verschiedenen Überlegungen auf dem gleichen Weg: die Einführung des Kommunismus mit Gewalt fortzusetzen.

Das gelang aber nicht sogleich. Im Jahre 1925 hatte Sinowjews Clan nichts gegen Bucharins Ansichten. Man wollte ihn erst im nächsten Jahr von der Macht entfernen, um ihn zu einer Kehrtwendung zu veranlassen und Trotzkijs Rezepte über die vorrangige Industrialisierung und den Druck auf das Dorf zu verteidigen. Stalin vertiefte sich aber nicht sonderlich in solche Ideen, sondern ordnete alles seinen Kombinationen unter. Deshalb unterstützte er nach dem Hinauswurf Sinowjews und Kamenews aus dem Politbüro im Jahre 1926 die Position Bucharins gegen die beiden und nahm diese Haltung noch während der Zertrümmerung des sinowjewistisch-trotzkistischen Blocks bis Ende 1927 ein. Dann beschloss er aber, sich von den alten Politmitgliedern Bucharin, Rykow und Tomskij zu trennen, um gleichzeitig ohne die geringste Verlegenheit die ganze Politik Sinowjews und Trotzkijs zu übernehmen, die er bisher verurteilt und gebrandmarkt hatte. Jetzt war er auch für die Industrialisierung und für die gewaltsame Kollektivierung und die Zerstörung des Dorfes. Und als ihm der Dezemberkongress 1927 endlich eine feste, unerschütterliche Mehrheit im ZK gab (die Frucht vieljähriger,

unermüdlicher Arbeit), führte er diese Politik durch, indem er die alten Mitglieder des Politbüros entfernte und ruhig über Berge von Leichen auf seinen Kommunismus zuing.

In Wirklichkeit stiessen in diesem Punkt Stalins und Trotzkijs Wege zusammen. Trotzki war gleichfalls ein konsequenter, jedem gesunden Menschenverstand unzugänglicher Kommunist.

Indes muss man sich daran erinnern, dass sogar in seinem Testament Lenin vom «Nichtbolschewismus» Trotzkijs geschrieben hatte, den er übrigens nicht allzu hoch in Rechnung zu stellen riet. Faktisch bedeutete dies, dass er bis zur Revolution nicht zu Lenins Partei der Berufsrevolutionäre gehört hatte. Bekanntlich hatte sich Trotzki bei seiner Rückkehr nach der Februarrevolution 1917 zuerst der Gruppe der Meschrajonka angeschlossen, mit der er aber im Sommer des gleichen Jahres schliesslich in Lenins Organisation geriet. Trotzki war also bis zur Revolution kein Bolschewik gewesen. Man muss dies als grosses Kompliment verstehen. Die alten Mitglieder von Lenins bolschewistischer Organisation waren ein in Intrigen, Gezänk, Klatschereien versunkener Haufen, eine Kompanie amoralischer Strolche und Parasiten. Trotzki vertrug weder die Sitten noch die Moral dieser Leute. Auch lebte er nicht auf Kosten der Parteikasse oder bürgerlicher Wohltäter wie Lenin, sondern verdiente sich seinen Lebensunterhalt als Journalist, dessen Artikel ich bis zum Krieg in der *Kiewskaja mysl'* (Kiewer Denken) gelesen hatte. Ohne die spezifische Moral Lenins anzunehmen, war er im Gegensatz zu diesem ein ordentlicher Mensch. Obgleich ein unduldsamer Fanatiker, was seinen Glauben betraf, hatte er doch nicht die üblichen menschlichen Gefühle über Bord geworfen, sondern galt als treuer Freund und wahrheitsliebender Mann von elementarer Ehrenhaftigkeit. Er war tatsächlich kein leninistischer Bolschewik. Als ich Trotzki bereits gut kannte, erfuhr ich mit Staunen, dass er der Sohn eines Bauern war. So seltsam es auch sein mag, dass es in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in Russland noch jüdische Bauern gab, die säten und pflügten und ernteten und von ihrer Bauernarbeit lebten. Und sein Vater Bronstein war zudem noch ein guter Bauer und galt somit nach der bolschewistischen Theorie als Kulak. Welchen Einfluss diese Vertrautheit mit dem Dorf und der Wahrheit der Natur auf Trotzki hatte, lässt sich nur vermuten.

Doch Trotzki gab mir auch ein grosses menschliches Rätsel auf. Als ich mich vom Kommunismus abwandte und über ihn nachzudenken begann, stellte ich mir unwillkürlich einige allgemeine Fragen, von denen mich die folgenden am meisten beschäftigten.

Unsere Zeit war vom Kampf des Kommunismus mit der alten christlichen Zi-

vilisation erfüllt. Deshalb versuchte ich, dessen soziales Wesen zu bestimmen. Vor zwanzig Jahrhunderten, zur Zeit des römischen Kaiserreiches, war der Mensch des Menschen Wolf. Dann kam das Christentum und schlug vor: Weshalb sollten wir die menschliche Gesellschaft nicht so aufbauen, dass der Mensch nicht des Menschen Wolf, sondern dessen Freund und Bruder ist. Darin liegt die ganze Bedeutung des Christentums, wenn man nicht auf dessen sehr wichtige religiöse Komponente eingeht. Im Lauf von zwanzig Jahrhunderten sind diese Ideen – gut oder schlecht – als erstrebenswertes Ideal einem grossen Teil der Menschheit zu Bewusstsein gekommen. Die sozialistische Idee ist in ihrer echten, nichtmarxistischen Form aus dem Christentum entstanden. Doch die lange Entwicklung dieser Ideen hat noch im 20. Jahrhundert die führenden christlichen Nationen nicht daran gehindert, sich gegenseitig zu Millionen auszurotten. Dennoch hat in jedem Fall unsere alte Zivilisation versucht, uns zu diesem Ideal hinzuführen. Kommunismus und Marxismus erscheinen als deren direkte Verneinung. In dieser Ideologie werden Mord, Gewalt und Massenvernichtung als Gesetz betrachtet. Der Mensch ist wieder des Menschen Wolf. Und die kommunistische Partei, dieser Apparat zum Aufbau der neuen Gesellschaft oder – wenn's beliebt – eines Sozialismus mit Wolfsschnauze, ist selbst nach dem Prinzip des Wolfsrudels beschaffen. Da gibt es keinen Freund, keinen Bruder, da gibt es nur «Genossen». Was ist ein Genosse? Das ist einer, der mit dir in Reih und Glied geht (auch der Wolf ist des Wolfes Genosse); aber nur bis zu einem bestimmten Augenblick. Er kann zwanzig Jahre neben dir in Reih und Glied gehen, sich mit dir an Kämpfen und Misserfolgen beteiligen, aber wenn er die Gesetze des Wolfsrudels verletzt oder aus irgendeinem Grund dem Rudel nicht mehr genehm ist, stürzt sich dieses augenblicklich auf ihn und zerreisst ihn. erinnert uns das nicht an die Geschichte der Kommunistischen Partei? Er ist nicht Freund, nicht Bruder, nur Genosse – nicht mehr.

Weshalb und wozu verwirft der Kommunismus so entschieden die Idee der Freundschaft und Bruderschaft unter den Menschen? Weshalb strebt er danach, dieses Wolfszeichen zu errichten? Und weshalb siegt er, weshalb läuft man ihm nach? Meine nicht mehr ganz unerfahrene Jugend begannen die grössten Zweifel zu plagen. Vielleicht war das Ideal der Bruderschaft eine nicht zu realisierende Utopie, ein liches Traumbild, geboren zu Galiläa – und nicht mehr als ein Traumbild, von der Geschichte widerlegt?

Ich weiss, dass der Mann immer ein brutales und gewalttätiges Wesen war, gleichgültig, ob er im Lauf der Jahrhunderte als Jäger, Soldat, Nomade oder sogar als Bauer in Erscheinung trat, stets im Kampf mit Gefahren, Feinden, Naturgewalten, wilden Tieren und Nachbarn. Die christliche Idee hat ihren direkten Widerhall eher bei den Frauen gefunden; ihrem ganzen biologischen Wesen nach

neigt die Frau als Spenderin und Fortsetzerin des Lebens zur Liebe und zur Sorge für alles Schwache. Ihr ganzes Leben ist eine ununterbrochene Selbstaufopferung für ihre Kinder. Das christliche Ideal der Liebe und des Mitleids steht ihr von Natur aus nahe. Ich bin überzeugt, dass das Christentum über die eisernen Legionen Roms dank der Frau gesiegt hat. Zum männlichen Geschlecht passt vielleicht die Gewalt, diese Wolfswelt besser, die mit solchem Erfolg den Kommunismus aufbaut...

Nehmen wir Trotzki, einen überzeugten und aufrichtigen Mann. Wenn die Kommunisten behaupten, die Welt zu dem Zweck umkrepeln zu wollen, um die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen zu beseitigen, so ist das eine zu homerischem Gelächter herausfordernde Lüge. Bei der ersten Gelegenheit und ohne die geringsten Bedenken ersetzen sie das, was sie als kapitalistische Ausbeutung bezeichnen, durch eine sozialistische Ausbeutung, von der ein Arbeiter früher nicht geträumt hätte. Wir meinen die unbezahlte Schwerarbeit von Millionen Zuchthäuslern und ihre unmenschliche Vernichtung. Aber Trotzki war ein aufrichtiger Mann, der an seine Ideale glaubte. Also begriff er auch, dass alles Lüge war. Ausserdem war er mit Lenin der Inspirator des Terrors, als er «Arbeiterarmeen» mit eiserner Disziplin vorschlug, wobei Arbeitsverweigerung die unverzügliche Erschiessung bedeutete.

Und dennoch entbehrte Trotzki menschlicher Qualitäten. Er war ein guter Familienvater, hing sehr an seinen Kindern, die sich vor ihm verneigten, ihm ergeben waren und blindlings folgten. Ich kannte seine Tochter Sina, eine magere und gebrechliche junge Frau, die an Tbc litt. Sie sah ihrem Vater sehr ähnlich und war ebenso begeisterungsfähig und aufbrausend wie dieser. Natürlich kam sie in Stalins Gefängnissen um.

Und noch ein Zug von Trotzki frappierte mich stets aufs Neue, seine erstaunliche Naivität und schlechte Menschenkenntnis. Man hätte meinen können, dass er sein Leben lang nur Abstraktionen gesehen hatte und keine lebendigen Menschen. Besonders hatte er keine Ahnung von Stalin, über den er ein dickes Buch verfasste.

Im Jahre 1930 schrieb ich anlässlich der Ausweisung Trozkijs aus der UdSSR, dass ich sehr erstaunt sei und meinen Stalin nicht wiedererkenne, den ich so genau studiert hatte. Es hätte viel besser seiner Art entsprochen, mit Trotzki so umzugehen wie etwa mit Frunse. Stalin hätten beliebig viele Möglichkeiten zu Gebote gestanden, Trotzki zu vergiften: nicht direkt, das wäre zu auffällig gewesen, sondern mit Hilfe von Viren, Mikrobenkulturen oder radioaktiven Stoffen, um ihn dann mit Pomp auf dem Roten Platz zu bestatten. Stattdessen schickte er Trotzki ins Ausland. Ich schloss meine Ausführungen mit dem Satz: «Im Allgemeinen ist

es unverständlich, warum Stalin nicht bei seiner üblichen Methode blieb, die so gut seinen Gewohnheiten und seinem Charakter entspricht. Schliesslich ist es aber durchaus möglich, dass Stalin es vorteilhafter findet, Trotzki nicht in der UdSSR, sondern im Ausland umzubringen.»

Im Jahre 1940 war Trotzkijs letzte Arbeit das Buch über Stalin, das ihn sein Tod nicht mehr vollenden liess. Dennoch schrieb er noch über 500 Seiten, von denen die letzten wahrscheinlich in den letzten Lebenstagen entstanden. Dort heisst es: «Gelegentlich meiner Ausweisung in die Türkei im Februar 1929 schreibt Baschanow ...» Dann folgen auf einer halben Druckseite Zitate aus meinem Buch. Anschliessend fährt Trotzki fort: «Als Baschanows Buch 1930 erschien, hielt ich es für blosser Literatur. Nach den ‚Moskauer Prozessen‘ nahm ich es ernster.» Und im Weiteren vermutet er, dass ich in Stalins Sekretariat, das ich 1926 verliess, etwas in dieser Angelegenheit gehört hätte und wisse. Das heisst, dass Trotzki das, was für mich schon 1930 klar war und woran ich nie gezweifelt hatte, dass ihn nämlich Stalin im nötigen Augenblick (der mit Kriegsbeginn Dringlichkeitscharakter angenommen hatte) umbringen würde, erst kurz vor seinem Tod «ernst zu nehmen» begann. Und selbst dazu musste er noch annehmen, dass Baschanow irgendetwas im Jahre 1926 gehört hatte. Vermochte er sich tatsächlich nicht vorzustellen, wer Stalin war? Welch bestürzende Naivität, welch ein Mangel an Menschenkenntnis.

Die übrigen Mitglieder des Politbüros

Drei Jahre lang war Grigorij Jewsejewitsch Sinowjew die Nummer Eins des Kommunismus, um dann im Laufe eines Jahrzehnts allmählich in den Keller der Lubjanka abzustiegen, wo auch er sein Leben beschloss. Nachfolger Lenins als Parteiführer, wurde er von der Partei als echter Führer nie anerkannt. Auf den ersten Blick mochte es scheinen, dass dies seine Niederlage beschleunigte. Tatsächlich wurde aber Sieg oder Niederlage in diesem Kampf um die Macht von anderen Ursachen bestimmt als von Popularität oder Anerkennung des Vorranges. Unter diesen Ursachen gab es auch einige, die bisher zu wenig beachtet wurden; deshalb soll von ihnen ausführlicher gesprochen werden.

Sinowjew war ein kluger und gebildeter Mann. Als geschickter Intrigant hatte er die lange Leninsche Schule der vorrevolutionären Bolschewiken absolviert. Ungewöhnlich feige, wie er war, hatte er nie die Neigung verspürt, sich den Risiken der Illegalität auszusetzen, so dass er bis zur Revolution fast ausschliesslich im Ausland gelebt hatte. Selbst im Sommer 1917 war er nicht sonderlich von den Unwägbarkeiten eines revolutionären Umsturzes angetan und stellte sich gegen Lenin. Nach der Revolution verzieh ihm dieser jedoch sehr schnell und stellte ihn Anfang 1919 an die Spitze der Komintern.

Seitdem nahm Sinowjew verständig und vorsichtig die Stellung von Lenins Schüler und Nachfolger ein. Das war vorteilhaft, um Ansprüche als Lenins Erbe zu stellen. Doch leider zeigte er sich in keiner Beziehung – weder als Theoretiker noch als Mann der grossen Politik oder als Organisator – der Situation gewachsen. Als Theoretiker gab er nichts; seine Versuche in den Jahren 1925-1926 (die Philosophie der Epoche bestand nach Sinowjew in dem Streben nach Gleichheit) standen weder mit den Zielen noch mit der Praxis des Kommunismus in irgendeiner Verbindung und wurden von der Partei sehr gleichgültig aufgenommen. Auf dem Gebiet der grossen Politstrategie ordnete er alles der kleinlichen Taktik des Machtkampfes unter und war nur darauf bedacht, wütend alles zu verwerfen, was Trotzki sagte, um dann nach seiner eigenen Verdrängung aus dem Machtzentrum sogleich alle Positionen Trotzkijs anzunehmen, auch wenn sie geradezu das Gegenteil von dem waren, was er bisher vertreten hatte, einzig deshalb, um mit die-

sem einen Block gegen Stalin zu bilden. Auf organisatorischem Gebiet schliesslich vermochte er nur die zweite Hauptstadt, Leningrad, fest in seine Hände zu bringen, was aber für einen Erfolg etwas zu wenig war. Auch die Komintern stand unter seinem Kommando, aber das war noch weniger. Wer Hausherr im Kreml war, konnte jeden beliebigen zum Leiter der Komintern ernennen, eine Zeitlang setzte Stalin sogar Molotow ein.

Als Sinowjew im Frühjahr 1922 Stalin auf den Posten des Generalsekretärs der Partei hievte, glaubte er wohl, dass die Positionen, die er in der Komintern und im Politbüro einnahm, weitaus wichtiger seien als die Position an der Spitze des Parteiapparates. Das war jedoch eine Fehleinschätzung und ein Missverständnis der in der Partei vorgehenden Prozesse, die alle Macht in die Hände des Apparates legte. Insbesondere hätte es für Leute, die um die Macht kämpften, eine völlig klare Sache sein müssen, dass man einer Mehrheit im ZK bedurfte, um an die Macht zu kommen. Das ZK wurde wieder vom Parteikongress gewählt. Um ein ZK nach eigenem Bedarf zu wählen, musste man die Mehrheit im Kongress haben. Und zu diesem Zweck brauchte man die Mehrheit der Parteidelegierten aus den Gouvernements-, Gebiets- und Landesorganisationen der Partei. Indes wurden diese Delegationen weniger gewählt, als von den Leitern der örtlichen Parteiapparate, den Sekretären und deren engsten Mitarbeitern, ausgesucht. Seine Leute auszuwählen und sie als Sekretäre und Vertrauensleute in den Gouvernementskomitees unterzubringen, war die Methode, um sich die Mehrheit auf den Kongressen zu sichern. Mit dieser Auswahl beschäftigten sich Stalin und Molotow systematisch schon mehrere Jahre lang. Nicht überall ging derlei glatt und einfach. So war z.B. das ZK der Ukraine kompliziert und schwierig, da es einige Gouvernementskomitees hatte. Man musste kombinieren, absetzen, changieren, bald als ersten Sekretär des ZK der Ukraine Kaganowitsch einsetzen, damit er Ordnung in den Apparat bringe, bald wieder umstellen, hier die gefügigen und dort die widerspenstigen ukrainischen Funktionäre entfernen. Doch im Jahre 1925 war dieser Auf- und Umstellungsprozess der Schachfiguren ausgestanden. Sinowjew merkte das erst, als es schon zu spät war. Mir scheint, den Sinn dieser Arbeit Stalins hätte man früher begreifen können.

Auf dem Kongress des Jahres 1924 hielt Sinowjew zum zweiten und letzten Mal den politischen Rechenschaftsbericht des ZK. Noch einige Tage vor dem Kongress hatte er offenbar nicht gewusst, worüber er referieren sollte. Er fragte mich, ob ich nicht eine Analyse der Arbeit des Politbüros für das verflossene Jahr machen könnte. Ich tat es, indem ich in Form kommentierten Materials zusam-

menstellte, womit sich das Politbüro hauptsächlich beschäftigt hatte, ohne eine Ahnung zu haben, dass die Form eine grössere Rolle als das Material spielen sollte. Zu meinem grossen Staunen klammerte sich Sinowjew geradezu an dieses Material und hielt sein Referat etwa so: «Nun, Genossen, in diesem Jahr haben wir uns damit und damit beschäftigt und das und das getan ...» Ich war bestürzt. Ein echter Parteiführer musste grundlegende, wesentliche Probleme des Parteilebens und die Wege der Revolution herausarbeiten. Stattdessen ein seichter Bericht mit langweiligen Aufzählungen! Zufällig diente mein Material als Kernstück dieser buchhalterischen Entlastung. Ich überzeugte mich, dass Sinowjew keinen echten Schwung und keine echte Tiefe hatte.

Ich weiss nicht recht warum, aber Sinowjew war nicht beliebt in der Partei. Er hatte seine Mängel, liebte die Genüsse des Lebens, war stets vom Clan seiner Leute umgeben, dazu ein Feigling und Intrigant. Politisch kann man ihn nicht als grossen Mann bezeichnen, aber die anderen um ihn herum waren nicht besser und manche noch viel schlechter. Die an der Parteispitze kolportierten Bonmots waren wenig schmeichelhaft für ihn: «Hütet euch vor Sinowjew und Stalin: Stalin verrät, Sinowjew rennt davon.»

Trotz allem hatte er einen Zug mit Lenin und Stalin gemein: er strebte gierig nach der Macht. Natürlich war es keine alles verschlingende Leidenschaft wie bei Stalin, er war nicht abgeneigt, das Leben zu geniessen, aber wirklich nur dessen wichtigste und beste Seite – durchaus nicht so, wie es der wenig ehrgeizige Kamenew hielt.

Zu seinem Unglück befand sich Lew Borisowitsch Kamenew in Sinowjews Hand, der ihn in alle seine politischen Kombinationen hineinzog und verwickelte. An sich war er ein gar nicht machtgieriger, gutmütiger und dazu ziemlich «bourgeois» Mann. Allerdings war er ein alter Bolschewik, aber kein Feigling, er nahm die Risiken der revolutionären Illegalität auf sich, wurde des Öfteren verhaftet und befand sich während des Krieges in der Verbannung, aus der ihn erst die Revolution befreite. Dann geriet er in Sinowjews Einflussbereich und folgte ihm auf Schritt und Tritt, besonders in der Ablehnung von Lenins Plan der gewaltsamen Machtergreifung. Nachher schlug er eine Koalitionsregierung mit anderen Parteien vor und reichte seinen Abschied ein; doch bald darauf tauchte er wieder mit Sinowjew auf, wurde Vorsitzender des Moskauer Sowjets und dann Lenins ausserordentlich nützlicher Stellvertreter in allen wirtschaftlichen Angelegenheiten. Seit Lenins Krankheit leitete er faktisch das gesamte Wirtschaftsleben des Landes. Doch Sinowjew spannte ihn als Beipferd in die Troika ein; dort vertrat er drei Jahre lang Lenin in allen praktischen Angelegenheiten. Er war Vorsitzender des Politbüros, des Rates der Volkskommissare sowie des Arbeits- und Verteidigungsrates.

Kamenew war ein gescheiter Mann, gebildet, mit Talent für einen guten Staats-

mann oder Technokraten, wie man heute sagen würde. Wäre da nicht der Kommunismus gewesen, hätte er einen guten sozialistischen Minister in jedem kapitalistischen Land abgegeben.

Verheiratet war er mit Olga Dawidowna, einer Schwester Trotzkijs. Sein Sohn Ljutik, noch sehr jung, wandelte auf Pfaden, die man in der Partei als «bourgeoise Zersetzung» bezeichnete. Gelage, Ausnutzung der gesellschaftlichen Stellung seines Vaters, Schauspielerinnen. In der Partei gab es noch Leute, die sich den Glauben an die Idee bewahrt hatten, sich also aufregten. Es wurde sogar ein Theaterstück «Der Sohn des Volkskommissars» verfasst, in dem es so einen Ljutik Kamenew gab. Das Stück stand sogar auf dem Spielplan eines Moskauer Theaters. Natürlich war aus verschiedenen Details nicht schwer zu ersehen, um wen es ging. Man rief Kamenew aus dem Agitprop des ZK an, wie man sich verhalten solle. Kamenew fragte Stalin wegen des Stückes. Stalin sagte: «Na, lasst sie spielen.» Kamenew kam in der Troika darauf zu sprechen und forderte die Absetzung des Stückes, weil es die öffentliche Diskreditierung eines Mitglieds des Politbüros sei. Sinowjew meinte, man solle der Sache keinerlei Aufmerksamkeit schenken, das wäre das Beste. Wenn Kamenew das Stück verbiete, gestehe er ein, dass von ihm die Rede sei. Er erinnerte an die Geschichte mit den «Herren Obmanows», der Roman sei auch nicht verboten worden; obgleich der Text eine Menge von Einzelheiten enthielt, aus denen eindeutig hervorging, um wen es sich handelte, habe es der Zar unter seiner Würde gefunden, durch ein Verbot des Buches einzugestehen, dass es um seine Familie ging, und der Roman sei weiter vertrieben worden.*

«Ich danke Ihnen, Henry», antwortete Kamenew (das war Shakespeare), «und man weiss ja, was für ein Ende es genommen hat» (das war von Kamenew). Schliesslich wurde vereinbart, das Stück nicht zu verbieten, aber den nötigen Druck auszuüben, damit es aus dem Spielplan verschwinde.

Auf dem Gebiet der Intrige, Gerissenheit und Zähigkeit war Kamenew überhaupt schwach. Offiziell «sass er auf Moskau», die Hauptstadt zählte als seine Wotschina (Stamm-, Erbgut) wie Leningrad als die Sinowjews. Nur hatte Sinowjew in Leningrad seinen Clan organisiert und dadurch die zweite Hauptstadt fest in der Hand, während Kamenew diese Technik fremd war, er besass keinen eigenen Clan, und in Moskau sass er nur auf Grund seiner Trägheit. Wir werden sehen, wie er die Stadt samt allem anderen verlor.

* Der revolutionäre Schriftsteller Amfiteatrow hatte 1901 mit den «Herren Obmanows» (Betrüger) = Romanows eine scharfe Satire auf die Zarenfamilie verfasst.

Olga Dawidowna leitete die WOKS (Allrussische Gesellschaft für kulturelle Beziehungen mit dem Ausland), eine Stelle, wo man die zwecks Auffütterung ins Ausland reisenden sowjetischen Literaten (die zuverlässigen nur, versteht sich, vom Schläge Majakowskijs und Ehrenburgs) unterstützte und die zwecks Auffütterung und zur Bestaunung der sowjetischen potemkinschen Dörfer angereisten ausländischen Literaten sowie andere «Kulturschaffende» betreute. Die ganze Einrichtung hatte das Aussehen einer grossen Theatervorstellung, die von Olga Dawidowna erfolgreich geleitet wurde.

Von den übrigen Mitgliedern des Politbüros waren weder Rykow noch Tomskij Führerpersönlichkeiten und strebten auch keine Führerschaft an. Alexej Iwanowitsch Rykow leitete bis zur Revolution die illegale Tätigkeit in Russland, war aber auch mit Lenin in der Emigration. Nach der Revolution wurde er Innenminister, doch war das keine Tätigkeit für ihn. Die Revolution brauchte die Tscheke, die Wand, den Revolver, während Rykow ein friedlicher Mann und ein Technokrat war. So wurde er Vorsitzender des Obersten Volkswirtschaftsrates und nach Lenins Tod nomineller Regierungschef. Er hatte eine russische Schwäche: er trank gern. Die Bevölkerung nannte deshalb den Wodka «Rykowka». Das kränkte ihn sehr. Wenn er sich im Kreis der sowjetischen Magnaten wieder einmal voll-aufen liess, sagte er stotternd wie immer: «Ich b-begreife nicht, warum sie ihn R-Rykowka nennen.» Er hatte weder besondere Talente noch besondere Schwächen. Gesunder Sinn war ohne Zweifel vorhanden. Der stürzte auch Rykow ins Verderben, als Stalin seine gespenstische Kollektivierung aufzog. Trotz seiner massvollen Zurückhaltung und Vorsicht konnte Rykow eine solche Zertrümmerung des Dorfes und der Landwirtschaft nicht mitansehen. So beschritt er den Weg der Opposition, und unter Stalin führte der in den Keller der Lubjanka. Dorthin kam er denn auch 1938 nach allen jenen erniedrigenden Komödien, an denen sich Stalin bei der Vernichtung seiner Opfer weidete.

Mischa Tomskij stand an der Spitze der sowjetischen Gewerkschaften. Ins ZK kam er 1919, ins Organisationsbüro 1921, ins Politbüro 1922. Er gehörte zur Gruppe der vorsichtigen Tschekisten, beteiligte sich nicht am Kampf um die Macht und schlug sich rechtzeitig auf die Seite der Sieger, wenn diese schon eindeutig feststanden. Er hatte ebenfalls einen schwachen Punkt: er hörte schlecht. Auf den Sitzungen des Politbüros stellte er sich bei ihm besonders interessierenden Fragen direkt vor den Redner, um zu hören, was dieser sagte. Er war so farblos wie das von ihm repräsentierte Amt im sowjetischen System. Obgleich Tomskij rechtzeitig auf Stalins Seite überging, kam der Augenblick, da sich Stalin schon durch die Tatsache beunruhigt fühlte, dass dieses alte Mitglied des Politbüros aus

Lenins Zeiten alles über ihn wusste; ungeachtet aller äusseren Anzeichen der Unterwürfigkeit schien er in seiner Seele trotzdem die Qualitäten des «grossen und genialen» Führers nicht so recht anzuerkennen. Und obgleich sich Tomskij sehr bemühte, jeglicher oppositionellen Regung aus dem Weg zu gehen, fand es Stalin 1936 an der Zeit, auch ihn zu liquidieren. Im Übrigen ging Tomskij nicht den üblichen Weg der stalinschen Opfer; als man ihn verhaften wollte, erschoss er sich.

Nikolaj Iwanowitsch Bucharin war eines der fähigsten Mitglieder und eine der lichtesten Erscheinungen des Politbüros. Als lebhafter und geistreicher Mann zog er alle Sympathien auf sich. Sogar Lenin bezeichnete ihn im «Testament» als Liebling der Partei. Er war zwar auch ein alter Leninist und hatte sich mit diesen im Ausland befunden, war aber klug genug, sich nicht allzusehr an den Intrigen und den kleinlichen Kämpfen hinter den Kulissen zu beteiligen. Er war vor allem, und mehr als alles andere, ein Mann der Feder, ein Journalist und Publizist. Als Chefredakteur der *Prawda* verwandelte er das Zentralorgan der Partei in eine Zeitung, die beständig den Ton auf der ganzen Führungslinie angab. Mitglied des ZK war er seit langem, doch Kandidat des Politbüros wurde er erst nachdem 10. Parteikongress 1921. Damals wählte man ihn zum dritten Kandidaten, aber schon im folgenden Jahr nach dem Kongress zum ersten; und da jetzt Lenin praktisch aus dem Politbüro ausgeschieden war und auf den Sitzungen fehlte, beteiligte sich Bucharin an der Arbeit des Politbüros als gleichberechtigtes Mitglied. Im Jahre 1924 wurde er nach Lenins Tod Mitglied des Politbüros.

In der Partei war eine falsche Charakteristik Bucharins als Scholastiker und Dogmatiker verbreitet. In Wirklichkeit war er gar kein Dogmatiker und noch weniger ein Theoretiker. In den ersten zwei Jahren des Kommunismus glaubte er wie alle anderen Parteiführer, dass eine neue kommunistische Gesellschaft aufgebaut werde – und so schrieb er mit der gewandten Feder des Vulgarisators eine Arbeit mit der Auslegung aller künftigen marxistischen Wohltaten unter dem Titel «Die Ökonomik der Übergangsperiode» und dann zusammen mit Preobraschenskij das sehr populäre «Abc des Kommunismus», nach dem die ganze Partei und besonders die Parteijugend lernte. In Wirklichkeit stand in beiden Büchern das, was damals auch die anderen Parteiführer sagten, Lenin nicht ausgeschlossen. Als sich jedoch der bevorstehende Zusammenbruch des Kommunismus abzeichnete und Lenin die Kehrtwendung mit der NEP machen musste, kamen die anderen Parteiführer wegen dieser Geschichte mit heiler Haut davon, weil sie solche Arbeiten nicht geschrieben hatten, während es Bucharin und seine kurzsichtige kommunistische Gesellschaft zu desavouieren galt und ebenso seine zwei Bücher, die man in aller Stille aufkaufte, sammelte und vernichtete. Bucharin sel-

ber wurde das Etikett eines Theoretikers und Dogmatikers umgehängt. In Wirklichkeit war ihm nur etwas misslungen. Sein Beruf war das Schreiben. So schrieb er auch, was andere sagten und dachten. Die anderen verleugneten dann, was sie gesagt hatten, aber das, was mit der Feder geschrieben ist, hackst du nicht mit dem Beil heraus, sagt ein russisches Sprichwort. Und die Opponenten witzelten grobschlächtig: «Herrlich geht's bei uns im Politbüro zu: zwei stottern (nämlich Molotow und Rykow), einer irrt (Bucharin) und einer schmeisst hinaus» (das war natürlich Genosse Stalin).

In Wirklichkeit war Bucharin ein gescheiter und fähiger Mann. Er trug auf den Sitzungen des Politbüros keine marxistischen Dummheiten vor, sondern sprach im Gegenteil konkret zur Sache. Er sprach sachlich, war geistreich und spielte mit den Gedanken. Was er kunstvoll zu verbergen verstand, war die Tiefe seines Machtstrebens. In dieser Hinsicht war er ganz Lenins Schüler, dessen Unterweisungen an ihm nicht spurlos vorübergegangen waren. Damals jedoch, da sich alles durch die Eroberung des Machtapparates entschied, hatte er keine andere Chance ausser der einen, im zweiten Glied zu stehen und sich an den Intrigen an der Parteispitze zu beteiligen. In jedem Fall fiel ihm die erste schwere Wahl zwischen Sinowjew und Stalin sehr leicht: er ging erfolgreich durch das enge Tor in das Lager des Siegers.

Im Institut der Roten Professur, das eine Reserve junger Parteikarrieristen darstellte, deren grösster Teil vornehmlich damit beschäftigt war, das Problem zu lösen, auf welches Pferd man zu setzen habe, war die Mehrheit auf Seiten Bucharins. Er imponierte ihnen durch seine Talentiertheit. Trotzki war ebenfalls talentiert, aber offensichtlich schon geschlagen. Sinowjew betrachtete man nicht als Führer, während Stalin keinerlei Achtung oder Vertrauen genoss. So bildete sich um Bucharin eine Gruppe ziemlich gebildeter und oft auch fähiger Parteimitglieder. Im Laufe mehrerer Jahre, solange Bucharin zur Parteispitze zählte, wurden aus ihnen jene Kader gebildet, in denen man einige Bildung und Kultur brauchte, nämlich die Leiter der Agitprop- und der Presseabteilung des ZK; auch die Redaktion der *Prawda* und die Leiter der sowjetischen Geschichte, Philosophie usw. stammten aus diesem Kreis. Ihm gehörten Sten, die Brüder Slepko, Astrow, Marezki, Stezki, Karew, Lominadse, Pospelow, Mitin und andere an. Die Opposition belegte sie mit dem verächtlichen Sammelnamen der «Stezkijs-Marezkijs». Sie gaben jahrelang den Ton im Pressewesen an, doch auf Bucharins Sturz folgte ihre erbarmungslose Säuberung; im Jahre 1932 war der grösste Teil von ihnen aus der Partei ausgeschlossen, um 1937/1938 erschossen zu werden.

Dass Bucharin im Entscheidungskampf der Jahre 1925/1926 nicht auf Sinow-

jews Seite übergang, wurde damit belohnt, dass man ihn an Sinowjews Stelle an die Spitze der Komintern stellte. Für Stalin war diese Ernennung eine Übergangslösung. Es war ihm unangenehm, dass die Komintern von einem russischen Mitglied des Politbüros geleitet wurde, während sie doch formell gewissermassen die höchste Instanz des Weltkommunismus bildete und daher über Stalin stand. So wurde Bucharin alsbald vom folgsamen Molotow abgelöst und dieser wiederum von dem Bulgaren Dimitroff.

Zu Bucharins Ehre muss gesagt werden, dass er das stalinistische Massaker (auf Biegen und Brechen den Kommunismus einzuführen und vor allem die Bauernschaft auszurotten) nicht mitmachte. Er hätte wie alle anderen vom Schläge Molotows und Kaganowitschs nach der Pfeife des neuen Hausherrn tanzen können; und das umso mehr, als er keinerlei Sympathien für die Opposition Sinowjews und Trotzkijs hegte, zumal er keinen grossen Unterscheid zwischen ihrer und Stalins Politik sah.

Und als Stalin endgültig seinen Weg gewählt hatte, nämlich die Aufhebung der NEP und die Vernichtung des Dorfes, trat Bucharin energisch dagegen auf. Stalin entfernte ihn von der Macht, Bucharin ging zur Opposition über. Doch obwohl ihn Stalins Handlanger vorsorglich als Trotzkiisten einstufte, ist dieses Amalgam von A bis Z erfunden, denn Bucharin stand dem Trotzki-Sinowjew-Block ebenso fern wie Stalins Politik. Viele Jahre lang verfolgte ihn Stalin in gemässiger Form. Erst im Februar 1937 liess er Bucharin aus dem ZK ausschliessen. Aber dann packte er zu. Nach einer der üblichen miesen Gerichtskomödien stieg auch Bucharin im März 1938 in den Keller der Lubjanka hinab.

Wenn man die offizielle Geschichte der KPdSU vom Jahre 1976 liest, kann man nur staunen. Stalin ist längst vom Podest gestürzt. Stalingrad heisst Wolgograd. Weshalb hat man nicht auch die albernen und sinnlosen Beschuldigungen Stalins gegen Bucharin sowie gegen viele andere hervorragende Kommunisten widerrufen? Umso mehr, als die Partei eine Reihe angesehener Mitglieder «rehabilitiert», d.h. öffentlich anerkannt hat, dass die von Stalins Lakaien gegen sie vorgebrachten Anschuldigungen erfunden waren.

Der Schlüssel zum Verständnis dafür, warum man den einen «rehabilitiert» und die anderen nicht, besteht in Folgendem.

Ein für allemal gilt in der Partei das Prinzip, dass sie niemals irrt und dass sie immer recht hat. Von diesem Prinzip weicht sie nie ab, ihre ganze offizielle Geschichte beruht auf diesem Prinzip. Nehmen wir den Fall eines angesehenen und fähigen Parteimannes wie etwa Bucharin. Er ist offenbar in wichtigen Umbruchsituationen der Parteigeschichte mit richtigen und vernünftigen Vorschlägen aufgetreten, während von Parteikongressen, Parteikonferenzen und den Vollver-

sammlungen des ZK seine Ansichten «verurteilt» wurden. Das heisst mit anderen Worten, die schlotternden Sklaven Stalins haben die vom Hausherrn diktierten Beschlüsse angenommen. Falls Stalin geruht hätte, die entgegengesetzten Beschlüsse zu diktieren, hätte das Sklavengesindel «mit Enthusiasmus» und «endlosen Ovationen» auch für diese gestimmt. Also sind diese Beschlüsse der Kongresse und Konferenzen ihrem Wesen nach reine Fiktion. Die Parteiführer und die Parteihistoriker wissen das sehr wohl. Doch unter den verschiedenartigen und vielseitigen Lügenarten, auf deren Fundament die kommunistische Partei sich gründet, spielt dies eine nützliche Rolle. Ihre Aufgabe besteht darin, das Prinzip der Unfehlbarkeit der Partei, die niemals irrt, zu bestätigen. Daran ändert auch der Umstand nichts, dass dies keineswegs die Partei, sondern ein Haufen feiger und terrorisierter Lakaien war, die ihre Hände auf Stalins Weisung hoben. Für die Beachtung des verlogenen Prinzips ist auch das ein unfehlbarer Parteibeschluss. Und Bucharins Meinungen waren dagegen. Also Anathema! Und Bucharin bleibt in der Parteigeschichte für immer ein Feind. Man lese sie nur. Jedem wird unaufhörlich erklärt, dass Bucharin stets im Unrecht war, stets geirrt hat, stets gegen die Partei aufgetreten ist usw. Natürlich sind die Zeiten Stalins vorbei, da dieses Vorgehen völlig unsinnige Formen annahm und allerlei Eisensteins zweiter Wahl, um Stalin zu gefallen, «historische» Filme zusammenschusterten, in denen der geniale und weise Stalin majestätisch durch die Seiten der Geschichte schreitet und der kleine niederträchtige Verräter Bucharin ihm nachläuft und irgendwen beiseite nimmt und ihm verräterisch zuflüstert: «Nur auf die Kulaken müssen wir setzen, sonst sind wir verloren . . .» und so weiter in dieser Tonart. Jetzt herrscht ein anderer Stil, doch eine «Rehabilitierung» Bucharins, d.h. das Geständnis, dass man ihn durch eine feige Parteilüge in der Versenkung verschwinden liess, ist nach wie vor unmöglich, denn die Partei hat immer recht.

Aus den gleichen Gründen ist die «Rehabilitierung» jedes beliebigen anderen Parteihäuptlings nicht möglich, gegen den zu Stalins Zeiten von den Parteinstanzen Resolutionen gefasst wurden. Im Gegenteil. Nehmen wir nur den Fall Tuchatschewskij, Blücher und Jegorow. Lauter Militärs, die weitab von allem Parteileben standen und darin keinerlei Rolle spielten und sich auch nicht einmischten. Stalin befand es für gut, sie zu erschiessen, weil man sie als deutsche, japanische oder anderen Spione «entlarvt» hatte wie Trotzki. Doch die Parteikongresse und Parteikonferenzen hatten sie keiner Abweichungen beschuldigt. Und als die Zeit gekommen war, um einzugestehen, dass Genosse Stalin im «Personenkult» etwas zu weit gegangen war, gab es kein Hindernis, die Tuchatschewskijs und Blüchers zu «rehabilitieren». Es war ein Fehler (Stalins oder Jeshows

oder sonst jemandes), aber der Fehler irgendeines Mannes oder Organs, doch nicht der Partei; also konnte man zugeben, dass sich irgendjemand geirrt hatte (am besten irgendein kleiner Iwan Iwanowitsch irgendeiner möglichst untergeordneten Stelle), was dem grundlegenden Prinzip keinen Abbruch tat, dass die Partei immer recht hat.

Das ist der Grund, warum eine Reihe von Parteileuten, die keinen sichtbaren Anteil an den anerkannten Oppositionen genommen hatten, rehabilitiert werden können, doch andere zu rehabilitieren, etwa Trotzki oder Sinowjew, ist völlig unmöglich. Und der Schöpfer der Roten Armee oder der erste Vorsitzende der Komintern, sie werden weiterhin als ausländische Spione und Feinde des Kommunismus gelten. Falls sich aber plötzlich alles ändern und es eines schönen Tages möglich sein sollte, in der Partei über sie die Wahrheit zu sagen und zu schreiben, dann darf man mit allem Grund annehmen, dass diese Partei nicht mehr kommunistisch ist.

Noch einige Worte über die zwei letzten Kandidaten des leninistischen Politbüros, Kalinin und Molotow.

Eigentlich kann man über Kalinin nicht viel sagen. Eine völlig farblose Figur, der dekorative «allrussische Bauernschulze» war von Lenin wohl irrtümlich ins Politbüro gebracht worden. Dort duldete man ihn, ohne auf ihn zu zählen. Bei offiziellen Zeremonien entledigte er sich seiner talmbäuerlichen Funktionen mit einigem Erfolg. Nie hatte er irgendwelche Präntentionen auf irgendeine selbständige Tätigkeit, und stets folgte er demütig dem, der an der Macht war. Für jeden Fall schob ihm die GPU, um kompromittierendes Material gegen ihn zu haben, junge Ballerinen aus dem Bolschoj-Theater zu, wobei diese Aktionen vom Genossen Kanner vorher sanktioniert worden waren. Aus Unerfahrenheit gab sich Michail Iwanjtsch selbst mit der dritten Sorte zufrieden. Diese Kompromittierung wurde aus überflüssigem Dienstifer organisiert, in Wirklichkeit gab es nicht die geringste Notwendigkeit für sie, da sich Kalinin nie den kleinsten Auftritt gegen die Mächtigen erlaubte. Sogar später, als Stalin die gigantische Vernichtung des Dorfes vollzog, gab sich Kalinin als ausgezeichnete Kenner des Dorfes den Anschein, als geschähe dort nichts Besonderes, Hauptsache, dass er nicht mit seinem gutmütig-greisenhaft grossväterlichen Knurren aufhörte, an das sich das Politbüro längst als an etwas völlig Bedeutungsloses gewöhnt hatte. Kürzer ausgedrückt, Michail Iwanjtsch war ein nichtiger Feigling, weshalb er auch die ganze Stalinzeit glücklich überstand, in seinem Bett starb und sich damit zufriedengab, dass die Stadt Königsberg in Ostpreussen in Kaliningrad umbenannt wurde. Im Jahre 1937 befahl Stalin, seine Frau zu verhaften. Michail Iwanjtsch zuckte mit keiner Wimper: es waren schwere Zeiten.

Über Wjatscheslaw Michailowitsch Molotow zu sprechen, hatte ich schon Ge-

legenheit. In der Geschichte von Stalins Weg zu den Gipfeln der Macht spielte er eine sehr wichtige Rolle. Doch die erste Geige versuchte er nie zu spielen, obgleich er einmal die Gelegenheit dazu hatte. Im März 1921 wurde er zum verantwortlichen Sekretär des ZK und zum Kandidaten des ZK gewählt. Während dieses Jahres befand sich der ganze Apparat des ZK in seinen Händen. Im März 1922 wollte Sinowjew, als er seine Troika organisierte, Stalin mit dem Apparat des ZK betrauen, indem er ihn zu dessen Generalsekretär ernannte; so placierte er Molotow an die zweite Stelle und machte ihn zum zweiten Sekretär neben Stalin. Sinowjews Rechnung: man musste Trotzki stürzen – und Stalin war dessen erklärter Feind. Sinowjew und Kamenew zogen also Stalin vor, und Molotow ordnete sich nicht nur unter, sondern wurde sogar Stalins getreuer Adjutant: eine Stellung, die er nie abzuschütteln versuchte. An Sinowjew und Kamenew rächte er sich später mit Vergnügen, aber auch an Trotzki, der Molotow aus irgendeinem Grund nicht leiden konnte – nein, nicht aus irgendeinem Grund. Trotzki lebte von Abstraktionen, während Molotow die Verkörperung der «bürokratischen Entartung» der Partei war.

Deshalb folgte Molotow stets und beständig Stalin nach. Er tat die wichtigste Arbeit, was die Auswahl der geeigneten Leute für den Parteiapparat, der Sekretäre der Gebiets- und Gouvernementskomitees und die Herstellung von Stalins Mehrheit im ZK betraf. Zehn Jahre lang war er zweiter Sekretär des ZK. Als es Stalin für zweckdienlich erachtete, wurde er Vorsitzender des Rates der Volkskommissare und des Arbeits- und Verteidigungsrates; als es nötig war, stand er an der Spitze der Komintern; als man ihn brauchte, wurde er Aussenminister.

Bemerkenswert, dass Stalin ihn ebenso behandelte wie viele andere seiner Adjutanten – Verhaftung der Frau, während sich Stalins Vertrauter weiterhin im Stand der Gnade befand; wir haben schon gesehen, dass dies auch mit Kalinin und Poskrebyschew durchexerziert wurde. Molotows Frau war Jüdin. Unter dem Parteinamen Shemtschushina war sie eine angesehene Genossin und stand der Parfümindustrie vor. Stalin liess sie verhaften und schickte sie in eine Verbannung, die nicht vom zaristischen Typ war. Molotow ertrug auch dies geduldig. Bemerkenswert ist etwas anderes. Als Stalin tot war und Molotows Frau aus der Verbannung zurückkehrte, blieben die Molotows weiterhin harte Stalinisten. Bekanntlich verhielt sich Molotow der von Chruschtschow eingeleiteten Entstalinisierung gegenüber ablehnend. Sowohl er wie Kaganowitsch und Malenkow waren überzeugte Stalinisten und versuchten bei erster passender Gelegenheit (1957), Chruschtschow zu stürzen. Es gelang ihnen nicht und kostete sie den endgültigen Verlust aller Positionen in der Parteihierarchie und den Abgang zum alten Eisen. Weshalb wollte Molotow die Wiedereinführung von Stalins Methoden?

Sehnsucht nach den Zeiten, da sich in ihren Händen Tschingis Chans Macht befand, da alle zitterten und niemand im Lande sich zu rühren wagte? Vielleicht aber auch eine mehr reale Rechnung. Die kommunistische Ordnung erfordert, um sich halten zu können, Gewalt über die ganze Bevölkerung, einen gigantischen Polizeiapparat und ein Terrorsystem. Je stärker der Terror, desto dauerhafter die Macht. Zu Stalins Zeiten fürchtete die Bevölkerung sogar, dass ihr ein ketzerischer Gedanke einfallen könnte, so dass von irgendeiner Aktion gegen die Macht überhaupt nicht die Rede sein konnte. Und auf einmal lockert Chruschtschow die Schraubenmutter, die Leute fangen an zu denken, zu reden und nicht mehr beizupflichten. Wohin soll das führen? Zu Stalins Zeiten gab es solche Risiken nicht.

Indes kann Molotow als erstaunliches Beispiel dafür dienen, was der Kommunismus aus einem Menschen macht. Ich hatte viel mit Molotow gearbeitet. Er war ein gewissenhafter Bürokrat, zwar kein glänzender, aber dafür ein überaus arbeitsfähiger. Er war sehr ruhig und ausdauernd. Mir gegenüber verhielt er sich stets äusserst wohlwollend und liebenswürdig, auch in persönlichen Angelegenheiten. Überhaupt verhielt er sich allen gegenüber, mit denen er in Berührung kam, korrekt; ein durchaus annehmbarer Mensch ohne Grobheit, ohne Nachträglichkeit, ohne Blutrünstigkeit, ohne das Verlangen, jemanden zu erniedrigen oder zu zerquetschen.

Zehn Jahre lang billigte nicht nur Stalin die Listen der Verhafteten und der zu Erschiessenden. Als eine Gesamtbürgerschaft eigener Art gingen diese Listen auch durch Molotows und Kaganowitschs Hände. Schliesslich musste sie ja Molotow nach Stalin unterschreiben. Da muss ihm doch da und dort ein Name in die Augen gesprungen sein! Schrieb er doch hinter jeden HSM – Höchstes Strafmass. Das genügte, der Betreffende wurde erschossen.

Was war das? Mimikry vor Stalin oder trunkenes Machtgefühl? Da schreibt er drei Buchstaben – und ein Mensch ist nicht mehr. Und wieviel tausend Tote billigte dieser ruhige, nie zu erregende Bürokrat in diesen Listen! Und keinerlei Bedauern. Im Gegenteil: Stalin ist tot, es wäre gut, wenn Stalins Zeiten weitergingen.

Kann man wirklich aus einem Menschen alles machen? Gebt ihn in Stalins Hände, gebt ihm einen hohen Rang in einem System, wo der Mensch des Menschen Wolf ist, und er wird gleichgültig zusehen, wie unter schweren Leiden Millionen Menschen umkommen. Stellt den gleichen Menschen als kleinen Beamten in ein gutes, menschliches Gesellschaftssystem, und er wird die Nächte durcharbeiten, um Hilfe für die von einer Missernte betroffenen Bauern des Dorfes Iwanowka, Landkreis Alexino, zu schaffen. Dieses Problem sollte mir noch öfter

während meiner Wanderungen durch die bolschewistische Parteispitze begegnen. Was Molotow persönlich betrifft, gab es da noch eine besondere Empfindung.

In den zwanziger Jahren war ich Zeuge alles dessen, was im bolschewistischen Zentrum vor sich ging. Seitdem ist ein halbes Jahrhundert vergangen, und wenn man sich fragt, wer noch von denen über die Erde geht, die alles gesehen haben und wissen, so gibt es darauf nur eine Antwort: Molotow. Zwar weilt auch Kaganowitsch noch unter den Lebenden, aber er stand während dieser Jahre weiter vom Zentrum der Ereignisse entfernt als Molotow. Ich spreche nur von den zwanziger Jahren. Länger war ich nicht im bolschewistischen Zentrum, während Molotow auch in den nächsten drei-vier Jahrzehnten dort verblieb, und niemand weiss gegenwärtig besser als er, wie diese Ereignisse sich abgespielt haben. Nur kann er von alledem nicht eine Zeile niederschreiben oder veröffentlichen, die nicht mit der offiziellen Lüge in Einklang stünde. Die Wahrheit wird also nie an den Tag kommen. Molotow ist jetzt 86 Jahre alt und wird nach langem Zusammengehen mit Stalin über Millionen Leichen in seinem Bett sterben und wahrscheinlich sogar ohne das schwere Bewusstsein, dass sein Leben mit Schlechtigkeiten vergangen ist.

Stalins Staatsstreich

Ausser im ZK arbeitete ich noch im Obersten Rat der Körperkultur und im Volkskommissariat der Finanzen. Im Obersten Rat war es mehr Erholung als Arbeit. Ich nahm an den Sitzungen des Präsidiums teil und leitete zwei Abteilungen: im Sommer die Sektion Leichtathletik und im Winter die Sektion Ski- und Eislauf. Im Präsidium ging die Arbeit leicht und flott vonstatten. Der Vorsitzende des Rates Semaschko (er war auch Volkskommissar des Gesundheitswesens) war ein kluger und gebildeter Mann, mit dem man leicht zusammenarbeiten konnte. Zudem verstand er ausgezeichnet, dass man die Linie des ZK einhalten musste, und diese Linie bestimmte ich. Zu den Sitzungen des Präsidiums kam auch Krylenko, der ehemalige blutrünstige Generalstaatsanwalt der Republik, jetzt Volkskommissar der Justiz. Er war ein leidenschaftlicher Schachspieler, also stellten wir ihn an die Spitze der Schachsektion. In deren Angelegenheiten erschien er auch. Während die anderen Fragen erörtert wurden und er nichts zu tun hatte, nahm ich ein Blatt Papier, schrieb darauf: I.e2-e4 und reichte es ihm hinüber. Sogleich begann zwischen uns eine Schachpartie ohne Brett. Doch nach sieben-acht Zügen konnte er ohne Brett nicht mehr spielen, zog deshalb sein winziges ledernes Reiseschach aus der Aktentasche und vertiefte sich in das Spiel. Semaschko warf uns vorwurfsvolle Blicke zu, doch Krylenko einer begonnenen Schachpartie zu entreissen, war fast unmöglich. Wenn sich herausstellte, dass er verlieren würde, war er sehr betrübt.

Die Sektion Wintersport lieferte den Anlass für meine erste Auslandsreise. Die sowjetischen Schlittschuhe und Ski waren schon fabrikneu miserabel. So wurde beschlossen, sie in Norwegen zu kaufen. Der Rat bat mich, für eine sehr kurze Zeit nach Norwegen zu fahren, das Material an Ort und Stelle anzusehen und auszuwählen, was zu erwerben sei. Im Dezember 1924 unternahm ich diese kurze Reise, die einen starken Eindruck auf mich machte. Ich kam zum ersten Mal ins Ausland und sah ein normales menschliches Leben, das sich von unserem sowjetischen fundamental unterschied. Ausserdem atmeten die drei skandinavischen Länder Finnland, Schweden und Norwegen, durch die ich fuhr, ein im Sowjetparadies unbekanntes Fluidum. Es waren Länder von bestürzender Ehrlichkeit und Redlichkeit. Ich vermochte mich nicht gleich daran zu gewöhnen. In Norwegen wollte ich die Umgebung der Hauptstadt besichtigen. Über Oslo erhebt sich der

Holmenkollen, dessen Gebiet für den Wintersport und Spaziergänge benutzt wird. Ich bestieg ihn mit einem Mitarbeiter unserer Gesandtschaft, der mich als Fremdenführer begleitete. Es war ziemlich warm, nur zwei Grad unter Null, wir gerieten beim Anstieg ins Schwitzen, da wir zu winterlich angezogen waren. Der Mitarbeiter der Gesandtschaft zog sein gestricktes Jackett aus, packte es auf einen Stein am Weg, schrieb etwas auf ein Zettelchen, legte es auf das Jackett und beschwerte beides mit einem Stein. Ich fragte interessiert: «Was tun Sie da?»

«Es ist sehr heiss», antwortete mein Begleiter. «Ich lasse das Jackett hier zurück, auf dem Rückweg nehme ich es wieder mit.»

«Na», sagte ich, «Ihr Jackett weint, verabschieden Sie sich von ihm.»

«Aber nein, ich habe doch geschrieben, dass es nicht verloren wurde.

Bitte liegenlassen.»

Ich blickte ihn an, als hätte er einen faulen Witz gemacht. Der Weg war sehr belebt, eine Menge Leute ging bergauf und bergab. Nach zwei Stunden kamen wir zurück, das Jackett lag noch immer da. Mein Begleiter erklärte mir, dass hier nie etwas verloren gehe. Wenn in der Stadt etwas gestohlen wird, ergibt die Aufklärung fast immer, dass ein ausländischer Matrose der Dieb war. In Finnland gibt es auf dem Land an den Türen weder Schloss noch Riegel, Diebstahl ist dort unbekannt.

In Schweden sprach ich in der Gesandtschaft mit unserem Gesandtschaftsrat Asmus und seiner Frau Korolewa. Sie waren mit ihrem siebenjährigen Sohn gerade aus Russland eingetroffen. Es war Sonntag. Neben dem Gesandtschaftsgebäude fand gerade eine Arbeiterdemonstration statt. Gutgekleidete Menschen in reinen Anzügen und mit Hüten auf dem Kopf gingen manierlich, gemessen und ruhig hin und her. Der Kleine betrachtete sich diese Prozession lange und fragte schliesslich seine Mutter: «Mama, wohin gehen alle diese Burshuis?»

Auf der Rückreise ging es bei Bjeloostrow über die sowjetische Grenze, bis Leningrad waren es 30 Kilometer. Der Schaffner mahnte uns: «Bürger, ihr seid schon in der Sowjetunion – hütet euer Gepäck.» Ich betrachtete die Landschaft durchs Fenster. Den einen Handschuh hatte ich an, der andere lag auf dem Sitz. Nach einem Weilchen drehte ich mich um und entdeckte, dass man ihn schon vereinnahmt hatte.

Ich war in den gewöhnlichen sowjetischen Alltag zurückgekehrt. Im Volkskommissariat der Finanzen machte einen ständigen grossen Ausgabeposten der Ankauf neuer Glühbirnen aus. Da in der Bevölkerung ein starker Mangel an diesen Beleuchtungskörpern herrschte, schraubten die Mitarbeiter des Volkskommissariats die Birnen aus den Fassungen und nahmen sie nach Hause mit. Der Volkskommissar Sokolnikow fand einen genialen Ausweg, indem er der Lieferfirma auftrag, in jede Glühbirne einzugravieren: Gestohlen im Volkskommissari-

at der Finanzen. Die Diebstähle hörten schlagartig auf; wer eine Lampe nach Hause mitnahm, unterschrieb gewissermassen den Diebstahl staatlichen Eigentums eigenhändig.

Aus den skandinavischen Ländern kehrte ich mit dem seltsamen Eindruck zurück, als hätte ich den Kopf zum Fenster hinausgehalten und frische Luft geatmet.

Im Gegensatz zum Obersten Rat der Körperkultur war meine Arbeit im Volkskommissariat der Finanzen seriös und zog mich mit der Zeit immer mehr an.

Bis zur Revolution hatte es beim Finanzministerium einen Gelehrten Rat gegeben, eine Gruppe der besten Finanzexperten, die grösstenteils aus Professoren bestand. Sokolnikow schuf bei seinem Kommissariat eine ähnliche Einrichtung, das finanzwirtschaftliche Büro, das die Funktion des Gelehrten Rates übernehmen sollte. Es gliederte sich in das Institut für ökonomische Forschungen und das Konjunkturinstitut. Sokolnikow holte die besten Spezialisten heran, grösstenteils die alten Berater des Vorkriegsministeriums. Marxisten oder gar Kommunisten gab es unter ihnen nicht. Sokolnikow stellte sie zu guten Bedingungen an, ihre Meinungen wurden hoch geschätzt; da man ihre Ratschläge sogar befolgte, konnten die schwierige und komplizierte Währungsreform durchgeführt, der harte Goldrubel geschaffen und die Finanzen in Ordnung gebracht werden. Beaufsichtigt wurde die Tätigkeit dieses Büros von dem Kollegiumsmitglied Professor Metschislaw Henrikowitsch Bronskij. Als ich Sokolnikow fragte, ob Bronskij wirklich Professor sei, antwortete er lächelnd: «Jeder kann sich als Professor bezeichnen, solange nicht das Gegenteil bewiesen ist.» Der wirkliche Familienname Bronskijs war Warschauer (Warschawskij); dieser polnische Jude, ein sehr gebildeter und belesener alter Emigrant (er war mit Lenin zusammen), beschäftigte sich mit Journalismus. Von bolschewistischem Geist war an ihm recht wenig zu bemerken. Administrative Fähigkeiten besass er auch nicht. Zudem beaufsichtigte er das finanzwirtschaftliche Büro in keiner Weise. Seine hauptsächliche, ja ausschliessliche Tätigkeit, die ihn interessierte, war die Herausgabe der *Sozialistischen Wirtschaft*, einer dicken Monatsschrift. Nach Bronskijs Meinung musste er der beste Wirtschaftsjournalist Sowjetrusslands sein. So verhielt es sich wahrscheinlich auch. Ausserdem redigierte Bronskij die *Finanzzeitung*, die wöchentlich erschien. Das finanzwirtschaftliche Institut war sich selbst überlassen und hatte bisher offenbar keinen Nachteil davon. Sokolnikow schlug mir vor, die Leitung dieses Instituts zu übernehmen. Er hatte dabei neben allem andern meine Politbüroerfahrung in wirtschaftlichen Fragen im Auge und rechnete damit, dass ich die Arbeit des Büros näher an die laufende finanzwirtschaftliche Praxis heran-

führen würde; tatsächlich war das Büro der Professoren, allen Organen der praktischen Beschlüsse fernstehend, mehr abstrakten und theoretischen Arbeiten zugeht als praktischen.

In Wirklichkeit trat ich diese Arbeit schon als Antikommunist an, doch hielt man mich noch für einen vertrauenswürdigen Anhänger des Regimes und betrachtete mich deshalb als Freund. Am amüsantesten war, dass die Professoren die Illusion nährten, man könnte mit dem Regime Zusammenarbeiten und nützliche Arbeit für das Land leisten. Ich war in dieser Hinsicht weitaus besser informiert als sie.

In jedem Fall sahen das Büro und die Professoren in der Ernennung eines sehr jungen Kommunisten zum Leiter eine schwere Bedrohung ihres freien, unabhängigen Lebens. Der Direktor des Instituts für ökonomische Forschungen, Professor Schmeljow, kam im Namen des ganzen Kollegiums zu Sokolnikow. Er sagte, dass die Professoren sich anschickten, das Volkskommissariat zu verlassen, da sie keine Möglichkeit sähen, unter Bedingungen zu arbeiten, die der neue Leiter als Kommunist stellen würde, zumal dieser auch im Hinblick auf sein Alter keinerlei Autorität für sie darstelle. Sokolnikow lächelte und sagte: «Bitte, setzen wir dieses Gespräch in einem Monat fort. Ihr befindet euch wegen des neuen Vorgesetzten in einem grossen Irrtum.»

Im Laufe der ersten zwei Wochen änderte sich alles. Die alten und erfahrenen Professoren aus dem vorrevolutionären Ministerium, Hensel, Sokolow, Schmeljow, entdeckten auf den Sitzungen des Instituts erstaunt, dass ich mich nicht nur ausgezeichnet in allen finanzwirtschaftlichen Problemen auskannte, sondern ihnen gegenüber noch den gewaltigen Vorzug hatte, dass ich auf Grund meiner Tätigkeit im Politbüro konkret wusste, was für die Regierungspolitik passte und wo und wie man mit der praktischen Arbeit ansetzen musste. Auf den Sitzungen des Konjunkturinstituts gab ich ebenfalls die nötigen Hinweise, um dessen Arbeit in die erforderliche Richtung zu bringen. Aber auch in spezifischen Zweigen, in denen sich die Professoren als unübertreffliche Autoritäten fühlten, verhandelte ich mit ihnen auf einer Ebene, indem ich gleich auf der ersten Sitzung vorschlug, in die Zahl der Konjunkturindices über die Marktentwicklung auch einen Index über die Befahrbarkeit der Wege des Lasten- und Gütertransports aufzunehmen, der sich gleich als einer der wertvollsten für die Marktvoraussagen des Lebensmittelhandels erwies. Ausserdem konnte ich mit ihnen sehr schnell gute persönliche Beziehungen herstellen. Die Parteizelle und die kleinen Kommunisten versuchten nicht mehr, an ihnen zu nagen, indem sie parteiische Wachsamkeit gegenüber diesen «verdächtigen Spezialisten» bekundeten. Ich wies die Parteizelle

zurecht, wegen meiner Arbeit im Politbüro war ich für sie eine Autorität, daher veranlasste ich sie, die Professoren in Ruhe zu lassen.

Nach zwei Wochen kam Schmeljow zu Sokolnikow und erklärte, dass die Professoren ihre Erklärungen über den neuen Leiter zurücknahmen, da sich die Zusammenarbeit mit ihm prächtig eingespielt habe. Sie sollte auch weiterhin vorbildlich verlaufen. Mit Bronskij waren meine Beziehungen ebenfalls ausgezeichnet, da er ein sympathischer Mann war. Im Übrigen nahm er einen Teil jener grossen Wohnung ein, in der Wenjamin Swerdlow und seine Frau lebten, bei denen auch ich untergebracht war.

Der nahezu sympathischste meiner neuen Untergebenen war der Direktor des Konjunkturinstituts, Professor Nikolaj Dmitrijewitsch Kondratjew, ein grosser Gelehrter und ein Mann von tiefem Verstand. Das Konjunkturinstitut war seine Schöpfung und auch in der für Russland noch neuen Konjunkturforschung erwies er durch seine Beobachtungen und durch die Kontrolle der Wirtschaftsentwicklung den leitenden Wirtschaftsorganen die grössten Dienste, vor allem dem Volkskommissariat der Finanzen. Freilich lag seiner Arbeit dieselbe naive Illusion zugrunde, dass kenntnisreiche Leute und Spezialisten ebenso nötig wie nützlich seien. Wie die anderen Fachleute des Finanzkommissariats glaubte auch Kondratjew an den Nutzen seiner Arbeit und verstand nicht das wölfische Wesen des Kommunismus. Er arbeitete auch in der landwirtschaftlichen Sektion der staatlichen Planungskommission.

Er sollte aber bald Gelegenheit zu der Erkenntnis bekommen, mit welcher Macht er es zu tun hatte. In der Planungskommission, die sich um eine vernünftige Landwirtschaftspolitik bemühte, ging er in seinen Ratschlägen davon aus, dass das Land eine Vergrösserung der bäuerlichen Produktion brauche, weshalb nichts anderes nötiger sei, als die fleissigen und wirtschaftlichen Bauern ruhig arbeiten zu lassen, statt sie mit den unaufhörlichen Hetzereien ländlicher Parasiten zu plagen, worin das Wesen des bolschewistischen «Klassenkampfes» auf dem Dorf bestand.

Doch in der staatlichen Planungskommission wachte und waltete die Partei zelle, die sogleich die Fachleute angriff. Dort war kein Baschanow, der ihnen über den Mund fuhr. So erhoben also die Kommunisten ein wildes Geschrei: Kondratjew empfiehlt, den bolschewistischen Kampf auf dem Dorf aufzugeben, die «Kondratjewer» setzen ihre Hoffnung auf die Kulaken, die «Kondratjewtschina» – so also sieht die Konterrevolution auf dem Dorf aus! Es gab Lärm, die *Prawda* druckte Artikel, ein Feldzug gegen die Kondratjewtschina wurde in Szene gesetzt. Ein paar kleine kommunistische Lumpen versuchten aus Leibeskräften, Karriere auf Grund ihrer Wachsamkeit zu machen: sie hatten einen heimlichen Klassenfeind entdeckt und entlarvt. Macht ihm den Garaus! Natürlich hatte der arme

Kondratjew gegen die ganze Hetzjagd der Presse keine Möglichkeit, auch nur eine Zeile zu erwidern, ihm erkannte die *Prawda* nicht das Recht einer Gegendarstellung zu. Er war sehr niedergedrückt. Auch die Parteizelle des Volkskommissariats der Finanzen schickte sich an, ihn am Kragen zu packen. Ist doch das Signal von der *Prawda* gegeben worden! Ich erlaubte ihnen aber nicht, die gleiche Hetzjagd zu veranstalten, sondern erklärte der Parteizelle, dass von der Landwirtschaft die Rede sei, und zwar von der Landwirtschaft der staatlichen Planungskommission, von der auch das ganze Geschrei ausgehe. Bei uns dagegen, im Volkskommissariat, arbeite Kondratjew auf einem ganz anderen Gebiet, nämlich der Konjunktur, was mit seiner politischen Ansicht über das Dorf nichts gemein habe, hier bei uns sei seine Arbeit sehr nützlich, also habe man ihn auch in Ruhe zu lassen. Solange ich im Kommissariat war, wagte man es tatsächlich nicht, Kondratjew anzutasten. Doch die Hetzjagd gegen ihn wurde schon auf gesamtrossischer Ebene geführt. Gleich zu Anfang der Kollektivierung kam auch prompt der Augenblick, da die Zerstörung der Landwirtschaft zu einem Mangel an Lebensmitteln und zum Hunger führte. Da war es nach traditioneller kommunistischer Praxis nötig, verborgene Feinde zu finden und ihnen die Schuld aufzuhalsen.

Im Jahre 1930 «entdeckte» die GPU eine «werk tätige Bauernpartei» eigener Erfindung. Als die Führer dieser Partei wurden von den Tschekisten die Professoren Kondratjew, Tschajanow und Jurowskij genannt. Letzterer war ein jüdischer Wirtschaftswissenschaftler, Fachmann für Währungs- und Geldfragen, der nie irgendwelche Beziehungen zu Bauern oder zum Dorf gehabt hatte. Die GPU machte gewaltigen Dampf in der Sache. Diese Bauernpartei hätte mehr als 100'000, wenn nicht gar 200'000 Mitglieder. Es wurde ein lauter Prozess vorbereitet, der ganz Russland erklären sollte, warum es kein Brot gab – es war die Sabotage Kondratjews! Und der arme Professor hätte natürlich bei dem Prozess alle seine Verbrechen gestehen müssen. Doch in letzter Minute entschied Stalin, dass alles wenig überzeugend aussehe, er lehnte den Prozess ab und befahl der GPU, die Führer und Mitglieder der erdichteten Bauernpartei im «geschlossenen Verfahren» abzuurteilen, d.h. man schickte sie nach dem Urteil irgendeiner Tschekistentroika in ein sowjetisches Vernichtungslager. So kam der grosse Gelehrte und prächtige Mensch Kondratjew um, nicht zuletzt als Opfer professoraler Illusionen, dass man mit der Sowjetmacht und mit Kommunisten Zusammenarbeiten und diskutieren könne in der Annahme, dem Land dadurch von Nutzen zu sein. Die Bolschewiken benutzen solche Leute, solange es für sie vorteilhaft ist, um sie dann rücksichtslos zu vernichten, wenn man jemandem die Schuld für eine sinnlose und zerstörerische marxistische Praxis aufbürden muss.

1925 war das Jahr des Machtkampfes zwischen Sinowjew und Stalin. Die Troika, ein vorübergehendes Bündnis, begründet zum Kampf gegen Trotzki, zerfiel endgültig im März. Im April fielen Sinowjew und Kamenew auf den Sitzungen des Politbüros energisch über Stalins «Aufbau des Sozialismus in einem Land» her. Die Troika versammelte sich daraufhin nicht mehr. Stalin bestätigte allein die vorgeschlagene Tagesordnung des Politbüros, das mehrere Monate lang als kollegiales Organ arbeitete, nach aussen hin unter Sinowjews und Kamenews Führung. Dieser Anschein war dadurch bestimmt, dass sich Stalin wie immer (mangels entsprechender Kenntnisse) wenig an der Erörterung der verschiedenen Fragen beteiligte, Kamenew nach wie vor die ganze Wirtschaft des Landes leitete und Wirtschaftsfragen immer viel Platz in der Arbeit des Politbüros einnahmen. Die Troika gab sich den Anschein, als beteiligte sie sich korrekt an der laufenden Arbeit, also herrschte im Politbüro ein schütterer Friede.

Da Stalin nicht ganz überzeugt war, dass die Mehrheit der ZK-Mitglieder hinter ihm stand, suchte er den Endkampf nicht im Plenum des ZK, sondern wartete den endgültigen Beschluss des nächsten Kongresses ab, setzte aber seine unterirdische Arbeit fort und forcierte nichts; vielmehr zögerte er sogar das Datum des Kongresses unter mancherlei Vorwänden hinaus. Im Sommer herrschte wie immer einige politische Windstille, doch im Herbst veröffentlichte Trotzki die Broschüre «Zum Sozialismus oder zum Kapitalismus?» und erneuerte damit den politischen Kampf gegen die Mehrheit des ZK, das sich seinerseits langsam zu spalten begann. Um seine Position als politischer Führer besorgt, antwortete Sinowjew mit der Broschüre «Der Leninismus», in der er seine Theorie von der Philosophie der Gleichheit darstellte. Doch gleich zu Anfang Oktober wurde im Politbüro die Frage nach dem Datum des Kongresses und über den Referenten des politischen Rechenschaftsberichtes des ZK entschieden. Der Kongress sollte Mitte Dezember stattfinden, und auf Molotows Vorschlag stimmte die Mehrheit des Politbüros für die Empfehlung, den Rechenschaftsbericht Stalin zu übertragen. Die Mehrheit im Politbüro war damit für Sinowjew und Kamenew verloren. Sie reichten unverzüglich eine Resolution mit der Forderung ein, die Diskussion zu eröffnen. Auf dem unmittelbar darauf eröffneten ZK-Plenum stellte sich eindeutig heraus, dass Stalins Vorbereitungsarbeit ihre Früchte trug. Das Plenum bestätigte, dass der politische Rechenschaftsbericht auf dem Kongress Stalin zu übertragen sei, während man die Eröffnung der Diskussion ablehnte, die Sinowjew als seine Hauptwaffe betrachtete. Das Plenum gab sich ausserdem den Anschein, dass es jetzt die allergrösste Bedeutung «der Parteiarbeit unter der Dorfarmut» beimesse, und um rechtzeitig die Vorbereitung der Kampagne gegen die Sinowjew-Kamenew-Gruppe zu eröffnen, verurteilte es auch die «kulakische»

Rechtsabweichung und die «antisrednjakische» Rechtsabweichung. Auf der Basis dieser Resolutionen begann der Parteiapparat energisch, die «neue Opposition» zu bekämpfen. Wie vor jedem Kongress musste das ZK Thesen zum Kongress verkünden und zu deren Verabschiedung die Diskussion eröffnen. Molotow und Stalin (der politische Diskussionen fürchtete) umgingen diese Diskussion geschickt und ersetzten sie durch eine einfache «Durcharbeitung» der Resolutionen des Oktoberplenums, nach denen die Wahlen für den Kongress erfolgen sollten. Erst am 15. Dezember bestätigte das Vorkongressplenum des ZK die Thesen für den Kongress, der am 18. eröffnet wurde. Natürlich polemisierte man im Dezember auch in den Organisationen und auf Parteikonferenzen. Die Wahlen der Delegierten für den Kongress, die Anfang Dezember in den Gebiets- und Gouvernementskonferenzen stattgefunden hatten, nahmen auch die Zusammensetzung des Kongresses sowie die Niederlage Sinowjews vorweg. Da er nicht die Möglichkeit hatte, den gesamten örtlichen Parteiapparat zu kontrollieren, womit sich nur Stalin und Molotow im ZK beschäftigen konnten, rechneten Sinowjew und Kamenew auf die Unterstützung der drei massgeblichen und führenden Organisationen, nämlich der beiden hauptstädtischen (Moskauer und Leningrader) und der ukrainischen als der wichtigsten aller regionalen. Der vom Generalsekretär des ZK nach Kiew entsandte Kaganowitsch tat alles Nötige, dass die ukrainische Organisation für Sinowjew verloren ging. Im Gegensatz dazu hatte dieser die Leningrader weiterhin fest in der Hand. Zwar war es Stalin gelungen, den Sekretär der Leningrader Organisation, Saluzkij, abzusetzen, der etwas zu früh und zu scharf gegen Stalin und Molotow und deren Mehrheiten aufgetreten war, indem er sie der «thermidorianischen Entartung» bezichtigte, aber Jewdokimow, der Sekretär des Nordwestlichen ZK-Büros, trat als Sinowjews rechte Hand an Saluzkij's Stelle und hielt die Leningrader Organisation auf Kurs.

Eine völlig unerwartete Katastrophe für Sinowjew und Kamenew war jedoch der Übergang der wichtigsten, der Moskauer Organisation, auf Stalins Seite. Diesem unerhörten Vorgang lag der von Stalin und Molotow rechtzeitig eingefädelt Verrat Uglanows zugrunde.

Ich habe schon erzählt, wie unzufrieden das Politbüro mit dem ersten Sekretär des Moskauer Komitees Selenskij war, als Ende 1923 die rechte Opposition um sich griff. Im Sommer 1924 schob ihn daher die Troika – noch ein Herz und eine Seele – als ersten Sekretär des Mittelasiatischen ZK-Büros nach Taschkent ab. Alle drei Parteiführer waren sich einig, dass er für Moskau zu schwach sei. Doch wen für ihn ernennen, in der wichtigsten Parteiorganisation? Kamenew war wie immer an derlei Organisationsfragen wenig interessiert und überliess die Initiati-

ve Sinowjew. Stalin hätte gern Kaganowitsch an der Spitze der Moskauer Organisation gesehen, aber Sinowjew, damals noch die Nummer Eins und daher tonangebend, wollte einen ihm ergebenen Mann haben. Deshalb schlug er Uglanow vor. Die Diskussion darüber fand in der Troika statt, bei deren Sitzungen ich stets als vierter Mann zugegen war.

Uglanow hatte im Jahre 1922 in Leningrad für Sinowjew gearbeitet und war ihm treu ergeben; als sich die Frage nach dem ersten Sekretär des Nischnij-Novgoroder Gouvernementskomitees stellte, bestand Sinowjew darauf, Uglanow zu entsenden. Es war die erste Zeit der Troika, Stalin erhob noch recht selten seine Stimme und musste sich mit dieser Ernennung abfinden. Doch bald darauf begann Molotow, den Sekretär zu bearbeiten. Als ich im Sommer 1924 einmal zu Stalin ging und ihn nicht in seinem Arbeitszimmer antraf, meinte ich, er würde sich im anstossenden Zwischenzimmer befinden, dem Beratungsraum zwischen den Kabinetten Stalins und Molotows. Ich öffnete also die Tür, trat ein und sah Stalin, Molotow – und Uglanow. Als mich dieser erblickte, wurde er totenblass und machte ein derart betroffenes Gesicht, dass ihn Stalin beruhigen musste: «Das ist Genosse Baschanow, der Sekretär des Politbüros. Hab keine Angst, vor ihm gibt es keine Geheimnisse, er weiss über alles Bescheid.» Uglanow beruhigte sich nur mühsam.

Ich begriff sogleich, worum es ging. Tags zuvor hatte Sinowjew auf der Sitzung der Troika vorgeschlagen, Uglanow zum Leiter der Moskauer Organisation einzusetzen. Stalin erwiderte, ob denn Uglanow auch stark genug sei, um dieses wichtigste aller Parteikomitees zu leiten. Sinowjew bestand auf seinem Vorschlag, Stalin tat, als sei er dagegen und stimmte widerwillig zu. In Wirklichkeit hatte aber Molotow den Sekretär schon umgedreht, jetzt wurde zwischen Stalin und Uglanow ein Geheimpakt gegen Sinowjew geschlossen.

So trieb Uglanow fast eineinhalb Jahre lang ein Doppelspiel, indem er Sinowjew und Kamenew seiner Ergebenheit versicherte und in der zweiten Jahreshälfte 1925 auch seiner Feindschaft gegen Stalin. In Wirklichkeit präparierte und sammelte er aber die entsprechenden Kader, und auf der Moskauer Vorkonferenz des Parteitages am 5. Dezember 1925 ging er plötzlich mit der gesamten Moskauer Parteispitze und deren Anhang auf Stalins Seite über. Das war der entscheidende Schlag, Sinowjews Niederlage war im voraus besiegelt.

Wie sich die Ereignisse auf diesem 14. Parteikongress, der Ende Dezember stattfand, weiterentwickelten, ist bekannt. Stalin verlas einen mageren und langweiligen Rechenschaftsbericht. Die Leningrader Delegation forderte ein Korreferat Sinowjews, das ihr auch zugesprochen wurde, ohne jedoch etwas zu ändern. Gehorsam stimmte für Stalin der ganze Kongress, für Sinowjew allein die Lenin-

grader Delegierten. Kamenews Referat über «die laufenden Fragen des wirtschaftlichen Aufbaus» wurde von der Tagesordnung des Kongresses abgesetzt. Für die Opposition sprachen sich ausser Sinowjew noch Kamenew, Sokolnikow, Jewdokimow und Laschewitsch aus. Jewdokimow wurde 1936 erschossen, Laschewitsch endete 1928 durch Selbstmord.

Doch selbst aus der Leningrader Delegation beeilten sich viele, umzusatteln und sich an den Wagen des Siegers zu hängen. So Schwernik, der Sekretär des Leningrader Komitees, Moskwina, der stellvertretende Sekretär des Nordwestlichen ZK-Büros, und Komarow, der Vorsitzende des Leningrader Gouvernements-Vollzugskomitees.

Auf dem Kongress wurde das neue ZK gewählt, dessen Mehrheit bereits stalinistisch war. Stalin war zum Haupt der Partei geworden. Die echten Stalinzeiten liessen aber noch auf sich warten. Alles auf einmal ist nicht umzukrempeln. Noch wurden Trotzki, Sinowjew und Kamenew als Mitglieder des ZK wiedergewählt. Natürlich zog man allerlei «organisatorische Resultate» aus den neuen Verhältnissen. So wurde auf dem ersten ZK-Plenum nach dem Kongress im Januar 1926 Kamenew als Leiter der Wirtschaft abgesetzt, auch der Posten als Vorsitzender des Arbeits- und Verteidigungsrates ging ihm verloren sowie der Posten des stellvertretenden Vorsitzenden des Rates der Volkskommissare der UdSSR. Und man machte ihn vom Mitglied des Politbüros zu dessen Kandidaten. Zum Vorsitzenden des Arbeits- und Verteidigungsrates wurde Rykow ernannt. Das Politbüro vergrösserte sich: die Kandidaten Molotow und Kalinin wurden Mitglieder, Woroschilow sogleich Mitglied. Sinowjew und Trotzki blieben Mitglieder des Politbüros. Zu neuen Kandidaten avancierten ausser Kamenew noch Rudsutak, Uglanow (die Belohnung für seinen Verrat) und Petrowskij, der nominelle Begründer der Sowjetmacht in der Ukraine. Stalin wählte man zum Generalsekretär, Molotow zum zweiten Sekretär, Uglanow zum dritten und Stanislaus Kossior zum vierten. Nach Leningrad schickte Stalin den bisherigen Sekretär des Aserbeid-schanischen ZK, Kirow.

Das folgende Jahr 1926 war mit dem allmählichen Zerschlagen der «neuen Opposition» ausgefüllt. Der ganzen Welt war klar, dass im kommunistischen Russland und im Weltkommunismus ein Führungswechsel vor sich ging. Doch kaum jemand sah und begriff, dass ein echter Staatsstreich stattgefunden hatte und neue Kreise und Schichten die Führung Russlands wie des Kommunismus übernommen hatten. Das bedarf einer Erklärung.

Im vorrevolutionären Russland waren die in ihren Rechten beschränkten Juden zum überwiegenden Teil oppositionell gestimmt, während die jüdische Jugend in grossem Umfang die Kader für die revolutionären Parteien und Organisationen

stellte. Kein Wunder also, dass in der Führung dieser Parteien die Juden stets eine grosse Rolle spielten. Die bolschewistische Partei machte keine Ausnahme von dieser Regel, im ZK war etwa die Hälfte der Mitglieder Juden.

Nach der Revolution änderte sich das ziemlich schnell insofern, als sich besonders in den Händen dieser jüdischen Gruppe im ZK alle Hauptorganisationen der Macht vereinigten. Das spiegelte vermutlich die jahrhundertalte Gewohnheit der jüdischen Diaspora wider, fest zusammenzuhalten und einander zu unterstützen, während es bei den russischen ZK-Mitgliedern solcherlei Gewohnheiten nicht gab. In jedem Fall waren alle wichtigen Schaltstellen und Zentralposten der Macht von Juden besetzt. An erster Stelle ist Trotzki zu nennen, das Haupt der Roten Armee und der zweite politische Führer nach Lenin; dann Swerdlow, der formell an der Spitze der Sowjetmacht stand und bis zu seinem Tod die rechte Hand und der Hauptassistent Lenins war; Sinowjew als Führer der Komintern und praktisch der allmächtige Statthalter der zweiten Metropole Petrograd; Kamenew, der erste Stellvertreter Lenins im Rat der Volkskommissare, Dirigent der sowjetischen Volkswirtschaft und ausserdem Herr der Moskauer Parteiorganisation. Auf diese Weise hatten die Juden weitaus mehr Einfluss im ZK und auf die Macht als die Nichtjuden.

Diese Phase währte von 1917 bis Ende 1925. Auf dem 14. Kongress im Dezember dieses Jahres entfernte Stalin nicht nur die jüdischen Parteiführer aus den Zentren der Macht, sondern tat auch einen wichtigen Schritt zur vollständigen Beseitigung des jüdischen Teils der Parteispitze aus allen höheren Gremien. Nur Trotzki, Sinowjew und Kamenew verblieben noch im ZK. Auf dem folgenden Kongress des Jahres 1927 schloss man sie aber schon aus der Partei aus, so dass ins ZK gewählte Juden ganz vereinzelte Ausnahmeerscheinungen bildeten. Nie mehr gelangte der jüdische Teil der Parteispitze in führende Positionen. Zudem erklärten Kaganowitsch und Mechlis ganz öffentlich, sich nicht als Juden zu betrachten. In den dreissiger Jahren liess Stalin manchmal einige der ihm ergebensten und gehorsamsten Juden wie Jagoda als Kandidaten in das ZK aufsteigen, doch alsbald liess er auch diese Neueingeführten erschiessen. In den letzten Jahrzehnten wurde überhaupt kein Jude mehr ins ZK aufgenommen; nach dem Tod von Mechlis (1953) und mit der Entfernung Kaganowitschs (1957) verschwanden die letzten.

Konkret gesprochen führte Stalin einen Umsturz herbei, indem er ein für allemal die bisher dominierende Gruppe von ihren Kommandoposten entfernte. Doch ging er dabei sehr behutsam vor; es hatte nicht den Anschein, als sei der Schlag in erster Linie gegen die Juden gerichtet. Das hätte wie eine russische nationale Reaktion ausgesehen, auch wenn dadurch die Macht in die Hände eines Grusiniers überging; zweitens wurde ständig dick unterstrichen, dass der Kampf der Op-

position gelte und die Angelegenheit unter ideologisch Gleichgesinnten ausgetragen werde, dass also Sinowjew, Kamenew und deren Gesinnungsgenossen ausschliesslich deshalb entfernt worden seien, weil sie über die Möglichkeit des Aufbaus des Sozialismus in einem Land eine andere Meinung gehabt hätten als die Mehrheit des ZK.

Dieser Schein wurde nicht nur gut gewahrt, sondern in der Folgezeit durch zwei charakteristische Besonderheiten gewissermassen bestätigt. Einerseits setzte Stalin nach der Entfernung der Juden aus dem ZK diese Säuberung von oben nach unten nicht fort, sondern stellte sie ein, so dass in den folgenden Jahren Juden noch einige wichtigere Posten als stellvertretende Volkskommissare oder Mitglieder der Zentralen Kontrollkommission einnahmen. Andererseits wurden von der Mitte der dreissiger Jahre an in den Massenerschiessungen der führenden Parteikader in ausreichender Anzahl Juden und Nichtjuden umgebracht.

Unter Berücksichtigung all dieser Einzelheiten kann man annehmen, sagen da einige, dass sich Stalin im Zuge eines gewöhnlichen Machtkampfes aller seiner Konkurrenten entledigt habe, so dass also der Umstand, sie seien Juden gewesen, nichts als Zufall sei.

Ich kann diesem Gesichtspunkt aus zwei Gründen nicht beipflichten.

Erstens deshalb nicht, weil Stalin Antisemit war. Solange er dies verbergen musste, verbarg er es sorgfältig, abgesehen von einigen unbeherrschten Ausbrüchen, wie etwa gegenüber Fajwilowitsch, von dem schon die Rede war. In den Jahren 1931-1932 hatte Stalin auch gewichtige politische Anlässe, dies zu verbergen. In Deutschland kam der erklärte Antisemit Hitler an die Macht, und da Stalin die Möglichkeit eines Zusammenstosses mit ihm voraussah, wollte er nicht die Feindschaft der jüdischen Welt gegen sich wachrufen. Dieses Spiel erwies sich sowohl vor als auch nach dem Krieg als nützlich. Erst nach 1948 gab es keine Veranlassung mehr, diese Mimikry fortzusetzen, Stalin gab der Partei eine fast offene antisemitische Linie. In den Jahren 1952-1953 überlegte er sogar den Plan einer totalen Judenvernichtung in Russland; nur sein Tod vereitelte dessen Durchführung und rettete die Juden. Sein Antisemitismus wird übrigens auch von Swetlana bestätigt. Man braucht nur daran zu erinnern, wie er den Juden ins Lager brachte, der um sie warb, und ihr gegenüber völlig erkaltete, als sie einen anderen Juden heiratete. Allgemein bekannt wurde auch die Geschichte mit der «Ärzteverschwörung».

Zweitens deshalb nicht, weil ich die Vorbereitungen zum Staatsstreich auf dem 14. Parteikongress sehr genau beobachten konnte, da ich mich in einer besonderen Lage befand, also auch sah, dass Stalins heimliche Arbeit einer sehr eigenartigen, spezifischen Linie folgte.

Dazu muss gesagt werden, dass sich der Parteibestand seit 1917 sehr verändert hatte und sich unaufhörlich weiter änderte. Wären 1917 die Juden in der Partei eine relativ grosse Gruppe gewesen, so hätte diese das soziale Niveau des Judentums selbst widergespiegelt, das aus Händlern, Handwerkern und Intelligenz bestand, während es Arbeiter sehr wenige und Bauern überhaupt nicht gab. Von 1917 an begann das grosse Wachstum der Partei, die besonders die Arbeiter mächtig anzog und dann die Bauern. Je länger dies andauerte, desto mehr verschwand der jüdische Teil der Partei in dieser Masse. Indes behauptete er weiterhin seine führenden Positionen und erweckte dadurch den Anschein einer kleinen privilegierten Schicht. Aus diesem Grund wuchs in der Partei auch die Unzufriedenheit, die Stalin kunstvoll ausspielte. Als die jüdische Gruppe in die zwei sich gegenseitig bekämpfenden Lager um Trotzki und Sinowjew zerfiel, konnte Stalin dies vorzüglich unbemerkt ausnützen. Er setzte solche Leute auf die wichtigen Posten im Parteiapparat, die unzufrieden waren, «verbittert» durch die führende jüdische Gruppe, was offiziell mit der Wahl offenkundiger Antitrotzkisten (und darunter nicht weniger Antisemiten) getarnt wurde. Ich beobachtete sehr aufmerksam, wen Stalin und Molotow in diesen Jahren zu Sekretären der Gouvernements- und Gebietskomitees ernannten. Es waren lauter künftige Mitglieder des ZK, aber vielleicht auch des Politbüros von morgen. Sie alle lechzten danach, die führende jüdische Spitze zu stürzen und deren Plätze einzunehmen. So kam auch sehr schnell die nötige Phraseologie zustande. Aus Stalins Zentrum wurde für den Parteiapparat die Linie ausgegeben: Echte Parteimitglieder sind jene, die von Bauern und Arbeitern abstammen, die Partei muss «arbeiterisch» werden. Für den Eintritt in die Partei und den Aufstieg in ihr sollte die soziale Herkunft eine immer grössere Rolle spielen. Das verlangte das Parteistatut. Klar, dass die jüdischen Führer, die von Intelligenzlern, Händlern und Handwerkern abstammten, schon als eine Art Mitläufer betrachtet wurden. Das Training und die Vorbereitung zu ihrer Beseitigung begann mit der Verfolgung des «trotzkistischen» Clans. Doch gegen Ende 1925 waren die nötigen Kader auch schon dafür zur Stelle, um gegen die zweite Gruppe der jüdischen Spitze um Sinowjew und Kamenew loszuschlagen.

Alle angesehenen Arbeiter des Parteiapparats, die Stalin bei diesem Schlag geholfen hatten, nahmen mit Vergnügen die freigewordenen Posten ein.

Der Umsturz verlief erfolgreich, die Tarnung ging bis 1947/1948 weiter. Erst in diesem Jahr begann man, die Karten aufzudecken, zuerst vorsichtig mit der Kampagne gegen die «Zionisten», dann gegen die «Kosmopoliten» und schliess-

lich durch den Zusatz über die Nationalität im Pass: «jüdisch», um die Juden endgültig in die besondere Lage innerer Feinde zu bringen.

Es ist charakteristisch, dass die antisemitische Linie Stalins von der jüdischen Welt diaspora bis zum Krieg nicht erkannt wurde. Der unvorsichtige Antisemit Hitler zog lauthals vom Leder, der vorsichtige Antisemit Stalin verbarg alles. Bis zur «Verschwörung der blauen Blusen» glaubte die jüdische Meinung einfach nicht, dass die Sowjetmacht antisemitisch sein könnte, ja sogar diese «Verschwörung» wurde Stalin persönlich zugeschrieben. Es bedurfte noch mehrerer Jahre, um endlich den Sinn der Politik von Stalins Erben zu begreifen, die keinerlei Notwendigkeit sahen, dessen Linie zu ändern.

Einen beachtlichen Teil der sowjetischen und antisowjetischen Witze hat Radek erfunden. Ich hatte das Privileg, sie von ihm persönlich zu hören, also aus erster Hand sozusagen. Radeks Witze bezogen sich auf die aktuellen politischen Tagesereignisse. Hier zwei charakteristische Proben radekscher Witze zur Frage der Beteiligung von Juden an der Führungsspitze.

Zwei Juden in Moskau lesen die Zeitung. Sagt der eine von ihnen zum andern: «Abraham Ossipowitsch, zum Volkskommissar der Finanzen wurde ein gewisser Brjuchow ernannt. Wie heisst der Mann richtig?»

Antwortete Abraham Ossipowitsch: «Na, das ist schon sein richtiger Name – Brjuchow.»

«Wieso? Sein wirklicher Name ist Brjuchow? So ist er ein Russe?»

«Nun ja, ein Russe.»

«Ach, hör sich das einer an! Diese Russen – ein erstaunliches Volk: überall drängen sie sich hinein.»

Und als Stalin seine Feinde Trotzki und Sinowjew aus dem Politbüro entfernt hatte, fragte mich Radek bei einer Begegnung: «Genosse Baschanow, was ist der Unterschied zwischen Stalin und Moses? Das wissen Sie nicht? – Ein sehr grosser. Moses hat die Juden aus Ägypten hinausgeführt und Stalin aus dem Politbüro.»

Es sieht paradox aus, aber zu den alten Formen des Antisemitismus (den religiösen und den rassistischen) kommt noch eine neue hinzu, die marxistische. Man kann ihr eine grosse Zukunft prophezeien.

Die GPU als Fundament der Macht

Die GPU Wieviel in diesem Wort für ein russisches Herz steckt...

In dem gleichen Jahr, als ich der KP beitrat (1919), herrschten in meiner Vaterstadt die Bolschewiken. Am Ostersonntag erschien die Ausgabe der kommunistischen Tageszeitung mit der breiten Überschrift: Christ ist erstanden! Redakteur der Zeitung war der Kommunist Sonin, ein ortsansässiger Jude, jung und gutmütig, sein wirklicher Name war Krümermann. Dieses Beispiel religiöser Duldsamkeit, ja Wohlgeneigtheit gefiel mir sehr, ich schrieb es dem kommunistischen Parteiaktiv zu. Als einige Monate später die Tschekisten in die Stadt kamen und mit den Erschiessungen anfangen, war ich entsetzt; ganz von selbst bildete sich bei mir eine Trennung der Kommunisten in gutmütig «ideelle», die den Aufbau irgendeiner besseren Gesellschaft wünschten, und in Mörder und Sadisten, die Bosheit, Hass und Grausamkeit verkörperten. Ich begriff nicht gleich, dass diese Trennung naiv und falsch war, kurz gesagt: dass es nicht um die Menschen, sondern um das System ging.

Während meines folgenden Aufenthaltes in der Ukraine erfuhr ich viele Tatsachen über den grausamen, blutigen Terror der Tschekisten. Nach Moskau kam ich schon mit wenig freundlichen Gefühlen für diese Einrichtung. Doch hatte ich praktisch bis zu meiner Arbeit im Organisationsbüro und Politbüro keine Gelegenheit, mit ihr näher bekannt zu werden. Dort begegnete ich hauptsächlich den Mitgliedern der Zentralen Kontrollkommission, Lazis und Peters, die damals auch Mitglieder des GPU-Kollegiums waren. Es handelte sich um dieselben Lazis und Peters, welche die grässlichen Massenerschiessungen in der Ukraine und an anderen Orten des Bürgerkrieges auf dem Gewissen hatten. Die Anzahl ihrer Opfer ging in die Hunderttausende. Ich hatte eine Begegnung mit düsteren Fanatikern und stumpfen Henkern erwartet. Zu meinem grossen Staunen waren die zwei Letten ganz gewöhnlicher Dreck, schmeichlerische und kriecherische Schurken, eifrigst darauf bedacht, den Wünschen der Parteiführung zuvorkommen. Ich hatte gefürchtet, dass ich den Fanatismus dieser Totmacher nicht ertragen würde. Es gab jedoch keinen Fanatismus. Die beiden waren Beamte in Erschiessungssachen, die – sehr auf ihre persönliche Karriere und ihr persönliches Wohlergehen bedacht – aufmerksam auf jeden Fingerzeig aus Stalins Sekretariat achteten. Meine Feindseligkeit gegen diese Einrichtung verwandelte sich in Ekel vor ihrer Führung.

Nicht so einfach verhielt es sich mit dem Vorsitzenden der GPU, Felix Edmundowitsch Dserschinskij. Der alte polnische Revolutionär, an der Spitze der GPU seit deren Gründung, leitete sie nur nominell bis zu seinem Ende, da er nach Lenins Tod Vorsitzender des Obersten Volkswirtschaftsrates wurde, an Stelle des zum Vorsitzenden des Rates der Volkskommissare ernannten Rykow, also praktisch an ihrer Arbeit nicht mehr viel Anteil nahm. Auf der ersten Sitzung des Politbüros, wo ich Dserschinskij zu Gesicht bekam, irritierte er mich durch seine Sprechweise. Er hatte das Äussere eines Don Quijotes und sprach wie ein überzeugter Ideologe. Ganz betroffen war ich über seine alte Sportjacke mit den geflickten Ellenbogen. Es war völlig klar, dass dieser Mann seine Stellung nicht dazu benutzte, um sich irgendwelche persönlichen Vorteile zu verschaffen. Nicht weniger setzte mich anfänglich das Feuer seiner Reden in Erstaunen; man hatte den Eindruck, dass er sich alles sehr zu Herzen nahm und alle Fragen des Partei- wie des Staatslebens miterlebte. Dieses Feuer stand sehr im Widerspruch zu dem kalten Zynismus mancher Mitglieder des Politbüros. In der Folgezeit musste ich aber meine Meinung über Dserschinskij etwas ändern.

Damals herrschte innerhalb der Partei noch eine Freiheit, die es im Lande nicht mehr gab; jedes Parteimitglied hatte die Möglichkeit, seinen Gesichtspunkt zu verteidigen oder aufzugeben. Ebenso freimütig ging die Beurteilung aller Probleme im Politbüro vor sich. Wir sprechen hier gar nicht von den Opponenten wie Trotzki und Pjatakow, die sich nicht scheuten, ihren Standpunkt gegen die Mehrheit zu vertreten; selbst innerhalb der Mehrheit fand die Beurteilung jeder prinzipiellen oder aktuellen Frage in Form von Disputen statt. Wie oft stellte sich nicht nur Sokolnikow, der die Währungsreform durchführte, gegen verschiedene Resolutionen des Politbüros in Fragen der Volkswirtschaft, indem er sagte: «Ihr haut mir die ganze Währungsreform zusammen! Wenn ihr diesen Beschluss fasst, befreit ihr mich von den Pflichten des Volkskommissars der Finanzen.» Und in den Fragen der Aussenpolitik und des Aussenhandels beschuldigte der Volkskommissar Krassin das Politbüro und dessen Mitglieder sehr direkt, dass sie von dieser oder jener Frage nichts verstünden, und las ihnen unverblümt die Leviten.

Doch sehr bald fiel mir auf, dass Dserschinskij immer mit den Machthabern ging, und wenn er irgendetwas voll feuriger Begeisterung vortrug, war es nur das, was die Mehrheit schon angenommen hatte. Dabei wurde sein ganzes Feuer von den Mitgliedern des Politbüros als etwas Gemachtes und daher Unschickliches aufgenommen. Sie blickten zur Seite oder in ihre Papiere, es herrschte eine peinliche Stimmung. Einmal sagte der Vorsitzende Kamenew trocken: «Felix, du bist hier auf keinem Meeting, sondern auf einer Sitzung des Politbüros.» Und, O Wun-

der! Statt sein Feuer zu rechtfertigen («Ich nehme mir halt die Angelegenheiten der Partei und der Revolution so zu Herzen!»), verfiel Dserschinskij von einer Sekunde auf die andere aus dem fiebrig-erregten Pathos in einen ganz einfachen, prosaischen und ruhigen Ton. Und auf einer Sitzung der Troika sagte Sinowjew, als die Rede auf Dserschinskij kam: «Er hat natürlich einen Frosch im Hals sitzen, aber er missbraucht ihn schon etwas allzuviel für seine Effekte.» Es sei hinzugefügt, dass Dserschinskij nach Stalins Staatsstreich dessen Position mit dem gleichen Feuer zu verteidigen begann, mit dem er vor Kurzem noch die Positionen Sinowjews und Kamenews verteidigt hatte, als sie noch an der Macht waren.

Mein Eindruck verdichtete sich schliesslich zu dem Ergebnis, dass Dserschinskij nie auch nur ein Jota von der jeweils geltenden Linie der Mehrheit abwich und daher auch nie eine eigene Meinung hatte. Das war sehr vorteilhaft. Und wenn er, feurig und vor Begeisterung sich schier verschluckend, die orthodoxe Linie verteidigte, hatte da Sinowjew nicht recht, dass er die äusseren Effekte seines Frosches im Hals nutzte?

Dieser Eindruck war mir ziemlich unangenehm. Man schrieb das Jahr 1923, ich war noch Kommunist, und für mich musste ein Mann, der an der Spitze der GPU stand, die Aureole der Aufrichtigkeit und inneren Sauberkeit haben. In keinem Fall war zu bezweifeln, dass man ihm wegen einer Ausnutzung seiner Stellung für die Genüsse des Lebens irgendeinen Vorwurf machen konnte, in diesem Sinn war er völlig in Ordnung. Wahrscheinlich beliess ihn das Politbüro zum Teil auch deshalb an der Spitze der GPU, damit seine Untergebenen nicht allzuviel Aufwand trieben. Bei der Organisation, die über Leben und Tod der gesamten parteilosen Bevölkerung entschied, gab es Versuchungen genug. Ich glaube nur nicht, dass Dserschinskij dieser Rolle auch wirklich gerecht wurde; er war von der Praxis seiner riesigen Behörde ziemlich weit entfernt; das Politbüro begnügte sich hier wohl mehr mit der Fiktion eines Wunschbildes als mit dem, was in Wirklichkeit geschah.

Der erste Stellvertreter Dserschinskij's war (ebenfalls ein Pole) Menshinskij, ein Mann, der an einer seltenen Rückenmarkskrankheit litt und sein Leben auf dem Sofa liegend verbrachte; als Ästhet beschäftigte er sich mit der Leitung der GPU sehr wenig. So kam es, dass praktisch der zweite Stellvertreter, Jagoda, die GPU leitete.

Im Übrigen konnte ich den offenherzigen Gesprächen in den Sitzungen der Troika sehr schnell die Rangordnung der Parteiführer entnehmen. Da die GPU die ganze Bevölkerung durch ihre Praxis des Terrors in Händen hatte, vermochte sie sich sehr viel Macht anzueignen. Bewusst hielt die Troika Dserschinskij und Menshinskij als nominelle Leiter an der Spitze der GPU und übertrug die gesamte Geschäftsführung Jagoda, einem wenig geachteten Subjekt, das keinerlei Ge-

wicht in der Partei hatte und seine völlige Abhängigkeit vom Parteiapparat auch genau kannte. Es war nötig, dass die GPU stets und in allem der Partei unterstand und keinerlei eigene Machtpositionen entwickelte, was der Absicht der Parteiführer zuwidergelaufen wäre.

Diese Absicht liess sich ohne sonderliche Schwierigkeiten erkennen. Die lediglich mit ihren Beziehungen zur Partei und mit dem Kampf um die Macht beschäftigten Führer verhielten sich der parteilosen Bevölkerung gegenüber völlig gleichgültig und überliessen sie der GPU zur freien Verfügung. Sie war der Vorhang gegen die Bevölkerung, überaus wirksam herabgelassen, da sie jegliche politische Tätigkeit der Bevölkerung verhinderte und somit selbst die kleinste Bedrohung der von der Partei ausgeübten Macht verhinderte. Die Parteiführung konnte ruhig schlafen, es interessierte sie wenig, dass die Bevölkerung mehr und mehr in den eisernen Käfig des gigantischen Apparates einer politischen Polizei geriet, der von der kommunistischen Diktaturordnung unbegrenzte Möglichkeiten eingeräumt wurden.

Zum erstenmal sah und hörte ich Jagoda auf einer Sitzung der Zentralen Kontrollkommission, bei der ich als Sekretär fungierte, während sich Jagoda unter den zur Sitzung vorgeladenen Funktionären befand. Die Kommissionsmitglieder waren noch nicht vollzählig versammelt, die Anwesenden unterhielten sich miteinander. Jagoda sprach mit Bubnow, der damals noch Agitpropleiter des ZK war. Jagoda prahlte mit seinen Erfolgen bei der Entwicklung des Informationsnetzes der GPU, das immer dichter das ganze Land überzog. Bubnow meinte, dass die Basis dieses Netzes alle Parteimitglieder seien, die ganz normal der GPU als Informanten zu dienen hätten; was die Parteilosen betreffe, müsste sich die GPU wohl jene Elemente aussuchen, welche der Sowjetmacht naheständen und ihr ergeben seien. «Überhaupt nicht», erwiderte Jagoda, «wir können jeden beliebigen zum Seksot (sekretnyj sotrudnik = geheimer Mitarbeiter) machen, ganz besonders solche, die der Sowjetmacht feindlich gesonnen sind.»

«Wie das?» fragte Bubnow neugierig. «Sehreifach», erwiderte Jagoda: «Wer will schon gern Hungers sterben? Wenn die GPU einen Menschen bearbeitet, aus ihm einen Informanten zu machen, haben wir ihn schon in der Hand, mag er sich dagegen noch so sträuben. Wir nehmen ihm seine Arbeit, eine andere findet er ohne die geheime Zustimmung unserer Organe nicht. Und ganz besonders, wenn ein Mann Familie hat, Frau und Kinder, ist er gezwungen, schnell zu kapitulieren.»

Jagoda machte einen abstossenden Eindruck auf mich. Der alte Tschekist Ksenofontow, früher Mitglied des GPU-Kollegiums und jetzt Geschäftsführer des

ZK, der alle dunklen Aufträge von Kanner, Lazis und Peters ausführte, sowie der unverschämte Sekretär des GPU-Kollegiums Grischa Belenskij ergänzten das Bild dieser Einrichtung als einer Bande finsterner Schurken, alle dem Schein nach Dserschinskij unterstellt.

Gerade um diese Zeit kam ein Bekannter zu mir nach Moskau, der Gehilfe eines Bahnhofsvorstehers in Podolien, ein durch und durch ehrenhafter Mann. Mit meiner Tante verheiratet, kannte er mich schon als Gymnasiasten, daher duzte er mich auch, ungeachtet aller meiner hohen Posten und Ränge, während ich beim «Sie» blieb. Er war sehr in Nöten und bat mich um Rat und Hilfe. Die örtlichen GPU-Organe der Eisenbahn verlangten von ihm, in die Schar ihrer geheimen Mitarbeiter einzutreten, er sollte seine Arbeitskollegen ausspionieren. Man hatte ihn als Familienvater wahrscheinlich als leichte Beute betrachtet, zudem war er ein sehr weicher Mensch. Doch geheimer Mitarbeiter der GPU zu werden, das lehnte er ab. Der örtliche Tschekist deckte die Karten auf: Wir nehmen Ihnen die Arbeit weg, sagen Sie der Eisenbahn ade, kein Mensch stellt Sie mehr ein, dann schwellen Ihrer Familie vor Hunger die Bäuche auf... Sie werden schon zustimmen, Sie müssen einfach.

Was tun? Zu seinem Glück hatte er mich, der ihn schützen konnte, einen hochgestellten Apparatschik. Ich nahm ein gesiegeltes Formular des ZK und teilte dem Eisenbahntschekisten kurz und bündig mit, meinen Bekannten gefälligst in Ruhe zu lassen. Das Formular tat seine Wirkung, man belästigte ihn nicht mehr. Diese Episode illustrierte mir praktisch Jagodas System zur Ausdehnung seines Informationswesens auf das ganze Land.

Einige Zeit später stiess ich mit Jagoda direkt auf den Sitzungen des Obersten Rates der Körperkultur zusammen. Da ich dessen ZK-Vertreter war, konnte ich mühelos eine Linie durchführen, die den Meinungen der GPU zuwiderlief. Jagoda war geschlagen und erniedrigt. Zudem hatte ich eine bestimmte Meinung vom GPU-Kollegium und verbarg deshalb mein wenig freundliches Verhältnis zu diesem Publikum nicht. Das löste im GPU-Kollegium Alarm aus. Einen Feind in Stalins Gehilfen zu haben, empfand die GPU als äusserst unbequem. Zu Recht befürchteten die Tschekisten, dass ich ihnen als Sekretär auf den Sitzungen der Troika und des Politbüros, dazu in ständigem Kontakt mit den Sekretären des ZK sowie den Mitgliedern des Politbüros, sehr gefährlich werden konnte. So überlegte man, was zu tun sei. Schliesslich kamen die Tschekisten zu dem Ergebnis, dass es am vorteilhaftesten sei, die gegenseitige Feindschaft offen und offiziell zu machen, um dadurch jeden Schlag, den ich ihnen versetzen konnte, verdächtig zu machen. Ausserdem beschlossen sie, auch Stalins ausserordentlichen Argwohn ins Spiel zu bringen. Jagoda schrieb deshalb Stalin im Namen der GPU einen Brief. Darin hiess es, das Kollegium der GPU erachte es als seine Pflicht,

Stalin und das Politbüro davon in Kenntnis zu setzen, dass der Sekretär des Politbüros Baschanow ihrer allgemeinen Meinung nach ein geheimer Konterrevolutionär sei. Zwar könnten sie zu ihrem Bedauern noch keinerlei Beweise liefern und müssten sich mehr auf ihr tschekistisches Gespür und die Erfahrung verlassen, doch sei es ihre Pflicht, diese Überzeugung dem ZK zur Kenntnis zu bringen. Der Brief war von Jagoda unterschrieben.

Stalin streckte mir den Brief hin und sagte: «Lesen Sie.» Das tat ich. Ich war 23 Jahre alt. Stalin, der sich als grosser Menschenkenner betrachtete, blickte mich forschend an. Wenn der Brief einen Funken Wahrheit enthält, wird der junge Mann verlegen werden und anfangen, sich zu rechtfertigen. Ich lächelte aber nur und gab ihm den Brief zurück, ohne etwas zu sagen.

«Was meinen Sie dazu?» fragte Stalin.

«Genosse Stalin», antwortete ich mit leichtem Vorwurf, «Sie kennen doch Jagoda, das ist doch Auswurf.»

«Dennoch», sagte Stalin, «warum schreibt er das?»

«Ich glaube, aus zwei Gründen. Einerseits will er überhaupt Verdacht gegen mich erregen, andererseits bin ich mit ihm auf den Sitzungen des Obersten Rates der Körperkultur aneinandergeraten, wo ich die Durchführung der Linie des ZK als Abkehr von den schädlichen Positionen erreicht habe. Aber er will sich an mir nicht nur dafür rächen, sondern auch, weil er fühlt, dass ich vor ihm nicht die geringste Achtung habe, von Sympathie gar nicht zu reden. Da will er vorsorglich alles kompromittieren, was ich Ihnen oder den Mitgliedern des Politbüros von ihm sagen könnte.»

Stalin fand diese Erklärung durchaus einleuchtend. Ausserdem hatte ich, da ich Stalin kannte, keine Sekunde lang gezweifelt, dass ihm die ganze Wendung der Angelegenheit sehr gefiel. Der Sekretär des Politbüros und das Kollegium der GPU in offener Feindschaft! Da konnte man nicht daran zweifeln, dass die GPU jeden Schritt des Sekretärs verfolgte und ihm, falls nur das Geringste passierte, dies unverzüglich melden würde; und der Sekretär des Politbüros würde sich seinerseits keinen Anlass entgehen lassen, ihn zu benachrichtigen, falls er irgendetwas Verdächtiges aus der Praxis der GPU erfuhr.

Auf dieser Basis gestalteten sich meine weiteren Beziehungen zur GPU: von Zeit zu Zeit benachrichtigte Jagoda den Genossen Stalin von seiner Überzeugung, dass ich ein geheimer Konterrevolutionär sei, während mir Stalin diese Zettelchen gleichgültig aushändigte.

Ich muss nachtragen, dass ich sehr zufrieden war, als ich Jagodas erste Meldung las. Der Kern der Sache bestand nämlich darin, dass mir diese offene Feindschaft Sicherheit in einer Beziehung garantierte. Die GPU hatte gewaltige Mög-

lichkeiten, irgendeinen unglücklichen Zufall zu arrangieren. Ein Autounglück, einen als Raubüberfall getarnten Mord und ähnliches mehr. Nach der Erklärung unserer offenen feindlichen Beziehungen entfielen für die GPU diese Möglichkeiten, denn jetzt hätte Jagoda für einen unglücklichen Zufall mit mir mit seinem Kopf bezahlt.

Kurz vor diesem Brief hatte es einen solchen Zufall gegeben. Im ZK wurden für dessen Mitarbeiter Fremdsprachenkurse veranstaltet. Ich befand mich in den Gruppen für Englisch und Französisch. In der Englischgruppe freundete ich mich mit der sehr hübschen Lettin Wanda Swerde an, die im Apparat des ZK arbeitete. Ich war damals völlig frei; wir verliebten uns ineinander, fassten jedoch alles Weitere als angenehmes Abenteuer auf; Wanda war mit einem hochgestellten Tschekisten verheiratet. Sie wohnte in der Lubjanka, im Haus der GPU, es gab dort Wohnungen für die verantwortlichen Tschekisten. Wanda war gewöhnlich bei mir, doch einmal lud sie mich zu sich nach Hause ein. Es war für mich interessant zu sehen, wie die tschekistische Crème dort wohnte. Ich kam abends nach der Arbeit zu ihr. Wanda erklärte mir, dass ihr Mann auf Dienstreise sei, und schlug mir vor, bei ihr zu übernachten. Das kam mir verdächtig vor... Die «unerwartete» Rückkehr des Mannes, der mich im Bett seiner Frau überraschte, da konnte er den Revolver ziehen – und alles wäre wie ein gewöhnliches Eifersuchtsdrama verlaufen. Der Mann würde angeben, keine Ahnung gehabt zu haben, wer ich sei... Unter dem Vorwand, noch einige eilige Sachen erledigen zu müssen, lehnte ich das Angebot ab. Im Übrigen beschuldigte ich nicht Wanda, sondern die GPU, die eine sich bietende Gelegenheit nutzen wollte.

Jetzt aber, nach Jagodas Brief, entfielen die Möglichkeiten eines unglücklichen Zufalls oder eines Mordes aus Eifersucht.

' Alle noch folgenden Jahre meiner Tätigkeit verliefen weiter in dieser offenen Feindschaft, was allen mehr oder weniger gut bekannt war. Stalin hatte sich daran ebenfalls gewöhnt, so dass ihn Fälle wie etwa der mit Anna Georgiewna Chutarewa, überhaupt nicht mehr rührten.

In der Technischen Hochschule hatte ich einen Freund, den parteilosen Studenten Paschka Simakow. Politik beschäftigte und interessierte ihn überhaupt nicht. Seine Mutter Anna Georgiewna hatte nach dem Tod seines Vaters einen sehr reichen Mann, Iwan Andrejewitsch Chutarew, Besitzer einer grossen Fabrik für feine Tuche in Scharapowaja Ochota bei Moskau, geheiratet. Während des Bürgerkrieges war Chutarew, um sich vor den Bolschewiken zu retten, in den Süden geflohen und von dort ins Ausland. Jetzt, im Jahre 1924, lebte er in Baden bei Wien. Seine Frau war mit vier kleinen Kindern zurückgeblieben; als Frau eines «Kapitalisten» lebte sie in überaus ärmlichen und schwierigen Verhältnissen.

Paschka Simakow teilte mir mit, dass seine Mutter mich zu sprechen wünsche. So fuhr ich zu ihr hinaus. Dort erfuhr ich folgende Geschichte. Voll heiliger Einfachheit hatte sich Anna Georgiewna von einem ihr bekannten Arzt ein medizinisches Attest ausstellen lassen, in dem für ihren Gesundheitszustand die Quellen des Kurortes Baden bei Wien als sehr nützlich empfohlen wurden. Dann ging sie in die administrative Abteilung des Gemeindegewerks und bat um die Ausstellung eines Auslandspasses für sich und ihre Kinder zwecks eines Kuraufenthaltes. Der Beamte des Gemeinderates las ihre Bitte: «Sie wollen einen Pass für die Reise mit allen Kindern?»

«Ja.»

«Sind Sie verrückt, Bürgerin, oder geben Sie sich nur den Anschein, nicht normal zu sein?»

«Warum denn? Ich will in Kur fahren.»

«Gut, kommen Sie in einem Monat wieder.»

Pässe stellte die GPU aus, also ging ihr Gesuch zur Prüfung dorthin. Der GPU waren die Zusammenhänge sofort klar. Die Burshuika bittet ganz unverblümt um die Erlaubnis, zu ihrem Mann, einem weissgardistischen Emigranten und Kapitalisten, ins Ausland zu fliehen. Als sie nach einem Monat wieder in den Gemeindegewerks kam, bat man sie in das anstossende Zimmer, wo drei Tschekisten ein vielversprechendes Verhör mit ihr begannen. Aus ihren Antworten wurde sofort klar, dass sie über ihren Mann alles wusste, sogar, dass er in Baden bei Wien lebte. Die Tschekisten fragten: «Sie wollen sich wohl lustig machen über uns, was?» Da fiel der armen Frau der rettende Gedanke ein: «Wissen Sie, ich bin parteilos und verstehe nichts von Politik; aber wenn ein angesehenes Parteimitglied für mich bürgt?»

«Wer ist das angesehene Parteimitglied?», fragten die Tschekisten ironisch.

«Der Sekretär des Genossen Stalin.»

«Was? Was ist das für eine Nummer? Sind Sie noch bei Verstand, Bürgerin?»

«Ja, ich versichere Ihnen, dass er für mich bürgen kann.»

Die Tschekisten blickten einander an.

«Gut, bringen Sie die Bürgschaft, dann reden wir weiter.»

Dies alles erzählte mir Anna Georgiewna. Ich war bezaubert. Einer Naivität von solchen Ausmassen war ich noch nie begegnet. «Das heisst», sagte ich, «Sie bitten mich, für Sie zu bürgen und zu garantieren, dass Sie nach einem Monat mit Ihren Kindern in die UdSSR zurückkehren?»

«Ja.»

«Sie fahren aber deshalb zu Ihrem Mann, um mit Ihren Kindern dort zu bleiben und nicht mehr in die UdSSR zurückzukehren?»

«Ja.»

Bezaubernd. «Sie verstehen», sagte Anna Georgiewna, «dass ich hier mit den Kindern umkomme. Zu meinem Mann zu fahren, ist für mich die einzige Rettung.»

«Gut», sagte ich, «Geben Sie mir das Papierchen, ich unterschreibe.»

«Ich werde mein Leben lang für Sie beten», erwiderte Anna Georgiewna.

Alles Weitere ging wie geschmiert. Meine Bürgerschaft wurde sofort Jagoda gemeldet. Ich stellte mir vor, wie schadenfroh er sich die Hände rieb. Er stellte Anna Georgiewna und allen ihren Kindern sofort Reisepässe nach Österreich aus. Als das sowjetische Konsulat in Wien sie nach einem Monat daran erinnerte, dass ihr Visum ablaufe und sie heimfahren müsse, antwortete sie, dass sie auf die sowjetische Staatsbürgerschaft verzichte und als Emigrantin im Ausland bleiben wolle.

Jagoda hatte darauf nur gewartet und schrieb Stalin sofort einen ausführlichen Bericht darüber, wie Baschanow einer Kapitalistin die Flucht ins Ausland ermöglicht hatte. «Was ist das für eine Geschichte», fragte mich Stalin, indem er mir Jagodas Meldung überreichte. «Ach ja, Genosse Stalin, ich wollte mich nur überzeugen, wie dumm Jagoda eigentlich ist. Wenn das eine Burshuika war, die ins Ausland fliehen wollte und Jagoda das wusste, warum hat er ihr dann einen Auslandspass ausgestellt und sie ausreisen lassen? Wenn aber andererseits nichts Schlechtes an ihrer Ausreise war, warum dann mich beschuldigen? Jagoda war mit allem einverstanden, nur um mir Unannehmlichkeiten zu machen, aber ohne zu begreifen, in was für eine dumme Lage er sich selber bringt.» Damit hatte es sein Bewenden. Stalin schenkte der ganzen Episode keine weitere Beachtung mehr.

Ich begriff sehr schnell, was für eine Macht die GPU über die parteilose Bevölkerung hatte. Ebenso klar wurde mir, warum im kommunistischen Regime keinerlei persönliche Freiheiten möglich waren. Alles war nationalisiert, alles und jeder war, um zu leben und sich ernähren zu können, auf den Staatsdienst angewiesen. Der kleinste Freisinn, der kleinste Wunsch nach persönlicher Freiheit – und schon schwebte über dem Betreffenden die Drohung, nicht mehr arbeiten und folglich nicht mehr leben zu dürfen. Ringsherum das gigantische Informationsnetz der Seksots (geheimen Mitarbeiter), über alle ist alles bekannt, alles ist in den Händen der GPU. Und während diese ihre Macht immer weiter ausbaute und das ungeheuerliche Reich der GULAG aufbaute, war sie darauf bedacht, die Parteispitze möglichst wenig darüber zu informieren, was sie tat. Es wurden die Lager entwickelt, ein riesiges Vernichtungssystem, der Partei wurde gemeldet, wie schlau man auf Kosten der Konterrevolution kostenlose Arbeitskräfte zur Erfül-

lung des Fünfjahresplanes mobilisiert habe. Was die «Umerziehung» betreffe, so handle es sich um «Arbeits-Besserungslager» im Lande. Und was in ihnen tatsächlich geschehe? Na, nichts Besonderes. Ich hatte den Eindruck, dass die Parteispitze mit dem glänzenden Funktionieren der GPU als Trennwand zur Bevölkerung zufrieden war und keinerlei Bedürfnis verspürte zu erfahren, was tatsächlich in der GPU geschah. Alle fanden es beruhigend, wenn sie das offizielle Geschwätz der *Prawda* vom stählernen Schwert der Revolution (d.h. der GPU) lasen, das stets wachsam die Errungenschaften der Revolution verteidigte.

Ich versuchte manchmal, mit den Mitgliedern des Politbüros die völlig unkontrollierte Macht der GPU über die Bevölkerung zu erörtern. Solche Gespräche interessierten aber niemanden. Ich überzeugte mich bald, dass dieses Thema glücklicherweise meinem gespannten Verhältnis dieser Einrichtung gegenüber zugeschrieben und deshalb nicht gegen mich verwendet wurde; sonst wäre ich alsbald der «intelligenzlerischen Weichheit» oder des «Mangels an echter bolschewistischer Wachsamkeit im Hinblick auf die Feinde» oder irgendeiner «Abweichung» beschuldigt worden. Infolge des langen und ständigen Trainings tendierten die Hirne der kommunistischen Parteimitglieder in eine ganz bestimmte Richtung. Nicht der war ein Bolschewik, der Marx gelesen und akzeptiert hatte, sondern der, der im pausenlosen Aufspüren und Verfolgen von allerlei Feinden trainiert war. Und die Arbeit der GPU wuchs und entfaltete sich immer mehr als etwas für die ganze Partei Normales. Besteht doch das Wesen des Kommunismus darin, ohne Unterlass irgendjemanden an der Gurgel zu packen; wie konnte man der GPU irgendetwas vorwerfen, wenn sie glänzend mit dieser Aufgabe zurechtkam? Ich begriff endgültig, es ging nicht darum, dass die Tschekisten Geschmeiss waren, sondern darum, dass das System (der Mensch ist des Menschen Wolf) verlangte und erlaubte, diese Funktionen von Geschmeiss ausführen zu lassen.

Jagoda war ein Verbrecher und ein Lump. Seine wirkliche Rolle bei der Schaffung des allrussischen GULAG ist so eindeutig und bekannt, dass man zugunsten dieses Subjekts offensichtlich gar nichts sagen kann. Nur eine einzige Episode aus seinem Leben hat mir sehr gefallen.

Im März 1938 ging endlich die Komödie eines stalinschen «Gerichtes» mit Jagoda als Hauptperson über die Bühne. Bei diesem «Gericht» fungierte ein äusserlich menschliches Wesen, der nicht ganz unbekannte Wyschinskij, als Staatsanwalt.

Wyschinskij: «Sagen Sie, Verräter Jagoda, haben Sie während Ihrer ganzen widerlichen Verrätertätigkeit kein einziges Mal das geringste Mitleid, die geringste Reue empfunden? Auch jetzt nicht, da Sie endlich vor einem proletarischen Ge-

richt alle Ihre feigen Verbrechen verantworten müssen, empfinden Sie nicht das geringste Bedauern über die von Ihnen begangenen Taten?»

Jagoda: «Ja, ich bedauere, bedauere sehr ...»

Wyschinskij: «Achtung, Genossen Richter. Der Verräter bedauert. Was bedauern Sie denn, Spion und Verbrecher Jagoda?»

Jagoda: «Ich bedauere sehr... ich bedauere sehr, dass ich euch nicht alle erschossen habe, als ich die Macht dazu hatte.»

Vielleicht muss man hinzufügen, dass möglicherweise bei jemand anderem, nicht aber bei Jagoda, der selber lange Serien ebensolcher Prozesse organisiert hatte, die kleinste Illusion bezüglich des Ausgangs solcher «Gerichte» bestand.

Meine persönliche Lage war paradox. Die GPU hasste mich, der maniakalisch misstrauische Stalin schenkte den Meldungen der GPU keinerlei Beachtung, alle Geheimnisse der Macht waren in meinen Händen. Ich studierte aber ernsthaft die Frage, was ich zum Sturz dieser Macht tun konnte. Dabei gab ich mich keinen Illusionen hin. Die Volksmassen konnten, wie weit dieses sklavenhalterische System auch reichen mochte, die Macht nicht stürzen, die Zeit der Barrikaden und Lanzen war längst vorbei, die Macht besass nicht nur Panzer, sondern auch eine Polizei von bisher unbekannter Stärke; ausserdem würden die Herrschenden vor nichts haltmachen, um ihre Macht zu verteidigen. Die waren kein Ludwig XVI., der nicht das Blut seiner Untertanen vergiessen wollte, sie vergossen beliebig viel.

Der Umsturz konnte nur von oben kommen, nämlich aus dem ZK. Aber dies war schier unmöglich, denn zu diesem Zweck hätte man den Leuten, die den Kommunismus liquidieren wollten, verheimlichen müssen, dass sie Antikommunisten seien und die Mehrheit im ZK gewinnen wollten. Ich sah den ganzen Personalstand der bolschewistischen Spitze vor mir, nicht aber die Leute, die geneigt gewesen wären, sie zu beseitigen.

Und ich selber? Ein historischer Zufall gab mir, einem Feind des Kommunismus, die Möglichkeit, alle seine Geheimnisse zu kennen und auf allen Sitzungen des Politbüros und des ZK-Plenums teilzunehmen. Ich konnte eine Bombe herstellen (zumal ich gelegentlich in der Technischen Hochschule in den Laboratorien der qualitativen und quantitativen Analyse arbeitete, wo es Salpetersäure und Glycerin genug gab) und sie in der Aktentasche in eine Sitzung bringen. Niemand hätte zu fragen gewagt, was der Sekretär des Politbüros in seiner Aktentasche hatte. Es war mir aber völlig klar, dass derlei nicht den geringsten Sinn hatte. Man würde sogleich ein anderes Politbüro, ein anderes ZK wählen, nicht schlechter und nicht besser als die gegenwärtigen... Dieses System konnte man nicht mit einer Bombe umbringen. Die verschiedenen Fraktionen der herrschenden Spitze

waren mir gleichgültig: sowohl Trotzki als auch Stalin wollten den Kommunismus einführen. Die Auswahl und Organisation einer eigenen Gruppe im Politbüro war völlig aussichtslos: jeder Fünfte oder Zehnte würde zu Stalin laufen und es ihm melden. Ausserdem fehlte mir die Möglichkeit, irgendetwas heimlich zu unternehmen, denn die GPU verfolgte aufmerksam jeden meiner Schritte in der Hoffnung, irgendetwas gegen mich zu finden.

Was konnte ich tun? Nur eines: weiterhin meine Augen schliessen und weiterhin bolschewistische Karriere machen in der Hoffnung, Stalins Nachfolger zu werden und dann alles zu stürzen. Die folgenden Jahre bestätigten, dass dies keineswegs eine Fiktion war. Malenkow, der nach mir den Sekretärsposten des Politbüros einnahm, schaffte es, d.h. er schaffte den ersten Teil des Programms, da er bei Stalins Tod als erster Sekretär des ZK und Vorsitzender des Ministerrates ganz normal unter Stalins Erben gelangte; da er jedoch ein würdiger Schüler Stalins war und ein Stalinist dazu, war ihm der zweite Teil des Programms völlig fremd, nämlich Stalins Platz einzunehmen und alles zu stürzen.

Die Möglichkeit des Hochdienens lehnte ich jedoch ab. Ich kannte Stalin und sah, wohin er ging. Noch machte er alles möglichst leise und vorsichtig, aber er war ein asiatischer Satrap, amoralisch und grausam. Soviele Verbrechen er noch über das Land bringen mochte, an jedem würde man sich beteiligen müssen. Ich war überzeugt, dass mir das nicht gelingen würde. Zudem musste man, um bei Stalin zu sein, alle bolschewistischen Eigenschaften zur Vollkommenheit entwickeln: keine Moral, keine Freundschaft oder menschliche Gefühle – man musste ein Wolf sein. Und dafür das ganze Leben einsetzen und verwenden. Das wollte ich nicht. Was verblieb mir dann in diesem Land noch? Ein Schräubchen in der Maschine zu werden und ihr behilflich zu sein, sich zu drehen. Das wollte ich auch nicht.

So verblieb als einziger Ausweg der Abgang ins Ausland. Vielleicht ergaben sich dort Möglichkeiten, gegen den Sozialismus mit der Wolfsschnauze zu kämpfen. Aber das war nicht einfach.

Zuerst musste ich aus dem Politbüro, Stalins Sekretariat und dem ZK Weggehen. Dazu war ich fest entschlossen. Meine Bitte, mich zu entlassen, beantwortete Stalin ablehnend. Doch ich begriff, dass es keineswegs um meine Unersetzlichkeit ging, denn für Stalin gab es keinen unersetzlichen oder sehr wichtigen Menschen, es ging vielmehr darum, dass ich alle seine Geheimnisse kannte, und wenn ich ging, musste er einen neuen Mann in sie einführen; gerade dies war ihm unangenehm.

Für die Technik des Abganges fand ich jedoch Unterstützung bei Towstucha. Er war über meinen Wunsch sehr erfreut. Er wollte Stalins ganzes Sekretariat in

seine Finger bekommen, doch solange ich Sekretär des Politbüros war, hatte ich alle wichtigen Funktionen inne, mir unterstanden der Apparat und die Kanzlei des Politbüros. Towstucha sah, wie gut sich alles durch meinen Abgang für ihn regelte. Freilich war er nicht imstande, auf den Sitzungen des Politbüros als Sekretär zu fungieren, aber nach meinem Abgang konnte er sich die Kanzlei des Politbüros unterstellen und die Funktionen des Politbüro-Sekretärs so reorganisieren, dass er Hausherr des Apparates wurde. Das ging so vor sich.

Bei Antritt meines Sommerurlaubes vertrat mich der Sekretär des Organisationsbüros Timochin. Um den Sekretär des Organisationsbüros zu vertreten, wollte Malenkows gescheite Frau Lera Golubzowa, die im Organisationsbüro arbeitete, unter Ausnutzung ihrer Beziehungen zu German Tichomirnow (Molotows zweitem Sekretär) ihren Mann auf die Stelle des provisorischen Sekretärs im Organisationsbüro hieven. Towstucha, der Malenkow angelehrt hatte, entschloss sich jedoch, ihn ins Politbüro zu übernehmen. Malenkow wurde also Protokollsekretär des Politbüros – nur um auf den Sitzungen als Sekretär zu fungieren; als Hilfskraft bekam er eine Stenographin zugeteilt. Seine Funktionen waren begrenzt: sowohl er selber wie der Apparat unterstanden Towstucha. Die Kontrolle über den Vollzug der Resolutionen des Politbüros wurde eingestellt, sie war allzusehr mit mir verbunden. Zugang zu Stalins Geheimnissen hatte Malenkow vorderhand nicht und sollte sie noch lange nicht haben, was Stalin sehr passte, weshalb auch diese Reform keine Einwände seinerseits hervorrief.

So ins Politbüro gekommen, in ständigem Kontakt mit den Mitgliedern des Politbüros, immer in Stalins und Molotows Gesichtskreis, machte Malenkow langsam, aber sicher Karriere. Zudem war er ein hundertprozentiger Stalinist. Im Jahre 1934 wurde er Stalins erster Gehilfe, 1939 Sekretär des ZK, 1941 Kandidat des Politbüros, 1946 Mitglied des Politbüros und in den letzten zwei Jahren vor Stalins Tod dessen erster Stellvertreter sowohl im ZK als auch in seiner Eigenschaft als erster Sekretär des ZK und ausserdem als Vorsitzender des Ministerrates, womit er nominell zum zweiten Mann im Land und zu Stalins Nachfolger aufgerückt war. Allerdings konnte er dessen Erbe dann nicht antreten, weil ihn das Politbüro als Nachfolger nicht akzeptierte, so dass er nur Vorsitzender des Ministerrates blieb. Drei Jahre später (1956) verlor er bei dem Versuch, Chruschtschow zu stürzen, alle Macht und wurde irgendwo in der Provinz Direktor eines Elektrizitätswerkes.

Selbst nach meinem Weggang aus dem Politbüro zählte ich weiterhin zu Stalins Sekretariat, bemühte mich aber, dort möglichst wenig zu tun, indem ich mir den Anschein gab, als sei mein Hauptarbeitsgebiet jetzt im Volkskommissariat der Finanzen. Doch bis Ende 1925 fungierte ich weiterhin als Sekretär in einer Reihe von ZK-Kommissionen, hauptsächlich in den beständigen. Ich wurde lange

nicht von dieser Tätigkeit befreit, denn von einem Sekretär dieser Kommissionen wurde eine solide Vertrautheit mit ihrer Arbeit auch in den früheren Jahren verlangt. Erst Anfang 1926 konnte ich sagen, endgültig aus dem ZK ausgeschieden zu sein. Stalin nahm meinen Abgang gleichgültig auf, Molotow war unzufrieden. Amüsanterweise wusste niemand genau, ob ich nun weiterhin zu Stalins Sekretariat gehörte oder nicht, ob ich ganz weggegangen war oder nicht, und wenn ja, ob ich wieder zurückkehren würde, wie das auch bei anderen der Fall war. So schien z.B. Towstucha ins Lenininstitut versetzt worden zu sein, aber schau! schon sitzt er wieder in Stalins Sekretariat und sogar noch fester als vorher. Aber ich wusste natürlich sehr gut, dass mein Weggang endgültig war; und ich bereitete mich vor, das Land zu verlassen.

Schon jetzt betrachtete ich alles mit den Augen des inneren Emigranten und zog Bilanz.

In der bolschewistischen Parteispitze kannte ich viele Menschen, darunter sehr talentierte und begabte und nicht wenig ehrenhafte und ordentliche. Letzteres konstatierte ich mit einigem Staunen. Ich zweifelte nicht an der wenig beneidenswerten Zukunft dieser Leute, die ihrem Wesen nach nicht in das System passten. Sie waren (wie ich selber) in diese riesige Maschine irrtümlich hineingeraten und gehörten jetzt zu ihren Rädchen. Ich hatte jedoch meine Augen offengehalten und sah, was sie nicht sahen: dass es unumgänglich war, sich über die weitere Entwicklung und praktische Anwendung der Doktrin ins klare zu kommen.

Wie verstand ich die stattfindende Entwicklung der Macht und ihres Apparats?

Da gibt es vor allem zwei verschiedene Fragen zu beantworten. Erstens ist der Mechanismus der Macht ein echter Mechanismus und nicht das, was aus taktischen Erwägungen als solcher ausgegeben wird. Der Umsturz wurde von Berufsrevolutionären der leninistischen Gruppe durchgeführt. Nachdem sie die Macht an sich gerissen und die Verwaltung des Landes übernommen und alles nationalisiert und sich angeeignet hatte, brauchte sie einen riesigen, vielfältigen Verwaltungsapparat und folglich auch vielfältige Parteikader. Die Tür zur Partei stand weit offen, und eine intensive kommunistische Propaganda zog die Massen an. Das Land war politisch jungfräulich; die ersten Phrasen der Parteiagitatoren und Propagandisten, einfachen Leuten hingeworfen, die nie über politische Fragen nachgedacht hatten, schienen Offenbarungen zu sein, die ihnen die Augen für alles Lebenswichtige öffneten. Jegliche Propaganda, die etwas anderes verkündete, wurde als Konterrevolution verboten und verfolgt. Die Partei wuchs schnell auf Kosten dieser neuen, politisch unerfahrenen Gläubigen. Mit ihnen wurden alle Organe des vielfältigen bürgerlichen, militärischen, wirtschaftlichen, gewerk-

schaftlichen Machtapparates gefüllt. Im Zentrum stand die leninistische Gruppe an der Spitze der zahlreichen Ämter und Organisationen. Formal regierte sie durch Machtorgane, die für das Publikum als Räte bezeichnet wurden, die Volkskommissariate, Vollzugskomitees sowie deren Abteilungen und Zweige. Es gab deren sehr viele. Das Zentrum musste nicht nur diese ganze Skala dirigieren, sondern auch alles, was nicht zu diesen gehörte, also Komintern und Profintern, die Armee, die Zeitungen und Gewerkschaften, den Propagandaapparat, die Wirtschaft und vieles andere mehr. Das war nur im ZK der Partei möglich, dem alle wichtigen Leiter und Führer des Ganzen angehörten. Doch war das ZK eine sperrige, umfangreiche, mächtige Organisation, man brauchte eine kleine Führungsgruppe. Für diese wurde das Politbüro geschaffen, das Lenin mit seinen wenigen Gehilfen (Swerdlow, Trotzki) bildete, mit denen er die ersten zwei Jahre regierte. Das Politbüro, im März 1919 gewählt, entwickelte sich schnell zur eigentlichen Regierung. Im Wesentlichen bedeutete das für Lenin und seine Gruppe vorläufig keine Änderung, sondern brachte die Staatsverwaltung nur in ordentliche Bahnen. Wie bisher erfolgte die Verwaltung durch die Organe, die sich als die Sowjetmacht bezeichneten. Während des ganzen Bürgerkrieges fanden in diesem Schema wenig Änderungen statt. Der Parteiapparat steckte in den Anfängen, er hatte noch dienstleistende, keine befehlserteilenden Funktionen. Das änderte sich mit der Beendigung des Bürgerkrieges. Es wurde ein richtiger Parteiapparat geschaffen, der rasch heranwuchs. Jene zentralisierende, vereinheitlichende Verwaltungstätigkeit, die das Politbüro im Zentrum erfüllte, begannen allmählich in der Provinz die Gebiets- und Bezirksbüros des ZK und in den Gouvernements die Gouvernementskomitees zu übernehmen. In letzteren nahm der Sekretär die erste Stelle ein, er entwickelte sich zum Herrn seines Gouvernements anstatt des Vorsitzenden des Gouvernements-Vollzugskomitees und der verschiedenen Bevollmächtigten des Zentrums. Die neue Verfassung von 1922 verlieh dieser Änderung die endgültige Form. Die Periode der «Sekretärsherrlichkeit» nahm damit ihren Anfang. Nur in Moskau stand an der Parteispitze nicht der Generalsekretär der Partei, sondern Lenin selber. Doch 1922 wurde er infolge seiner Krankheit aus der Bahn geworfen; die Zentralgewalt ging auf das Politbüro über. Dies leitete den Kampf um das Erbe ein. Sinowjew und Kamenew, die nach der Macht strebten, meinten, ihre Vorherrschaft sei schon dadurch gesichert, dass sie das Politbüro in Händen hatten. Stalin und Molotow aber sahen weiter. Das Politbüro wurde vom ZK gewählt. Besitzt die Mehrheit im ZK, dann könnt ihr euch jedes Politbüro wählen lassen, das euch gefällt! Setzt überall eure Gouvernementskomitees-Sekretäre ein, und die Mehrheit der Kongresse und das ZK steht hinter euch!

Aus irgendwelchen Gründen wollte Sinowjew das nicht sehen. Er war derart von dem Kampf zur Vernichtung Trotzkijs nach den alten leninschen Rezepten besessen, dass er von der Wühlarbeit im ZK, nämlich Stalins Arbeit zur Aufnahme seines Klüngels in den Parteiapparat, die sich 1922 bis 1925 vollzog, nichts merkte. Das Ergebnis war, dass 1922-1924 das Land von der Troika regiert wurde, doch 1925 nach deren Zusammenbruch vom Politbüro. Im Januar 1926 erntete dann Stalin nach dem Kongress die Früchte seiner langjährigen Arbeit, also sein ZK und sein Politbüro. Der neue Parteiführer war zwar noch nicht unumschränkter Hausherr, denn die Mitglieder des Politbüros hatten noch Gewicht in der Partei, wie auch die Mitglieder des ZK noch etwas galten. Doch während der Kampf im Zentrum tobte, festigte sich endgültig die Sekretärsherrschaft in der Provinz. Alle Fragen eines Gouvernements wurden vom Sekretär als dessen Herrn im Büro des Gouvernementskomitees entschieden. Das Land regierte nicht mehr die Partei, sondern der Parteiapparat.

Und weiter? Wohin führte das?

Ich kannte Stalin gut, er war jetzt auf dem richtigen Weg zur Festigung seiner Monarchie. Theoretisch war sein Sturz nur noch durch den Parteikongress möglich, also berief er diesen nicht mehr ein. Dann gab es nur noch eine Macht im Land: nicht mehr die Partei und nicht mehr den Parteiapparat, sondern Stalin und nur Stalin. Und regieren liess er durch Leute, die ihm jeweils am bequemsten waren: durch das Politbüro oder durch seine Sekretäre.

Doch wie war das Schicksal der ganzen Masse jener Parteimitglieder, welche die Partei nach der Revolution angeworben hatte? Das ergibt sich aus der Beantwortung der zweiten Frage, die sich mit dem Wesen der Sowjetmacht und deren Entwicklung auseinandersetzt.

Jeder, der Lenins oder Stalins Persönlichkeit studiert, wird von deren maniakalischem Machtstreben betroffen sein, dem alles andere in ihrem Leben untergeordnet wurde. Eigentlich darf uns aber ihr Machthunger nicht sonderlich in Erstaunen setzen. Beide waren Menschen der marxistischen Doktrin und eines Denksystems, das ihr Leben bestimmte. Was verlangte diese Doktrin? Den Umsturz des ganzen Lebens der Gesellschaft; der konnte nur und musste mit Gewalt durchgeführt werden. Mit einer Gewalt, die eine aktive, organisierte Minderheit der Gesellschaft antat, doch unter der unabdingbaren Voraussetzung, dass man sich vorsorglich die Staatsgewalt aneignete. Das war das Alpha und Omega. Ohne die Macht, sagte die Doktrin, geht nichts. Nur mit der Macht in Händen vollbringst du alles, veränderst du alles. Auf dieser Basis beruhte ihr ganzes Leben. Die Macht kam zuerst in Lenins und dann in Stalins Hände, aber nicht nur deshalb, weil sie grenzen- und bedenkenlos nach ihr strebten, sondern auch deshalb,

weil sie der Partei als die reinsten und stärksten Verkörperungen dieses Fundamentalaxioms der Parteidoktrin erschienen. Macht, das ist alles: Anfang und Ende. Davon lebten Lenin und Stalin ihr Leben lang. Alle übrigen waren gezwungen, ihnen zu folgen.

Doch die Macht wurde von einer aktiven Minderheit gewaltsam erobert und von der aktiven Minderheit gewaltsam über die riesige Mehrheit der Bevölkerung aufrechterhalten. Die Minderheit (die Partei) erkannte nur die Gewalt an. Die Bevölkerung konnte sich noch beliebig schlecht der von der Partei festgelegten sozialen Ordnung gegenüber verhalten, die Macht fürchtete dieses negative Verhältnis und manövrierte (Lenin – NEP) solange, als sie damit rechnen musste, dass ihr Polizeisystem das Land noch nicht stark genug in Händen hatte, also noch das Risiko bestand, die Macht wieder zu verlieren. Als aber das System des Polizeiterrors das Land beherrschte, konnte man unbefangenen Gewalt anwenden (Stalin-Kollektivierung, Terror der dreissiger Jahre) und das Land zwingen, nach den Richtlinien der Partei zu leben, auch wenn es Millionen Opfer kostete.

Das Wesen der Macht war die Gewalt. Über wen? Der Doktrin nach vor allem über jeglichen Klassenfeind, also über das Bürgertum, den Kapitalisten, den Gutsbesitzer, den Adligen, den Offizier, den Ingenieur, den Geistlichen, den Kulaken, den Andersgesinnten und den Gegner der neuen Gesellschaftsordnung, den Konterrevolutionär, den Weissgardisten, den Saboteur, den Schädling, den Sozialverräter, den Parasiten des Klassenkampfes, den Verbündeten des Imperialismus und der Reaktion und noch über viele andere. Doch nach der Liquidation und der Erschöpfung aller dieser Kategorien fanden sich stets neue und neue. Der Mittelbauer konnte zum Kulakenhelfer werden, der Dorfarme zum Kolchosfeind und folglich zum Hintertreiber und Saboteur des sozialistischen Aufbaus; der Arbeiter ohne sozialistischen Enthusiasmus zum Agenten des Klassenfeindes. Und in der Partei? Abweichler, Fraktionäre, käufliche Trotzlisten, Rechtsoppositionelle, Linksoppositionelle, Verräter, ausländische Spione, lüsterne Reptilien. Stets musste man jemanden vernichten, erschiessen und in den Gefängnissen oder Lagern verfaulen lassen. Darin besteht das Wesen und der Pathos des Kommunismus.

Doch zu Beginn der Revolution traten Hunderttausende nicht deshalb in die Partei ein, sondern weil sie glaubten, dass man eine bessere Gesellschaft aufbauen wollte. Allmählich (aber nicht zu früh) stellte sich dann heraus, dass man einem Betrug aufgefressen war. Wer aber noch glaubte, glaubte auch weiterhin. Wenn ringsum weiss der Teufel was geschah, dann war es die Schuld wilder, ungebildeter Exekutivelemente, aber die Idee war gut und schön, die Führer wollten das Beste, man musste für die Beseitigung der Mängel kämpfen. Wie? Protestierend,

der Opposition beitreten, innerhalb der Partei kämpfend. Aber der Weg der Opposition in der Partei war ein Weg des Unterganges. Und so wurden alle diese Gläubigen allmählich zu Menschen jener Kategorien, die von der Macht als Klassenfeinde und Agenten der Klassenfeinde bezeichnet wurden, und alle diese Gläubigen waren schon verdammt, ihr Weg führte in das allgemeine gigantische Massaker, das mit Sachkenntnis der weise und geniale Genosse Stalin dirigierte.

Allmählich gliederte sich die Partei (und besonders ihre leitenden Kader) in zwei Kategorien: jene, die vernichtete und jene, die vernichtet wurde. Schliesslich trachteten alle, die mehr als um alles andere um ihre eigene Haut und das eigene Wohlergehen besorgt waren, sich der ersten Kategorie anzuschliessen. Das gelang aber nicht immer. Das Massaker langte nach rechts und nach links, wer ihm unter die Hände kam, war verloren. Jene, die immer noch an irgendetwas glaubten und für das Volk das Beste wollten, gerieten früher oder später ohne Pardon in die zweite Kategorie.

Das hiess natürlich nicht, dass alle Egoisten, Schinder und Halunken verschont blieben. Es genügt der Hinweis, dass der grösste Teil aller tschekistischen Erschiessungsmeister ebenfalls in den Fleischwolf geriet, aber deshalb, weil sie ihm zu nahe gekommen waren. Alle mehr oder weniger anständigen Menschen mit Resten von Gewissen und menschlichen Gefühlen gingen jedoch zugrunde.

In meiner Eigenschaft als Sekretär des Politbüros kam ich mit der ganzen Parteispitze in Berührung. Ich muss sagen, dass ihr damals (ich spreche notabene von den Leuten, wie ich sie in den zwanziger Jahren gesehen habe) sehr viele sympathische, gebildete, fähige und mitunter sogar exzellente Leute angehörten. Der Teufel hat den talentierten Krassin zur leninistischen Bande berufsmässiger Parasiten stossen lassen. Selten habe ich einen besseren Organisator als Syrzow gesehen, der alles im Flug erfasste und begriff. Was immer der Rechtsanwalt Brillant (Sokolnikow) in Angriff nahm, er kam mit allem zurecht.

Andere glänzten weniger, waren aber ordentlich, angenehm und freundlich. Ordschonikidse war aufrecht und ehrenhaft, Rudsutak ein vorzüglicher Arbeiter, bescheiden und ehrlich, Stanislaw Kossior bewahrte sich felsenfest seinen naiven Glauben an den Kommunismus. Selbst als er von den Tschekisten verhaftet wurde, wollte er trotz aller Folterungen keine ihrer verlogenen Beschuldigungen auf sich sitzen lassen. Da führten die Tschekisten seine sechzehnjährige Tochter herein und vergewaltigten sie vor seinen Augen. Die Tochter brachte sich um. Kossior brach zusammen und unterschrieb alles, was man von ihm verlangte.

Fast zu allen Mitgliedern der Parteispitze hatte ich glänzende persönliche Be-

ziehungen. Sogar Stalins schlimmsten Bürokraten Molotow, Kaganowitsch und Kuibyschew kann ich keinerlei Vorwürfe machen, sie waren immer freundlich zu mir.

Hatte aber seinerzeit der weiche, gebildete, angenehme Sokolnikow als Kommandierender einer Armee während des Bürgerkrieges nicht Massenerschiessungen im Süden Russlands durchgeführt? Und Ordschonikidse im Kaukasus?

Eine schreckliche Sache, diese Wolfsdoktrin und der Glaube an sie. Nur wer sich dies alles gut überlegt und alle diese Menschen gut kennt, erkennt, wie eine Doktrin die Menschen verwandelt, die Gewalt predigt und Revolution und die Vernichtung des Klassenfeindes fordert.

Letzte Beobachtungen

Im Juni 1925 beschloss das Politbüro, Ordnung in die schöne Literatur zu bringen. Es wurde eine Kommission des ZK gebildet, die eine Resolution «über die Politik der Partei auf dem Gebiet der schönen Literatur» formulierte. Das Wesen dieser Resolution bestand darin, dass es «eine neutrale Literatur nicht gebe» und die sowjetische Literatur ein Mittel der kommunistischen Propaganda sein müsse. Amüsant war die Zusammensetzung der Kommission. Den Vorsitz führte der Chef der Roten Armee Frunse, der bisher kaum durch literarische Beflissenheit aufgefallen war, als Mitglieder fungierten Lunatscharskij und Warejkis. Das war ein völlig ungebildeter Kerl, doch hatte er als Sekretär irgendeines Gouvernements (von Woronesch, glaube ich) in der örtlichen Parteizeitung einen fortschrittlichen, gegen die Opposition gerichteten Artikel verfasst und diesen mit einem Zitat aus Bloks «Skythen» beschlossen: «Ihr werdet hören, wie euer Skelett in unseren schweren zärtlichen Tatzen knirscht.» Sinowjew hatte auf einer Sitzung des Politbüros diesen Fall als den negativen Höhepunkt an Witz eines stümperhaften Apparatschiks erwähnt. Das genügte aber Stalin, um Warejkis zum Leiter der Presseabteilung des ZK zu machen; nur vermochte er sich auf diesem Posten nicht lange zu halten.

Als innerer Emigrant wäre ich nicht abgeneigt gewesen, mit den besten Schriftstellern und Dichtern des Landes bekannt zu werden, die nicht den Kommunismus angenommen hatten und vor denen ich grosse Achtung empfand. Vor allem hätte ich gern Bulgakow und die Achmatowa kennengelernt. Doch ich hatte schon meine Flucht ins Ausland beschlossen, so dass ihnen die Bekanntschaft mit mir nach meiner Flucht grosse Unannehmlichkeiten eingebracht hätte. Im Gegensatz zu diesen beiden konnte ich mit den kommunistischen Literaten frei verkehren, sie hatten nichts zu befürchten.

Den Majakowskij der ersten Periode, den vorrevolutionären und futuristischen, kannte ich natürlich nicht. Die Enzyklopädien behaupten einstimmig, dass er 1908 Kommunist geworden sei. Er war damals 14 Jahre alt. Nach seinen Gedichten aus jener Zeit zu urteilen, war er durchaus auf dem richtigen Weg, ein echter Bolschewik zu werden. So interessierte ihn sehr die Frage, wie er ohne Arbeit und Tricks dem Nächsten die Taschen umkehren und ausbeuteln konnte. Genauso präzise hatte er auch schon das für einen Berufsrevolutionär normale negative Verhältnis zur Arbeit formuliert. Ich lernte den Dichter in seiner zweiten Periode ken-

nen, der nachrevolutionären, als er mit dem Parteibillett in der Tasche forsch und begeistert die Poesie nach der kommunistischen Strömung ausrichtete. Im Jahre 1921 fand eine Säuberung der Partei statt, während Majakowskij die Säuberung der zeitgenössischen Poesie verkündete. Sie bestand in einer propagandistischen, nicht witzlosen Verhöhnung der Dichter, die nicht vom Kommunismus erleuchtet waren. Ich war damals Student der Technischen Hochschule. Die «Säuberung» fand im Auditorium des Polytechnischen Museums statt. Das Publikum bestand fast ausschliesslich aus Studenten. Da Majakowskij die «Säuberung» in alphabetischer Reihenfolge vornahm, machte er zuerst mit der Achmatowa reinen Tisch, die in der Revolution angeblich nur gesehen hatte, dass «alles geplündert, verkauft und verraten» worden sei, um dann auf Blök zu kommen, der kurz vorher gestorben war. «Majakowskij», piepste eine Studentin, «über die Toten aut bene aut nihil.»

«Jaja», sagte Majakowskij, «so mache ich's ja. Ich sage über den Seligen etwas, das an sich fast nichts ist, ihn aber gleichzeitig sehr gut charakterisiert.

Ich wohnte also in der Zeit, da meine Anekdote spielt, in der Gorochowaja, nicht weit weg von Blök. Wir waren gerade dabei, Plinzen zu backen. In der Küche wollte ich nicht mitmachen und so wettete ich, dass es mir, bis die Plinzen fertig sind, gelingen würde, zu Blök zu laufen und von ihm eines seiner Gedichtbändchen mit Widmung zu bekommen. Ich lief los und kam zu Blök. Alexander Alexandrowitsch, in Hochschätzung Ihres erstaunlichen Talents und so weiter, ihr wisst schon, ich kann ganz schön loslegen, wenn ich will, Sie könnten mir ein Büchlein Ihrer Verse mit Widmung schenken. – ‚Gut, gut‘, sagte Blök, nahm eines seiner Bändchen, ging ins Nebenzimmer, setzte sich nieder und überlegte. Zehn Minuten, zwölf Minuten ... Und daheim die Wette und die Plinzen. Ich steckte den Kopf zur Tür hinein und sagte: ‚Alexander Alexandrowitsch, mir genügt irgendetwas ...‘ Endlich hatte er was geschrieben. Ich packte das Bändchen und stürmte nach Hause. Die Wette hatte ich gewonnen. Dann schaute ich nach, was Blök geschrieben hatte: ‚Wladimir Majakowskij, an den ich viel denke.‘ Und darüber hatte er 17 Minuten lang nachdenken müssen!

Da mache ich's anders. Der gerade hier anwesende Dichter Kusikow erbat sich unlängst von mir ein Buch mit Widmung. Bitte sehr. Er bekam sie fast im gleichen Augenblick.»

Mit dem Dichter persönlich wurde ich später bekannt. Er war ohne Zweifel hochbegabt, aber auch flegelhaft und zynisch. Während der NEP machte er für sowjetische Handelsfirmen Reklamesprüchlein gegen Honorar, etwa: Komm in den Mosselprom.

Ehe zur Braut du gehst, schau in den Resinotrest.

Angetan von dieser literarischen Gattung, dichtete Majakowskij ähnliche Verselein für Freunde und Bekannte, aber auch gegen seine literarischen Widersacher und Kritiker. Den Dichter Utkin konnte er ganz besonders nicht leiden. Dieser las einmal im Haus der Dichter seine jüngste, überaus wohlmeinende sowjetfreundliche Dichtung. Am Dnjestr erschießt ein Weissgardist den sowjetischen Posten vom rumänischen Ufer aus, worauf Utkin den Schützen wie seine Zuhörer in sowjetischem Patriotismus ertränkte. Als er fertig war und alle schon applaudieren wollten, rief plötzlich Majakowskij mit absichtlich tiefer Bassstimme: «Pass auf, Utkin, pass auf, du wirst noch Gussew.» Das ZK-Mitglied Gussew leitete damals die Presseabteilung des ZK.

Zum letztenmal traf ich den Dichter in der WOKS, wohin auch – ich weiss nicht mehr, warum – Olga Dawidowna Kamenewa gekommen war. Man hatte Majakowskij zwar eine Auslandsreise bewilligt, aber seiner Meinung nach zu schlecht mit Dollars ausgestattet, worüber er seinen Unmut in ganz unliterarischen Ausdrücken äusserte.

Ich kannte auch Eisenstein, den westeuropäischen Progressisten ebenso beharrlich wie falsch zum Genie stempeln. Bekannt wurde ich 1923 mit ihm. Eisenstein leitete damals das Theater des Proletkults. Als solcher brachte er Ostrowskij's Stück «Eine Dummheit macht auch der Gescheiteste» heraus, das er jedoch in eine bunte Schaubudenvorstellung verwandelt hatte. Der Inhalt hatte mit Ostrowskij fast nichts mehr zu tun, die Schauspieler gebärdeten sich als Hanswurst, tanzten auf dem Seil und führten politische und antireligiöse Agitationsreden. Aber nicht nur die Regie war von Eisenstein, sondern auch der Text. Leider glänzte der durch nichts anderes als durch bolschewistische Anbiederei. So sangen die Schauspieler Spottlieder auf die politischen Emigranten. Zur antireligiösen Propaganda trug man auf einem grossen Schild einen als Mullah verkleideten Schauspieler über die Bühne, der sang:

**«Judas war ein guter Handelsmann,
Verkaufte Christus, schaffte sich Galoschen an.»**

Ich gewann schon damals den Eindruck, dass Eisenstein vor dem händlerischen Talent des Judas nicht nur Achtung, sondern Neid empfand. Andere Talente an Eisenstein waren damals nicht wahrzunehmen.

Da ich am Kino interessiert war, erfuhr ich in der Agitpropabteilung des ZK, dass Eisenstein («Es gibt keine revolutionären Agitationsfilme, schustert einen zusammen») gerade den «Panzerkreuzer Potemkin» zusammenschusterte, ein ziemlich gewöhnliches Agitationsfilmchen, das alle linken (und auch rechten?) Filmfans des Westens zum Meisterwerk erklärten, denn wenn es um einen «revolutionären» Film geht, muss er selbstverständlich ein Meisterwerk sein. Ich sah

die Premiere (die, wenn ich nicht irre, aus irgendeinem Grund im Meierhold-Theater stattfand und nicht in einem Kino) und sass zufällig neben Rudsutak. Nach der Vorstellung tauschten wir unsere Meinungen aus. «Natürlich ein Agitationsfilm», sagte Rudsutak zustimmend, «einen hundertprozentigen Revolutionsfilm haben wir schon lange gebraucht.» So war der Auftrag erfüllt, in dem Film kam tatsächlich alles vor: vertierte Soldaten, widerliche zaristische Offiziere und heldenmütige Matrosen als «die Schönheit und der Stolz der Revolution» – freilich nicht zur Zeit ihres Kronstädter Aufstandes.

Die ganze weitere Karriere Eisensteins bewegte sich im Rahmen höchster Speichelleckerei. Als sich Stalins Satrapenmacht befestigt hatte, drehte Eisenstein die «Generallinie» des Generalsekretärs Stalin, unter dessen weiser und genialer Führung ganz Russland blühte und in Überfluss lebte, wobei noch gesagt werden muss, dass es in den Jahren 1928-1929 durchaus noch Opposition gab und man auch nicht zu lobhudeln brauchte. Die Bucharins und Rykows äusserten noch laut ihr Missfallen an dem von Stalin eingeleiteten Pogrom des Dorfes, während Stalins Genie nur vereinzelte Liebediener zu entdecken sich beeilten. Die Krone speichelleckerischer Kriecherei war «Iwan Groznyj», der im Ausland offenbar für bare Münze genommen wurde. Muss man wirklich sagen, dass Eisensteins Iwan deshalb gemacht wurde, um Stalins Terror zu preisen und zu rechtfertigen? Achtung, die Geschichte wiederholt sich! Wie Iwan der Schreckliche sich angeblich um die Nöte des Grossen Russlands kümmerte und daher die moskowitischen Bojaren pfählte und köpfte, so erschoss Stalin seine bolschewistischen Bojaren. Handelte es sich doch in beiden Fällen um Landesverräter. Die einzige Rechtfertigung für die ganze Niedertracht war, dass Eisenstein dadurch seine Haut rettete. Er war aber sein Lebtag ein Feigling und Kriecher widerlichstern Stils. Übrigens hätte er seine Haut auch anders retten können. Liess man ihn doch in den dreissiger Jahren nach Hollywood, darauf drehte er Revolutionsfilme in Mexiko, also hätte er im Ausland bleiben können. Aber nein, er kehrte zurück, um vor Stalins Erschiesungskommandos auf dem Bauch zu kriechen.

Ende 1925 erhielt der Oberste Rat der Körperkultur eine Einladung aus Norwegen an die russischen Eissportler zur Weltmeisterschaft im Eisschnellauf. Die russischen Schnelläufer waren damals wohl die besten der Welt. Davon kann man sich ein ziemlich genaues Bild machen, wenn man die Zeiten vergleicht, die auf den klassischen Distanzen erreicht wurden. Bisher hatte man in Übereinstimmung mit dem von der roten Sportintern angenommenen Dogma Wettkämpfe zwischen «bourgeoisien» und «roten» Sportlern nicht erlaubt. Meiner Meinung nach war es an der Zeit, diese Ordnung zu ändern.



[31] Siebenter Jahrestag der Oktoberrevolution, 7. November 1924. Auf der Tribüne rechts vorn: Kalinin

[32] Christian Rakowskij, zu dieser Zeit sowjetischer Bevollmächtigter in Grossbritannien, mit Trotzki, 1924

[33] David B. Rjasanow, Leiter des Marx-Engels-Instituts



Пром партии всех стаск. соединитесь!

СТРОГО СЕКРЕТНО

Российская Коммунистическая Партия (Большевиков). ЦЕНТРАЛЬНЫЙ КОМИТЕТ.
Отдел Бюро Секретариата.

№ *113/с.* 10 АВГ 1923 г. 192 г.

Т. т. Кнорину, Баханову, Киснофонову.

Виниска из протокола № 27 заседания Оргбюро ЦКРК от 9/У111-23 г.

С л у ж б а м: П о с т а н о в и л и:

О помощнике Секретаря ЦК т. Сталина. Назначить помощником Секретаря ЦК т. Сталина т. Баханова с освобождением его от обязанностей секретаря Оргбюро.

МОСКВА, Воздвиженка, Б. Коммунальтор ЦК.
1-00-27, 1-00-28, 1-00-29, 1-00-30.
При отсылке ставиться на штемпельного в отдел.



/8330/

Правила о порядке хранения см. на обороте.

[34] Anastas Mikoian, Stalin un Grigorij Ordschonikidse im Jahi 1925

[35] Boris Baschanow

[36] Abschrift des Beschlusses Org.-büros des Zentralkomitee: vom 10. August 1923, Baschanow zum Gehilfen des Sekretärs des ZK, Stalin, zu ernennen

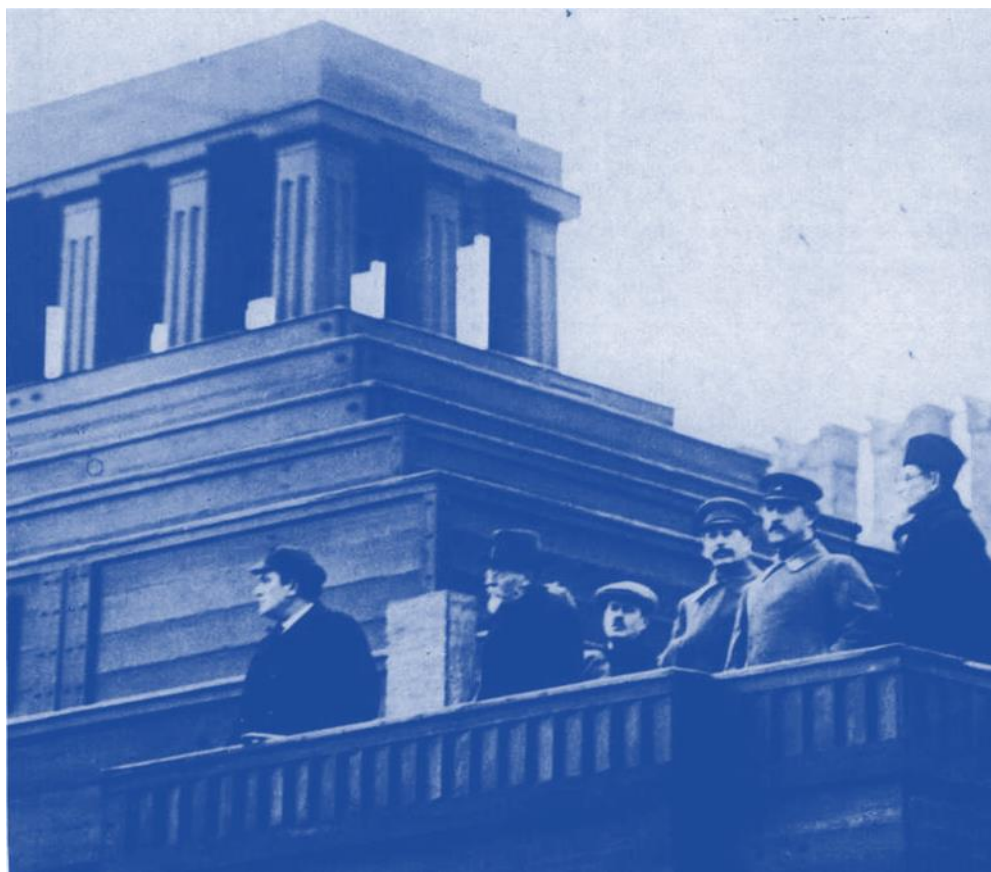
[37] Michail W. Frunze, Nachfol Trotzkis als Vorsitzender des Revolutionären Militärrates





[38] Dserschinskij und Alexej Rykow, nach Lenins Tod Vorsitzend des Rates der Volkskommissare

[39] Ehrentribüne auf dem Roter Platz. Kalinin (zweiter v. l.) und Stalin (dritter v. r.), 1926. Dahint das erste, hölzerne Lenin-Mausoleum





[40] Die Beisetzung Dserschinskijs, Juli 1926. Am Mikrophon Woroschilow, hinter ihm Kamenew, Woroschilow, rechts von ihm Stalin und Rykow; ganz links Trotzki, neben ihm Sinowjew

[41] Der Trauerzug. V. l.: Rykow, hinter ihm Kamenew, Woroschilow, Kujbyschew, Bucharin, hinter ihm Muralow, Stalin, Molotow, Jenukidsejew



[42] Der 15. Parteitag, 1927, auf dem Trotzki aus der Partei ausgeschlossen wurde. Stalin unter zumeist kaukasischen Delegierten; links von Stalin Schalwa Eliawa, rechts Michail Tshakaja und Woroschilow

[43] Nikolaj I. Bucharin bei seiner Rede auf dem 15. Parteitag

[44] Abstimmung auf dem 15. Parteitag. Titelseite der Zeitschrift «Projektor» vom 25. Dez. 1927 mit der Unterschrift: «Es lebe die stählerne Partei Lenins!»



An der Spitze der Sportintern stand Podwojskij. In den leitenden Spitzengremien war sein Name stets mit dem Epitheton «der alte Narr» verbunden. Bis zur Revolution war er Offizier, aber Bolschewik gewesen. Während des Oktoberumsturzes gehörte er dem Petrograder revolutionären Kriegskomitee an, welches den Aufstand leitete. Dank diesem Umstand betrachtete er sich als historische Persönlichkeit. Indes hatte es wegen seiner Dummheit und Unfähigkeit, irgendeine nützliche Arbeit zu verrichten, immer Schwierigkeiten gegeben, da man nicht wusste, wohin man ihn stecken sollte. Schliesslich fand man für ihn etwas wie eine Sinekure als Vorsitzender der Allgemeinen Unterweisung. Das war eine Behörde, die sich mit der militärischen Ausbildung der Zivilbevölkerung beschäftigte. Podwojskij war sehr verletzt und gekränkt, strebte er doch einen verantwortlichen, leitenden Posten an. Als die Sportintern gegründet wurde, stellte man Podwojskij an deren Spitze und befriedigte damit einigermaßen seinen Ehrgeiz.

Als Podwojskij noch in der Allgemeinen Unterweisung war, begann Jagoda unter ihm seine Karriere als Geschäftsführer dieser Institution, blieb aber nicht lange dort. Unter Ausnutzung seiner Verwandtschaft mit Jakow Swerdlow kam Jagoda als Geschäftsführer zur GPU und fand dort den ihm angemessenen Beruf. Er unterhielt aus alter Anhänglichkeit gute Beziehungen zu Podwojskij und übte auf ihn einen starken Einfluss aus. Insbesondere versicherte er Podwojskij, dass die roten Arbeiterorganisationen keine Wettkämpfe mit «bourgeoisen» Sportlern austragen dürften, da derlei die bürgerliche Zersetzung in das revolutionäre Arbeitermilieu tragen würde. Die Sportintern lehrte diese Direktive, und die kommunistischen Bruderparteien nahmen sie als Direktive Moskaus an. Folglich wurde sie auch unnachgiebig durchgeführt.

Das Komitee zur Vorbereitung der ersten Weltmeisterschaft im Eisschnellauf wusste das, war aber ganz sportlich der Meinung, dass eine Weltmeisterschaft in dieser Disziplin nur dann echt sei, wenn auch die russischen Läufer als die damals stärksten sich an ihr beteiligten. Daher die Einladung.

Auf der Sitzung des Obersten Rates der Körperkultur bestand ich darauf, dass man die Einladung annehmen müsse, ungeachtet aller Einwände Jagodas. Podwojskij machte Krach: «Sie bringen unsere ganze politische Arbeitslinie durcheinander.» Um dies zu beweisen, lief besonders der Sekretär der Sportintern, Hans Lemberg, alle Instanzen der Komintern ab. Es war derselbe blauäugige Russlanddeutsche, mit dem ich während des Kronstädter Aufstandes vor fünf Jahren bewaffnet einen Betrieb bewacht hatte. Im Jahre 1924, schon als Sekretär des Politbüros und Vorstandsmitglied des Obersten Rates der Körperkultur, traf ich ihn

öfter auf Sportplätzen. Wir unterhielten uns über meine Linie zur Wiederbelebung der alten Sportorganisationen und der sportlichen Entwicklung. Er gebärdete sich als begeisterter Anhänger dieser Politik. Um den dummen und starrsinnigen Podwojskij ein wenig zu neutralisieren, setzte ich über das ZK Lembergs Ernennung zum Sekretär der Sportintern durch. Lemberg erwies sich als Intrigant und ging sofort zu Podwojskij und Jagoda über.

Doch in der Komintern hielt man sich von einer Einmischung in solche Streitigkeiten vernünftigerweise zurück, indem sie Podwojskij antwortete, dass dies eine vom ZK der Partei zu entscheidende Frage sei. Sich an das ZK zu wenden, war hoffnungslos, dort setzte sich stets mein Standpunkt durch. Jagoda wählte daher einen Umweg. Der Streit zwischen den Vorsitzenden des Obersten Rates, Semaschko, und der Sportintern, Podwojskij, wurde als Konflikt zwischen zwei Behördenleitern dargestellt, so dass Podwojskij die Zentrale Kontrollkommission bat, diese Frage «nach der Konfliktordnung» zu entscheiden. Da in deren Präsidium Tschekisten, Jagodas Freunde und die Mitglieder des GPU-Kollegiums Peters und Lazis sassen, rechnete Jagoda damit, dass die Zentrale Kontrollkommission Semaschko als im Unrecht befindlich hinstellen werde, zumal die Einmischung in die Funktionen einer internationalen Organisation ausserhalb seiner Kompetenzen lag.

Am Vorabend der Sitzung der Zentralen Kontrollkommission ging ich zu Stalin und sagte: «Genosse Stalin, ich bin der Vertreter des ZK im Obersten Rat der Körperkultur. Bei uns ist ein Konflikt mit der Sportintern entstanden. Wir meinen, dass die Arbeitersportorganisationen durchaus mit den Bürgerlichen Wettkämpfe veranstalten können, aber die Sportintern ist dagegen. Morgen wird die Zentrale Kontrollkommission die Frage erörtern. Ich möchte Ihre Meinung erfahren.» Stalin antwortete: «Warum keine Wettkämpfe? Wir haben sie mit der Bourgeoisie in der Politik – und nicht ohne Erfolg, wir haben sie wirtschaftlich und überall, wo es nur möglich ist. Warum nicht auch sportlich? Das ist doch klar, nur ein Narr versteht das nicht.» Ich sagte: «Genosse Stalin, erlauben Sie mir, morgen von Ihrer Meinung Gebrauch zu machen?» Stalin antwortete: «Bitte.»

Am nächsten Tag wurde unsere Frage unter Vorsitz Gussews erörtert. Eigentlich hätte Jaroslawskij den Vorsitz führen müssen, aber der schlaue und feige Mensch hatte abgelehnt, die Sache war ihm zu glatt und zu unklar. Er wusste nicht, wer hinter den Kontrahenten stand. Podwojskij legte die Sache dar und erklärte, worum es in dem Konflikt ging. Dann trug Semaschko die Ansicht des Obersten Rates vor. Jagoda unterstützte Podwojskij. Mechnoschin, der Vertreter der Militärbehörde im Obersten Rat, verteidigte unseren Standpunkt. Allmählich meldete sich einer nach dem anderen von den interessierten Teilnehmern zu Wort.

Ich schwieg. Gussew blickte immer auf mich und wartete offenbar darauf, was ich sagen würde. Aber ich meldete mich nicht zu Wort. Schliesslich hielt es Gussew nicht mehr aus und sagt: «Es wäre interessant zu erfahren, was der Vertreter des ZK der Partei in der Angelegenheit zu sagen hat.» Ich antwortete: «Ich sehe keine besondere Notwendigkeit, meinen Standpunkt zu entwickeln. Es ist der gleiche wie bei den anderen Mitgliedern des Präsidiums. Aber vielleicht ist es für die Sitzung interessant zu wissen, was über diese Frage Genosse Stalin denkt.»

«Aber ja, natürlich, selbstverständlich.»

«Also, ich habe ihn gestern eigens danach gefragt. Er hat mir erlaubt, seine Meinung auf der Sitzung mitzuteilen: Weshalb keine Wettkämpfe? Wir haben sie mit der Bourgeoisie auf allen Linien, warum nicht auf der Linie des Sports? Nur ein Dummkopf versteht das nicht.»

Jagoda lief purpurrot an. Die Präsidiumsmitglieder der Zentralen Kontrollkommission machten gescheite und zufriedene Gesichter, während Gussew eilends bemerkte: «Na also, Genossen, ich glaube, damit ist die Frage geklärt, und alle werden zustimmen, wenn ich unseren Beschluss so formuliere, dass Genosse Podwojskij nicht recht hat, Genosse Semaschko dagegen recht hat und eine mit der Parteilinie völlig übereinstimmende Position einnimmt. Keine Einwände?» Einwände gab es nicht, die Sitzung war damit geschlossen.

Semaschko und das Präsidium des Obersten Rates versicherten mir, dass ich als Leiter des Eisschnellläuferteams nach Norwegen fahren würde, da dort delicate Gespräche mit der Führung der norwegischen KP bevorstünden, der man die Änderung der Politik der Sportintern erklären musste, zumal in den nordischen Ländern Fragen des Sports und besonders des Wintersports eine grosse Rolle spielten. Ich erklärte mich einverstanden, ging zu Molotow und veranlasste für alle Fälle einen Beschluss des Organisationsbüros des ZK über meine Entsendung als Leiter des sowjetischen Teams.

Ich sollte in ein bis zwei Tagen fahren. Alle Fragen meines Lebens liefen auf eine hinaus, weil sich jetzt für mich die Gelegenheit ergab, ins Ausland zu reisen, dort zu bleiben und den Staub meines sozialistischen Vaterlandes von den Schuhen zu schütteln.

Da gab es jedoch eine grosse, gewaltige Schwierigkeit, meinen Roman. Er hiess Alenka Andrejewna, zwanzig Jahre alt. Ihr Vater war General und Direktor der Putilowwerke gewesen. Während des Bürgerkrieges hatte er sich vor den Roten mit Frau und Tochter in den Süden Russlands abgesetzt. Dort starb er gegen Ende des Bürgerkrieges im Kaukasus buchstäblich den Hungertod, während seine Frau um den Verstand kam. Das fünfzehnjährige Töchterlein Alenka nahm eine

Gruppe Komsomolzen, die zu einem Kongress fuhr, nach Moskau mit. Dort kam sie im Komsomol unter und begann im zentralen Apparat des Verbandes zu arbeiten. Sie war ausserordentlich schön und klug, doch ihr nervliches Gleichgewicht liess nach allem, was sie erlebt hatte, zu wünschen übrig.

Als sie 17 Jahre alt war, verliebte sich der Generalsekretär des Komsomol, Genosse Pjotr Smorodin, in sie und schlug ihr vor, seine Frau zu werden. Mit 19 nahm sie im Apparat des ZK eine technische Arbeit an. Dort lernte ich sie kennen. Der Roman, der zwischen uns sich anspann, führte schliesslich dazu, dass sie Smorodin verliess. Allerdings lebten wir nicht zusammen. Ich wohnte im 1. Haus der Sowjets, aber daneben war ein Haus, das für die leitenden Angestellten des Komsomol-ZK bestimmt war. Dort hatte sie ein Zimmer, neben ihr wohnten alle ihre Freundinnen, an deren Gesellschaft sie sich gewöhnt hatte.

Unser Roman währte schon ein halbes Jahr. Alenka hatte aber keine Ahnung von meiner politischen Entwicklung und betrachtete mich als vorbildlichen Kommunisten. Ihr zu offenbaren, dass ich ins Ausland fliehen wollte, gab es nicht die kleinste Möglichkeit. So dachte ich mir folgende Strategie aus.

In den letzten Monaten hatte ich Alenka eine Arbeit im Volkskommissariat der Finanzen als Sekretärin verschafft. Die Arbeit gefiel ihr sehr. Dazu erfand ich für sie eine Dienstreise nach Finnland, wo sie Material über die Währungsreform sammeln sollte, das für ihre Behörde angeblich sehr wichtig war. Über das Volkskommissariat der Finanzen erreichte ich diese Dienstreise auf der Stelle. Ich hoffte, dass sie auch über die GPU laufen würde, zumal die Reisepässe ins Ausland Jagoda unterschrieb und dabei merken musste, dass ich nach Norwegen und sie nach Finnland reiste. Ich hatte mir vorgenommen, sie auf der Rückreise in Helsingfors zu treffen, um sie dort von meiner Absicht zu informieren und vor die Wahl zu stellen, entweder bei mir im Ausland zu bleiben oder nach Moskau zurückzukehren. Wenn sie sich zu letzterem entschlossen hätte, wären für sie alle Risiken entfallen: hatte sie doch bewiesen, dass sie meine konterrevolutionären Ansichten nicht teilte und als Mitbeteiligte an meiner Flucht nicht in Frage kam.

Es verging ein Tag, meine Mannschaft war fertig. Sie bestand aus den drei Eisläufern Jakow Melnikow, im Augenblick der stärkste Läufer der Welt, besonders auf die kurze 500-Meter-Distanz, Platon Ippolitow, sehr stark auf der mittleren 1'500-Meter-Strecke, und dem jungen Rotarmisten Kuschin, der seine schnellsten Zeiten auf den langen 5'000-10'000-Meter-Distanzen hatte. Wir hatten es eilig fortzukommen, da wir den Anschluss nach Trondheim nicht versäumen durften, wo die Wettkämpfe stattfanden. Doch Jagoda musste noch meinen

Reisepass unterschreiben. Ich rief in der GPU an, konnte aber über meinen Pass nichts anderes erfahren, als dass er bei «Genosse Jagoda zur Unterschrift» liege. Den Genossen Jagoda selber konnte ich nicht erreichen, nicht einmal an das automatische Telephon ging er. Ich begriff sogleich, woran es lag. Er tat dies absichtlich, um unsere Reise zu vereiteln. Wenn wir heute nicht abreisten, kamen wir zu spät nach Trondheim. Genau das wollte er.

So ging ich zu Molotow und erklärte ihm, dass Jagoda meinen Pass zurückhalte, um unsere Reise zu hintertreiben. Nebenbei schärfte ich Molotow ein, dass ich auf Beschluss des Organisationsbüros des ZK fuhr. Molotow nahm den Hörer ab und liess sich mit Jagoda verbinden. Dann teilte er ihm sehr trocken mit: «Genosse Jagoda, wenn Sie glauben, auf diese Weise eine Resolution des ZK hintertreiben zu können, irren Sie. Wenn in 15 Minuten der Pass des Genossen Baschanow nicht auf meinem Schreibtisch liegt, übergebe ich die Angelegenheit der Zentralen Kontrollkommission als absichtliche Hintertreibung eines Beschlusses des ZK der Partei.» Und zu mir sagte Molotow: «Warten Sie hier, Genosse Baschanow, es dauert nicht lange.» Tatsächlich stampfte nach zehn Minuten ein Feldjäger der GPU in seinen schweren Stiefeln zur Tür herein. «An den Genossen Molotow, sehr eilig, persönlich, zu eigenen Händen, mit Unterschrift auf dem Umschlag.» In dem Umschlag war mein Pass. Molotow lächelte.

Wir fuhren noch am gleichen Tag los. In Oslo kamen wir am Vorabend der Weltmeisterschaften an, konnten aber nicht mehr nach Trondheim weiterfahren, es ging kein Zug mehr, auch ein Flugzeug konnten wir nicht auftreiben, alle waren in Trondheim. So mussten wir uns mit einem Wettkampf gegen ein schwaches Arbeiterkommando zufriedengeben. Die von unseren Läufern erreichten Zeiten waren aber besser als die Zeiten bei den Weltmeisterschaften. Die Zeitungen stritten darüber, wer die Meisterschaft moralisch gewonnen habe.

Unsere norwegische Gesandtin, Frau Kollontaj, lud den Generalsekretär der norwegischen KP, Furuboten, in die Gesandtschaft ein, wo ich ihm erklärte, wie und warum Moskau beschlossen hatte, in der Politik der Sportintern eine Kehrtwendung zu machen. Die Kollontaj fügte hinzu, welchen Posten ich im ZK der Partei einnahm, und das bremste dadurch alle möglichen Erwiderungen.

In den nördlichen Ländern spielte der Sport eine unvergleichlich grössere Rolle als bei uns. Die Zeitungen veröffentlichten Aufnahmen unserer Mannschaft und natürlich auch von mir als Kapitän. Dann von allen zusammen, beim Training auf der Eisbahn und im «Gespräch» (grösstenteils mit Händen und Füßen) mit der Weltmeisterin im Eiskunstlauf, Sonja Hennie, einem bezaubernden fünfzehnjährigen Mädchen.

Am Abend beschloss ich, in die Oper zu gehen, um mir anzuhören, wie die Norweger «Carmen» spielten. Zwar verstand ich kein Wort Norwegisch, aber die Oper kannte ich auswendig. In der ersten Pause ging ich ins Foyer und blieb an einer Säule stehen. Meine Kleidung war nicht ganz opernmässig, aber das Publikum kannte mich nach den Aufnahmen in der Presse vom heutigen Tag. Das ist der bolschewistische Kapitän der Eisläufer. An mir ging ein reizendes Mädchen in Begleitung von zwei sehr vornehmen jungen Männern vorbei; sie redete auf die beiden ein, die ihr freundlich widersprachen. Es wurde mir bald klar, worum es sich handelte. Das Mädchen kam nämlich auf mich zu und knüpfte ein Gespräch mit mir an. Sie sprach Französisch und Englisch. Wir einigten uns auf Französisch. Zuerst drehte sich die Unterhaltung um die Mannschaft und den Eislauf. Dann stellte meine Gesprächspartnerin allerhand Fragen über die Sowjets, über Politik und Literatur. Ich lavierte (wollte ich doch im Ausland bleiben) und bemühte mich, möglichst doppelsinnig zu sprechen, geistreich zu tun und zu scherzen. Das gefiel dem Mädchen sehr, wir setzten unser Gespräch in den folgenden Pausen fort. Ich merkte, dass die Vorübergehenden, lauter ältere und offener angesehene Leute, sich überaus ehrerbietig vor ihr verneigten. Da fragte ich sie, was sie treibe, ob sie arbeite. Nein, sie wohne bei ihren Eltern und studiere. Der Abend verlief sehr angeregt.

Als ich am nächsten Tag in die Gesandtschaft kam, eröffnete mir die Kollontaj: «Das wird ja immer besser! Jetzt halten wir schon um königliche Prinzessinnen an.» Ich antwortete, um nicht aus der Parteimanier zu fallen: «Wer kann schon wissen, dass sie eine königliche Prinzessin ist, hat ja kein Schild umgehängt.» Doch es folgte eine Meldung darüber, Stalin fragte mich: «Was ist das für eine Prinzessin, um die Sie angehalten haben?» Folgen hatte diese Episode natürlich keine.

Ich kehrte mit meiner Mannschaft über Finnland zurück. In Helsingfors hoffte ich, Alenka zu treffen. Doch leider war sie in Leningrad und bat mich, sie gleich nach meiner Ankunft anzurufen. Ich rief an. Sie teilte mir mit, dass sie nicht fahren konnte, weil Jagoda sich geweigert habe, ihren Pass zu unterschreiben.

Ich befand mich in einer dummen Lage. Wenn ich im Ausland bliebe, würde man sie aller Wahrscheinlichkeit nach als meine Komplizin betrachten, die erfolglos versucht hat, mit mir ins Ausland zu fliehen, und das arme Mädchen würde wegen nichts und wieder nichts erschossen, weil sie ja tatsächlich keine Ahnung davon hatte, dass ich ins Ausland wollte. Ich musste mich sofort entscheiden. Wenn ich wieder zurückkehrte, würde es keine unangenehmen Folgen für sie haben. So schlug ich den misslungenen Emigrationsversuch zu meinen Passiva, setzte mich in den Zug und fuhr in die Sowjetunion zurück. Inzwischen war es

Jagoda schon gelungen, Stalin Meldung über meinen Fluchtversuch, dazu noch mit meiner Geliebten, zu erstatten. Stalin übergab mir den Bericht gleichgültig wie immer. Ich zog die Schultern hoch. «Das wird langsam zur Manie bei ihm.» In jedem Fall machte meine Rückkehr Jagoda zum Narren. Der Beweis, dass ich nicht fliehen wollte, war vollkommen, denn wie wäre ich sonst zurückgekommen? Die menschlichen Motive meiner Rückkehr waren weder Stalin noch Jagoda zugänglich, so etwas fiel ihnen gar nicht ein.

Da jetzt völlig klar war, dass ich – auf welche Art und Weise ich auch fliehen mochte – Alenka nicht mehr mitnehmen konnte, gab es für mich keinen anderen Ausweg, als mich von ihr zu trennen, um nicht ihr Leben in Gefahr zu bringen. Das war sehr schwer und unangenehm, aber es gab keine andere Lösung. Zu allem kam noch, dass ich der Armen nicht einmal den wahren Grund mitteilen konnte. Aber sie war ein stolzes und selbstbewusstes Mädchen und nahm nach den ersten Anzeichen meines Rückzuges unsere Trennung ohne weitere Erklärung hin. Dafür beschloss die GPU, die sich ohne Unterlass mit meinen Angelegenheiten beschäftigte, die Situation auszunutzen. Eine von Alenkas Freundinnen, Shenjka, die in der GPU arbeitete, ohne dass es Alenka wusste, bekam eine Aufgabe, die sie auch sehr erfolgreich erfüllte. «Weisst du, weshalb er dich sausen lässt? Ich habe zufällig erfahren, dass er eine andere hat. Was für ein Schuft», usw. Man setzte ihr langsam zu, versicherte ihr, dass ich ein verkappter Konterrevolutionär sei und überredete sie, wie es sich für eine Kommunistin gehört, eine Meldung über mich an die Zentrale Kontrollkommission zu schicken, in der sie mich des heimlichen Antibolschewismus beschuldigte. Jagoda rechnete wieder mit Peters und Lazis, die im Kollegium der Parteikommission sassen. Doch zu einer Verhandlung musste man vorher immerhin Stalins Erlaubnis einholen. Das war aber nicht so einfach, gewöhnlich antwortete er auf so einfache Geschichten nicht. Da musste schon mehr dazukommen. Nun kam ihnen (es war im Frühjahr 1926, als sich Sinowjew und Kamenew schon in Opposition befanden) ein zufälliger Umstand zu Hilfe. Ich verkehrte immer noch in Sokolnikows Haus. Stalin störte das nicht weiter, da ich auch im Volkskommissariat der Finanzen arbeitete und mit Sokolnikow allerlei Geschäfte auf dieser Linie zu erledigen haben konnte. Da bat mich Kamenew, zu ihm zu kommen. Seit Januar 1926 war er nicht mehr Mitglied, sondern Kandidat des Politbüros. Ich sah keinen Grund, dieser Bitte nicht nachzukommen, obwohl ich nicht wusste, wozu er mich brauchte. Ich ging also. Kamenew machte den Versuch, mich für die Opposition gegen Stalin anzuwerben. Ich antwortete ihm mit sehr sauren Bemerkungen auf seine Ausführungen, die er über die programmatischen Unterschiede zwischen der Opposition und Stalin entwickelte. «Ich bin kein Jüngling mehr und sehe, dass es hier mehr Kampf um die

Macht als tatsächliche Unterschiede gibt.» Doch die GPU meldete Stalin, dass ich bei Kamenew war. Da änderte Stalin seine Meinung und stimmte zu, mich vor die Zentrale Kontrollkommission zu laden und mich zu Alenkas Anschuldigungen zu vernehmen. Die Frau, die mir so nahestand, konnte von mir sehr aufschlussreiche Geheimnisse wissen. Nach der sowjetischen Praxis hätte ich natürlich zu Stalin gehen und ihm von meiner Unterredung mit Kamenew berichten müssen, aber mir war dieses ganze zuträgerische Spitzelsystem in tiefster Seele verhasst.

In der Zentralen Kontrollkommission redete Alenka baren Unsinn. Ihre Beschuldigungen, meine konterrevolutionäre Tätigkeit betreffend, gingen über meine Redensarten wie «unser übliches sowjetisches Irrenhaus» und «unser sowjetisches Bordell» nicht hinaus. Das sagte ich tatsächlich oft, ohne mich zu genießen. Meine Gesprächspartner lächelten gewöhnlich ehrerbietig, ich gehörte zu den Magnaten, die sich eine Kritik der sowjetischen Einrichtungen gewissermaßen als die Hausherren erlauben durften. Als sie fertig war, ergriff ich das Wort und bat das Parteikollegium, sie nicht zu streng zu beurteilen. Sie sei ein ergebenes Parteimitglied und sage aus, was sie tatsächlich denke, wobei sie der Meinung sei, ihre Pflicht als Kommunistin zu erfüllen, aber durchaus nicht den Mann verleumden möchte, von dem sie sich getrennt hatte. Das war recht amüsant. Alenka versuchte, durch ihre Anschuldigungen meinen Parteiausschluss zu erreichen, was für mich gleichbedeutend mit Erschiessen war; ich dagegen verteidigte nicht mich, sondern meine Anklägerin. Jaroslawskij fragte mich als Vorsitzender, was ich denn zu den Anschuldigungen selbst zu sagen hätte. Ich winkte nur ab. «Nichts.» Das Parteikollegium gab sich den Anschein, als hielte es gegen mich an dem strengen Vorwurf fest, ihr eine Dienstreise ins Ausland verschafft zu haben. Ich schenkte dem keine Beachtung, weil ich wusste, dass alles Theater war und dass sie bei Stalin anfragen würden, was mit mir zu geschehen habe. Daher ging ich am nächsten Tag zu Stalin, erzählte ihm beiläufig über die Verhandlung, aber so, als wäre es dummes Zeug (die Initiative einer gekränkten Frau), um dann ebenso beiläufig zu erwähnen, dass Genosse Kamenew versucht habe, mich zum Glauben der Opposition zu bekehren, jedoch erfolglos. Stalin beruhigte sich und erklärte, offenbar auf eine Rückfrage Jaroslawskijs, dass man mich in Ruhe lassen solle, so dass alles keinerlei weitere Folgen für mich hatte.

Das stimmte übrigens nicht ganz. Von allen diesen Geschichten blieb etwas zurück. Ich wunderte mich schon lange, wie Stalin bei seinem krankhaften Misstrauen dies alles verdaute. Im Frühjahr 1926 versuchte ich, mir eine neue Auslandsreise zu verschaffen, um diesmal endgültig im Ausland zu bleiben. Alenkas wegen war ich jetzt völlig beruhigt. Nach allen Anschuldigungen gegen mich

brauchte sie nichts mehr zu befürchten. Wenn die GPU versuchen sollte, ihr etwas vorzuwerfen, brauchte sie lediglich zu sagen: «Ich habe Ihnen schon gesagt, dass er ein Konterrevolutionär ist, aber die Zentrale Kontrollkommission hat mir ja nicht geglaubt. Da seht ihr jetzt, wer recht hat.» Darauf liess sich wirklich nichts mehr erwidern.

Ich schrieb an einer Arbeit über die Grundlagen der Konjunkturtheorie. Eine Abhandlung über dieses Thema gab es in der Literatur noch nicht. Ich gab mir den Anschein, als brauchte ich dringend Unterlagen aus dem Kieler Institut für Weltwirtschaft (sie wären mir wirklich sehr wertvoll gewesen) und liess mir vom Volkskommissariat der Finanzen eine Dienstreise für einige Tage nach Deutschland ausschreiben. Dazu hatte ich die zwei Möglichkeiten, die Reise entweder über eine Resolution des Organisationsbüros des ZK zu veranlassen, was für eine so kleine Reise freilich etwas zu pompös war, oder einfach zu Stalin zu gehen und seine Erlaubnis einzuholen. Ich ging tatsächlich zu ihm und trug ihm meine Bitte vor. Die Antwort war unerwartet und vielsagend: «Was haben Sie denn, Genosse Baschanow, immer ins Ausland, ins Ausland. Bleiben Sie ein wenig daheim.»

Das hiess, dass ich jetzt auf normalen Wegen nicht mehr über die Grenze kam. Es war also von allen Angriffen der GPU auf mich doch etwas übriggeblieben. Was, wenn Baschanow wirklich im Ausland bleibt, mochte er gedacht haben, er ist mit allen Staatsgeheimnissen wie mit Dynamit geladen. Lieber nichts riskieren, soll er daheim bleiben.

Nach etwa drei Monaten machte ich noch einen indirekten Versuch, stellte es aber so an, dass es nicht auffiel. Im Kollegium des Finanzkommissariats war von Professor Ljubimow die Rede, dem Finanzagenten der Sowjetunion in Frankreich. Er war parteilos, besass nicht das geringste Vertrauen, man verdächtigte ihn, dass er zusammen mit den sowjetischen Finanzgeschäften auch seine eigenen besorgte. Durch wen ihn ersetzen? Jemand von den Mitgliedern des Kollegiums sagte: «Vielleicht könnte Genosse Baschanow hinfahren und Ordnung in diese Sache bringen.» Ich tat, als überraschte mich das sehr. «Wenn nicht für lange», sagte ich, «dann meinetwegen.» Der Volkskommissar Brjuchanow unterstützte den Vorschlag und meldete ihn dem ZK. Da die Angelegenheit keine weiteren Folgen hatte, so nehme ich an, dass er mit Molotow (wohl aber kaum mit Stalin) darüber zu sprechen versucht und dieselbe Antwort bekommen hatte: Er soll ein wenig daheimbleiben.

Jetzt gab es für mich überhaupt keine Möglichkeit mehr, auf legale Weise ins Ausland zu kommen. Ich fühlte mich aber innerlich schon derart als Emigrant, dass ich auf jede nur mögliche Weise fliehen wollte.

Vor allem musste ich Stalin und Molotow aus den Augen gehen, damit sie mich ein wenig vergassen. Aus dem ZK hatte ich mich allmählich und unauffällig entfernt, indem ich dort aller Arbeit auswich; jetzt musste ich einige Zeit im Volkskommissariat der Finanzen arbeiten, um alle daran zu gewöhnen, dass ich mich still und friedlich dort aufhielt, etwa ein Jahr lang. Und während dieser Zeit meine Flucht organisieren.

Meine Alenka tröstete sich langsam und kehrte zu ihrem Mann Smorodin zurück. Aus Altersgründen war er jetzt nicht mehr im Komsomol, sondern versuchte zu studieren. Trotz aller Anstrengungen gelang es ihm aber nicht, sein Kopf war für die Wissenschaften ungeeignet, so verlegte er sich auf die Parteiarbeit. Dort brauchte er den Kopf offenbar weniger, er rückte zum Rang eines Sekretärs des Leningrader Parteikomitees und eines Kandidaten des ZK auf, wurde aber während Stalins Massaker 1937 erschossen. Die arme Alenka fiel dem Massaker zusammen mit ihm zum Opfer und beendete ihr junges Leben in einem Keller der GPU. Ihr Töchterlein Maja war damals noch zu jung zum Erschiessen, doch herangewachsen, wurde sie nach dem Krieg (etwa 1949) in ein Lager verschleppt, aus dem sie aber lebend zurückkam.

Vorbereitungen zur Flucht

Nach meinem Ausscheiden aus dem ZK hatte ich jetzt mehr Zeit. So übernahm ich im Volkskommissariat der Finanzen die Redaktion der *Finanzzeitung*, der Tageszeitung des Kommissariats, die sich speziell mit finanzwirtschaftlichen Fragen beschäftigte. Das Zeitungsmachen interessierte mich sehr, übrigens auch das Druckereihandwerk. Hier konnte man vieles lernen. Die Leitung des Blattes selbst stellte für mich keinerlei Schwierigkeit dar, da ich die Finanzpolitik der Partei ausgezeichnet kannte. Auch die Ablösung Sokolnikows durch Brjuchanow änderte daran nichts.

Ausserdem übernahm ich die Leitung des Finanzverlages. Er gab finanzwissenschaftliche Literatur heraus und hatte 184 Angestellte. Auf der ersten Sitzung des Verlagskollegiums, bei der alle Leiter der operativen, Budget-, Editions-, redaktionellen und weiss der Himmel welcher Abteilungen noch sowie der Sekretär der Parteizelle und der Vorsitzende des örtlichen Komitees anwesend waren, versuchte ich herauszubekommen, was der Verlag eigentlich tat. Alle leitenden Angestellten trugen auf meine sachlichen Fragen ein ermüdendes Kauderwelsch über die kommunistische Wachsamkeit und die richtige Parteilinie vor; als ich weiter auf Fakten und Ziffern drängte, wusste aber niemand etwas, bis sich schliesslich einer der Gefragten an einen grauhaarigen Mann wandte, der bescheiden ganz am Ende des Tisches sass. «Genosse Matwejew! geben sie bitte die Ziffern bekannt.» Genosse Matwejew legte sogleich die nötigen Daten vor. Nach einer Stunde wusste ich, dass ich eine Versammlung von Parasiten vor mir hatte, die nichts taten und nichts wussten und deren Hauptbeschäftigung in Zuträge-reien, Intrigen und Ränken «nach der Parteilinie» bestand. Ich jagte sie davon und schloss die Sitzung. Nur den Genossen Matwejew bat ich noch hierzubleiben, da ich von ihm Zahlenmaterial brauchte. Genosse Matwejew war ein parteiloser Spezialist und hielt sich niedriger als Gras. Er war der einzige in dem Verlag, der alles ausgezeichnet wusste und sich in der ganzen Arbeit glänzend auskannte. Er war im Rang eines technischen Beraters angestellt. Nach einer halben Stunde hatte ich ein klares und genaues Bild über den Stand der Dinge. Ich staunte über die detaillierten Kenntnisse des Genossen Matwejew. «Was waren Sie bis zur Revolution?» Schüchtern und verlegen bekannte er, Verleger gewesen zu sein. Finanz- und Wirtschaftsliteratur habe er herausgegeben und auf diesem Gebiet in Russland praktisch eine Monopolstellung besessen. Es stellte sich heraus, dass

sein Verlagsprogramm annähernd dem unseres Verlages entsprochen hatte. Ich interessierte mich für die Grösse seines Mitarbeiterstabes. Ebenso schüchtern erklärte er, keinen gehabt zu haben. «Ja, wer war denn da?» Niemand anderer als er und eine Mitarbeiterin als Schreibkraft. «Und was für ein Gebäude hatten Sie?» Überhaupt keines, ein Zimmerchen, in welchem der Verleger und die Sekretärin arbeiteten. Und sie hatten die gleiche Arbeit verrichtet wie jetzt 184 Parasiten in einem riesigen Haus! Für mich war das ein Symbol, ein Bild des gesamten sowjetischen Systems.

Ich schloss meine Arbeit über die Theorie der Wirtschaftskonjunktur ab. Vor allem versuchte ich, die wichtigsten Grundlagen der Theorie festzulegen. Bronskij schlug mir vor, die Arbeit in seiner dicken Zeitschrift *Sozialistische Wirtschaft* zu drucken. Der Volkskommissar für Volksbildung teilte mir mit, dass er diese Arbeit als Doktordissertation betrachte, während mich das Moskauer Plechanowinstitut für Volkswirtschaft, das einen Lehrstuhl für Theorie der Wirtschaftskonjunktur bekommen hatte, zum Professor dieses Lehrstuhls ernannte. Leider konnte ich dieser Verpflichtung nicht lange nachkommen, nur bis zum Frühjahr 1927. Bald darauf verliess ich Moskau über Mittelasien in die freie Welt.

Ich verliess auch das finanzwirtschaftliche Büro, weil ich fürchtete, das Volkskommissariat würde mich wegen dieser Arbeit nicht fortlassen. Es gelang mir sogar, eine Beschäftigung zu finden, bei der ich mein eigener Herr war und dennoch aufhören konnte, wann ich wollte. Das kam so.

Das Volkskommissariat der Finanzen brauchte Zehntausende von Mitarbeitern mit höherer Spezialausbildung als Finanzinspektoren, Gefällskontrolleure, Bankleute und ähnliches mehr. Die bis zur Revolution auf diesen Posten tätigen Kader, gewöhnlich Leute mit höherer Schulbildung, hatte man verjagt oder erschossen, einige waren geflohen oder emigriert. An Wirtschafts- und Finanzspezialisten herrschte jedenfalls ein kolossaler Mangel. Die im Hochschulwesen durchgeführte neue Klassenpolitik liess nur Leute proletarischer Herkunft zum Studium zu, die grösstenteils wenig gebildet und für ein Studium kaum geeignet waren, da sie kein Gymnasium besucht hatten. Im Gegensatz dazu wurden viele junge Leute nichtproletarischer Herkunft mit höherer Schulbildung und besseren Umgangsformen nicht zum Hochschulstudium zugelassen.

Die Hochschulen bildeten also kaum Finanzspezialisten aus. Was tun? Das Finanzkommissariat versuchte in Leningrad, Fortbildungskurse zur Hebung des kulturellen Niveaus und der Qualifikation für jene schwachen Finanzangestellten zu veranstalten, die Posten des höheren Dienstes einnahmen. Die Kurse dauerten ein Jahr, sie kosteten eine Menge Geld, denn man musste Teilnehmer, Lehrer und

Personal verpflegen; dies gab unter sowjetischen Bedingungen einen stets wachsenden Berg von Auseinandersetzungen mit Partei- und Verwaltungsinstanzen; und entlassen wurden jeweils an die hundert Kursanten von fraglicher Qualität. Der Volkskommissar bat mich, nach Leningrad zu fahren, mir die «Produktion» anzusehen und mir Gedanken darüber zu machen, wie es weitergehen sollte. Ich führte den Auftrag aus und vergewisserte mich, dass man riesige Summen zum Fenster hinausgeworfen hatte. Ausserdem waren diese Kurse ein Tropfen auf den heissen Stein im Vergleich zu dem wirklichen Bedarf an Finanzfachleuten.

Doch ich sah eine Lösung und sagte zu Brjuchanow: «Nikolaj Pawlowitsch, leihen Sie aus den Mitteln des Volkskommissariats 10'000 Rubel. Ich möchte eine Finanzfakultät zum Fernstudium einrichten. Sie wird nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten arbeiten; nach drei – vier Monaten gebe ich Ihnen das Geld zurück. Ich bereite Ihnen dafür tausend der benötigten Fachkräfte vor, ohne dass es Sie eine Kopeke kostet. Nur wird es keine proletarische Herkunft geben. Mit Hilfe des Fernstudiums verschaffe ich sofort jener Jugend die Möglichkeit sich zu qualifizieren, der auf Grund ihrer sozialen Herkunft alle Wege versperrt sind. Ihnen kann es doch gleich sein, welcher Herkunft die Finanzspezialisten sind, Hauptsache, Sie bekommen die Leute.» Brjuchanow war ein vernünftiger Mann, der sogleich zustimmte; mir wurden 10'000 Rubel als Darlehen ausgehändigt.

Ich organisierte darauf die Zentralen Finanzwirtschaftlichen Fernstudiumskurse. Im Gegensatz zum Ausland war aber das Fernstudium in Russland noch reichlich unbekannt. In den Jahren 1912-1913 hatte es allgemeinbildende Kurse in Rostow am Don gegeben, die aber während des Krieges aufhörten.

Ich begann damit, dass ich ein kleines Büchlein von 100 Seiten über das Fernstudium verfasste, das im Finanzverlag erschien und 80 Kopeken kostete. Es hatte einen erstaunlichen Erfolg. Im Laufe von drei Monaten wurden 100'000 Exemplare verkauft. Es bereitete den Erfolg meiner Heimfakultät vor.

Ich hatte einen winzigen Stab. Als Stellvertreter Professor Sindejew und als Geschäftsführer den ehemaligen Stabskapitän Budawej. Beide waren parteilos und tüchtig. Doch zur Mitarbeit lud ich die besten Finanzfachleute im Land ein, 49 Professoren, die ich sehr gut von meiner Arbeit im Finanzkommissariat her kannte. Die Kurse waren in vier Abteilungen eingeteilt, die ich den angeworbenen Professoren zur Ausarbeitung des Lehrstoffes überliess. Sie schrieben die Lektionen nieder, die gedruckt wurden, um an die Schüler verschickt zu werden. Das Studium dauerte zwei bis drei Jahre, je nach der gewählten Abteilung. Es wurde mit einer Prüfung abgeschlossen. Wenn die Teilnehmer sie bestanden, erhielten

sie ein Diplom, das zur Arbeit bei den Organen des Volkskommissariats der Finanzen als Inspektoren, Kontrolleure und dergleichen berechtigte. Die Teilnehmer zahlten insgesamt (für die Lektionen wie für die Kurse) drei Rubel monatlich.

Nach Eröffnung der Kurse meldeten sich im ersten Monat 7'000 Schüler. Ich nahm alle auf. Von den eingezahlten 21'000 Rubeln zahlte ich sofort das Darlehen zurück. Die Professoren honorierte ich sehr gut, sie waren überaus zufrieden und machten sich begeistert an die Arbeit. Es waren lauter kenntnisreiche Männer, unter denen sich kein einziger Kommunist befand. Sehr zufrieden war auch das Volkskommissariat, sein Kaderproblem ging endlich einer Lösung entgegen.

Da verhaftete die GPU meinen Kursleiter der Kreditabteilung, Tschalchuschjan, einen hervorragenden Fachmann. Er war gleichzeitig auch Berater der Staatsbank. Da er Geld brauchte, beging er die Unvorsichtigkeit, eines seiner alten Bilder einem japanischen Diplomaten zu verkaufen, ohne zu ahnen, was für eine Lebensgefahr derlei unter sowjetischen Verhältnissen darstellte. Seine Frau kam zu mir, eine kleine, verweinte Person, ganz in schwarz und bat mich zu helfen. Was konnte ich tun? Im Hinblick auf mein schlechtes Verhältnis zur GPU konnte ihm mein Beistand, zumal ich nicht mehr im ZK war, nur schaden. Ich ging ein grosses Risiko ein, als ich ihr das sagte; aber sie verstand mich nicht; sie hatte nur gehört, dass ich ein grosser Parteimagnat sei. Ich sagte ihr, nichts erklären zu können, aber nach ein paar Monaten würde sie selber alles begreifen, wenn ich über alle Berge war. Ich nahm den Hörer ab, gab ihr den Zweithörer, damit sie das Gespräch mit verfolgen könnte, und rief den Chef der GPU-Wirtschaftsabteilung, Prokofjew, an. Ich sprach so, dass es nicht nach Parteinahme klang, das hätte dem armen Tschalchuschjan nur geschadet. «Genosse Prokofjew, ihr habt den Leiter der Kreditabteilung meines Fernstudiums, Tschalchuschjan, verhaftet. Worum geht es?»

«Worum es geht, kann ich Ihnen nicht sagen, das ist das Untersuchungsgeheimnis der GPU.»

«Aber Tschalchuschjan hat jetzt für die Kurse dringende Arbeiten zu erledigen, er arbeitet das Lehrprogramm der Kreditabteilung aus. In jedem Fall muss ich wissen, ob es eine ernste Angelegenheit ist oder nicht. Wenn ihr ihn nur wegen irgendeiner Lappalie einfach zur Abschreckung verhaftet habt, dann kann ich ein wenig warten, bis ihr ihn wieder herauslasst. Aber wenn es eine ernste Sache ist, bin ich gezwungen, ihn durch einen anderen zu ersetzen.» Prokofjew riet mir, ihn durch einen anderen zu ersetzen, es sei eine sehr ernste Sache.

Tschalchuschjan kam aus dem Gefängnis nicht mehr heraus. Die GPU dichtete ihm eine Verbindung mit den Japanern an, er habe Wirtschaftsspionage zu ihren

Gunsten betrieben. Er wurde erschossen.

Die Kurse machten gute Fortschritte. Ich beschäftigte mich mit ihnen bis zum Sommer 1927. Da ich mein eigener Herr war, setzte ich vor meiner Abreise aus Moskau German Swerdlow zum Direktor ein. Nach zwei Jahren hatte ich in Paris die Genugtuung, in der *Izvestija* die Ankündigung einer neuen Serie meiner Kurse zu lesen mit der Unterschrift: Direktor German Swerdlow. Sie wurden also fortgesetzt.

Den Sommer 1927 verbrachte ich auf der Krim. Vor meiner Abreise kam aus dem ZK eine Warnung der GPU an alle verantwortlichen Angestellten, überaus vorsichtig zu sein, da ein gefährlicher Terrorist durch Moskau streife. Ich fuhr auf die Krim und erfuhr dort, dass der Terrorist eine Bombe in eine Sitzung des Moskauer Parteikomitees geworfen habe. Das Ergebnis waren ein paar Dutzend Tote und Verwundete. Den Terroristen lernte ich dann in Paris und Berlin kennen. Es war der bezaubernde und saubere Larionow, ein noch junger Mann.

Damals kämpfte der Führer des Militärbundes, Kutepow, gegen die Bolschewiken. Eine Reihe opferbereiter Burschen und Mädchen begab sich nach Russland, um nach dem Beispiel der alten russischen Revolutionäre Bomben zu werfen. Aber sie kannten nicht die Stärke des neuen gigantischen Polizeiapparates in der Sowjetunion. Ihnen half angeblich eine grosse und starke antibolschewistische Organisation, die unter dem Namen «Trud» bekannt war. Doch in Wirklichkeit war «Trud» von der GPU organisiert. Alles – Treffs, Quartiere, Mitarbeiter – stammten von ihr. Die Terroristen überschritten die Grenze, fielen direkt in die Klauen der GPU und wurden erschossen.

Noch mehr. Die Unterkunft des Militärbundes in Paris, in der General Kutepow seine antibolschewistische Tätigkeit ausübte, gehörte dem russischen Kapitalisten Tretjakow. Er war gleichzeitig Vorsitzender des Russischen Handels- und Industriebundes, einer Vereinigung von Grosskaufleuten und Fabrikanten. Niemand wusste, dass Tretjakow Agent der GPU war und dass in der Wand von Kutepows Arbeitszimmer ein Mikrophon installiert war, so dass alles, was bei dem General geschah, sofort zur Kenntnis der GPU gelangte. Alle Einzelheiten über die nach Russland reisenden Terroristen kannte die GPU lange vor deren Ankunft.

Tretjakow setzte seine Arbeit bis 1941 fort. Er verriet Kutepow, den die Bolschewiken entführten, mit seiner Hilfe organisierte der tschekistische Agent General Skoblin die Entführung General Millers, Kutepows Nachfolger. Zufällig eroberten die deutschen Truppen 1941 Minsk mit solcher Schnelligkeit, dass es der GPU nicht mehr gelang, ihre Archive zu vernichten oder fortzuschaffen. Bei Durchsicht dieses Materials fand der russische Dolmetscher einen Hinweis Mos-

kaus «Wie unser Agent Tretjakow in Paris mitteilte ...» Die Deutschen erschossen ihn. Die Motive, weshalb er 20 Jahre lang für die GPU arbeitete, blieben unklar.

Larionow überschritt mit einem anderen jungen Terroristen die finnische Grenze. Sie waren mit genauen Instruktionen versehen. Jeder von ihnen überschritt die Grenze allein. In Erfüllung seines Auftrags fiel Larionows Gefährte sofort der GPU in die Hände und kam um. Larionow selber war ein Mensch von seltener Zerstreutheit; er vergass alles, brachte alles durcheinander und war beim Überschreiten der Grenze völlig verwirrt. Er ging aufs Geratewohl weiter (was seine Rettung war) und kam auf eine Bahnstation. Er setzte sich in den Zug, fuhr nach Leningrad und von dort nach Moskau. Immer mit der Rolle, in der sich die Bombe befand. Er übernachtete in Bahnhöfen und nährte sich von Brot. Aus dem Abendblatt *Wetschernaja Moskwa* (Moskau am Abend) erfuhr er, dass am gleichen Tag im Gebäude des Geschäftsklubs eine Sitzung des Plenums des Moskauer Parteikomitees stattfinden sollte. Er ging hin. Es war August, die Fenster standen offen, die Sitzung fand im Parterre statt. Er warf die Bombe zum Fenster hinein und versteckte sich. Dann fuhr er wieder nach Leningrad und von dort zur Grenze, wo man ihn nicht suchte; er überschritt die Grenze wieder auf wunderbare Weise und kehrte nach Frankreich zurück. Von dort schickte man ihn wegen der Nachstellungen der Sowjets nach Deutschland, wo er bis zum Krieg lebte. In Deutschland sah ich ihn noch einmal.

Nach der Rückkehr von der Krim begann für mich die letzte Phase meiner Vorbereitungen zur Flucht.

Ich konnte nicht mehr friedlich, auf einer Dienstreise das Land verlassen. Nur die Flucht über die grüne Grenze war noch möglich. Aber über welche? Ihr Studium führte zu recht unerfreulichen Ergebnissen. Die polnische Grenze war völlig gesperrt. Mehrere Reihen Stacheldraht, überall Grenztruppen der GPU mit Hunden, undurchdringlich. Ebenso unmöglich war es, nach Rumänien zu gelangen. Die Grenze bildete der Dnjestr, der Tag und Nacht unter strenger Beobachtung stand. Viel schwieriger war es, die finnische Grenze zu bewachen, sie zog sich durch Wälder und die Tundra. Dennoch war es nicht ratsam, sich ihr zu nähern. Welchen Vorwand konnte ich angeben, der meinen Aufenthalt im Grenzgebiet rechtfertigte? Die Tatsache allein würde schon als hinlänglicher Beweis dafür gelten, dass ich das Sowjetparadies verlassen wollte.

Beim Studium der Karte verfiel ich schliesslich auf Turkmenien. Das Siedlungsgebiet des Landes erstreckte sich zwischen einer Sandwüste und Persien. Und die Hauptstadt Aschchabad befand sich nur 20 km von der persischen Grenze entfernt. Es konnte nicht sein, dass sich dort keine Möglichkeit ergab, legal an die



[45] Zehnter Jahrestag der Oktoberrevolution. Rykow, Stalin, oroschilow, dahinter Jemeljan roslawskij, Mitglied der Zentri-Kontrollkommission der Partei

[46] Bucharin im Jahre 1928





[47] Genrich Jagoda, ab 1926 Stellvertretender Leiter der GPU. Aufnahme aus den 30er Jahren

[48] Stalins 50. Geburtstag, 21. Dezember 1929. V.l.: Ordschonikidse, Woroschilow, Kujbyschew, Stalin, Kalinin, Kagano-witsch, Kirow

Grenze zu kommen. Ich hatte aber keine Ahnung, dass die Schwierigkeiten, nach Persien zu fliehen, in etwas ganz anderem bestanden. Also beschloss ich, in Turkmenien über die Grenze zu gehen. Doch zuerst musste ich nach Turkmenien gelangen, das dem Mittelasiatischen Büro des ZK unterstand.

Nach der Übergabe meiner privaten Finanzfakultät an German Swerdlow unternahm ich eine Exkursion in das Organisationsverteilungsbüro des ZK und schlug ihm vor, mich dem Mittelasiatischen Büro des ZK zur Disposition zu stellen. Obgleich ich im ZK alles und alle kannte, alle Eingänge und Ausgänge, stiess ich auf eine grosse Schwierigkeit. Nach der Nomenklatur der leitenden Angestellten gehörte ich einer so hohen Kategorie an, dass das Büro nicht das Recht hatte, über mich zu verfügen. Dafür bedurfte es einer Entscheidung zumindest des Organisationsbüros selbst. Man schlug mir lebenswürdigerweise vor, den Antrag über meine Entsendung dem Organisationsbüro zumindest zur Bestätigung vorzulegen. Damit war mir aber nicht gedient. Ich erklärte, dass ich in keinem Fall das Risiko eingehen wollte, mich von irgendeinem Mitglied des Organisationsbüros auf einen leitenden Posten schubsen zu lassen, der gerade dringend besetzt werden musste und den ich nach Meinung des Organisationsbüros ohne Einwände anzunehmen hatte. «Ruft Molotow an und fragt, ob er nichts dagegen einzuwenden hat, dass ich in Mittelasien eine Arbeit annehme. Wenn nicht, kann mich das Organisationsbüro im Einverständnis mit dem Sekretariat des ZK und den Vorsitzenden des Organisationsbüros losschicken, wenn ja, gehe ich selber zu Molotow, um die Angelegenheit zu regeln.» So wurde es auch gemacht. Glücklicherweise verdross es Molotow schon lange, dass ich nicht mehr im ZK arbeiten wollte, und er antwortete: «Na, meinetwegen, wenn er unbedingt will, dann soll er halt fahren.» Ich bekam sofort einen Reisebefehl, in dem ich dem Mittelasiatischen Büro des ZK für einen leitenden Posten zugeteilt wurde.

Mit diesem Reisebefehl kam ich nach Taschkent und meldete mich beim Sekretär des Büros. Das war der nämliche Selenskij, der einst im Herbst 1923 als erster Sekretär des Moskauer Komitees die Opposition verschlafen hatte. Deshalb wurde er von der Troika als viel zu schwach für die Moskauer Organisation abgesetzt und nach Mittelasien geschickt.

Selenskij war von meiner Ankunft nicht sonderlich begeistert. Was sollte das? Stalins Auge hier? Ich erklärte ihm aber, die Arbeit im ZK aufzugeben zu haben, weil ich mich durch sie völlig vom Leben abgeschnitten fühlte und beschlossen hätte, eine niedrigere Arbeit anzunehmen. «Herrlich», sagte Selenskij, «wir ernennen Sie sofort zu meinem Gehilfen und zum Leiter des Sekretariats; Sie werden alles reorganisieren, ich habe von Ihren Organisationskünsten schon gehört.»

«Genosse Selenskij», erwiderte ich, «wir wollen offen sprechen. Ich habe nicht

deshalb den Posten als Stalins Gehilfe aufgegeben, um Ihr Sekretär zu werden. Ich will einen ganz niedrigen Posten, weit weg von hier, an irgendeinem entlegenen Ort. Da ist zum Beispiel in Turkmenien der Sekretär des ZK Ibragimow, ich kenne ihn vom Apparat des ZK her, schicken Sie mich zu dem.» Selenskij war sofort damit einverstanden, ich bekam einen neuen Reisebefehl und wurde dem ZK Turkmeniens zur Verfügung gestellt.

Von Taschkent fuhr ich aber nicht nach Aschchabad weiter, sondern kehrte nach Moskau zurück, um mich von den Freunden und der Stadt zu verabschieden. Wer weiss, ob ich meine Heimat noch jemals wiedersehe ...

Ich musste mich aber nicht nur von den Freunden verabschieden, sondern auch überlegen, wie man es am besten anstellte, dass ihnen aus meiner Flucht kein Risiko erwuchs. Nach meinem Verschwinden wird die GPU mit allen Mitteln herauszubekommen versuchen, ob ich irgendeiner antikommunistischen Organisation angehört habe und mit wem ich Verbindung hatte. Das Risiko für die Freunde war sehr gross. Nun hatte ich zwei Sorten von Freunden. Die einen, mit denen ich häufig verkehrte (und ganz offen) und gute Beziehungen unterhielt. Es waren dies etwa German Swerdlow, Munjka Sorkij und noch zwei, drei andere. Sie hatten nicht die geringste Ahnung, dass ich ein Feind des Kommunismus war. Die GPU wird gut verstehen, dass ich mit ihnen – hätten uns politische Ziele oder gemeinsame Ideen verbunden – nie offen verkehrt hätte. Sie hatten also nichts zu befürchten. Aber es gab andere, die eine ähnliche Entwicklung durchgemacht hatten wie ich, mit denen ich schon seit Monaten sehr vorsichtig umging. Ich traf mich mit ihnen nur in amtlichen Arbeitszimmern, als hätten wir miteinander nur dienstlich zu tun. Hier wird die GPU zu wühlen anfangen.

Meine Freunde verfielen auf folgende Idee. Wenn du im Ausland bist und über Moskau und den Kommunismus schreibst, gib dir den Anschein, dass du nicht erst im Politbüro zum Antikommunisten geworden bist, sondern schon zwei Jahre vorher, ehe du ins Politbüro kamst. Das beeinträchtigt den Wert deines Zeugnisses nicht. Ist es nicht ganz egal, ob du zwei Jahre früher oder später zum Antikommunisten geworden bist? Wichtig ist die Richtigkeit deiner Schilderungen. Die GPU und Jagoda werden sogleich nach deinen Veröffentlichungen prahlen: «Aha, unsere tschekistische Spürnase! Wir haben doch gleich gerochen, dass er ein Konterrevolutionär ist.» Doch auf der Suche nach deiner Organisation werden sie den falschen Weg einschlagen. Wenn du schon früher Antikommunist warst, dann erscheint es völlig glaubwürdig, dass du nach deiner Ankunft in Moskau und nach deinem Eintritt ins ZK deine Ansichten vor jedermann sorgfältig verbergen musstest und jeden von uns genauso in die Irre geführt haben kannst wie das Politbüro,

und sie müssen deine Verbindungen und deine Organisation in deiner Vaterstadt suchen.

Die Idee war nicht schlecht. In Mogilew wird die GPU nichts finden, soviel sie auch suchen mag: dort hat es keine antikommunistische Organisation gegeben. Doch sie könnte stellvertretend für diese meine Freunde aus den letzten Gymnasialjahren nehmen. Doch Mitja Anitschkow war mit den Weissen abgezogen, während Julij Syrbul, ein Moldauer von der anderen Dnjestrseite, jetzt in Bessarabien (also in Rumänien) lebte und als engagierter Antikommunist bekannt war. Sie hatten also nichts zu befürchten, die GPU wird falschen Spuren nachgehen. Ich stimmte meinen Freunden zu und hielt mich an dieses Versprechen, sollte es aber sehr bereuen, es gegeben zu haben. Davon werde ich noch erzählen.

Hier muss ich einen Exkurs anfügen und den Leser mit dem Genossen Blyumkin bekanntmachen, dem nämlich Bljumkin, der während des Petrograder Aufstandes der linken Sozialrevolutionäre den deutschen Botschafter Mirbach umgebracht hatte, um den Frieden von Brest-Litowsk zu hintertreiben.

Seit 1925 traf ich mich häufig mit Munjka Sorkij. Das war aber nur sein Komsomol-Deckname, in Wirklichkeit hiess er Emmanuel Lifschitz. Er leitete die Presse-Abteilung des Komsomol-ZK und war ein sehr gescheiter und witziger Knabe. Er hatte aber eine merkwürdige Schwäche, nämlich eine geradezu panische Angst vor Hunden. Wenn uns auf der Strasse ein harmloser Hund entgegenkam, packte mich Munjka am Ärmel und sagte: «Hör, Baschanow, gehen wir lieber auf die andere Strassenseite! Du weisst, ich bin Jude – ich mag nicht, wenn mich Hunde beißen.»

Einmal gingen wir zusammen über den Arbat. Plötzlich blieb er vor einem alten luxuriösen Bürgerhaus stehen. «Ich verlasse dich hier», sagte er. «In diesem Haus ist in der dritten Etage eine von der GPU reservierte Wohnung, in der Jakow Bljumkin wohnt, von dem du schon gehört hast. Ich habe ihn angerufen, er erwartet mich ... Übrigens, weisst du was, Baschanow? Gehen wir zusammen. Du wirst es nicht bereuen. Bljumkin ist ein russischer Sonderling, aber ein besonderer, einer von den ganz echten. Bei unserer Ankunft, wirst sehen, sitzt er in einem seidenen roten Schlafrock da, saugt an einer meterlangen östlichen Pfeife, wobei auf dem Tischchen ein Band Lenin liegt... Ich habe extra hingeschaut: er ist stets auf der gleichen Seite aufgeschlagen. Gehen wir, gehen wir.» Ich ging. Alles war so, wie es Sorkij vorausgesagt hatte: der Schlafrock, die Pfeife und der Lenin. Bljumkin war ein hochnäsiger und selbstzufriedener Kerl, fest davon überzeugt, eine historische Persönlichkeit zu sein. Wir nahmen ihn wegen seines Selbstbewusstseins auf den Arm. «Jakow Grigorjewitsch, wir waren im Museum der Revoluti-

ongeschichte. Dort ist Ihnen und der Ermordung Mirbachs», flunkerten wir ihm vor, «eine ganze Wand gewidmet.»

«Ah, sehr angenehm. Und was ist auf der Wand?»

«Nun, allerhand Zeitungsausschnitte, Photographien, Dokumente, Zitate; und oben, über die ganze Wand ein Zitat von Lenin: Wir brauchen keine hysterischen Ausbrüche kleinbürgerlicher Degeneraten, sondern den mächtigen Schritt der eisernen Bataillone des Proletariats.»

Natürlich hatten wir uns alles ausgedacht. Bljumkin war sehr verbittert, aber hingehen, um unsere Flunkereien nachzuprüfen, das tat er nicht.

Über Mirbachs Ermordung erzählte mir Bljumkins Vetter, dass die Sache sich ganz anders verhalten habe, als sie von Bljumkin geschildert wurde. Als dieser und seine Begleiter in Mirbachs Arbeitszimmer waren, warf Bljumkin die Bombe und stürzte sich in grösster Eile zum Fenster hinaus, wobei er mit der Hose am Eisenzaun in sehr unkomfortabler Stellung hängenblieb. Der ihn begleitende Matrose, Borisow scheint er geheissen zu haben, brachte ohne sonderliche Eile Mirbach um, nahm Bljumkin vom Zaun ab, lud ihn auf das Lastauto und fuhr davon. Der Matrose kam bald darauf an irgendeiner Front des Bürgerkrieges um, während Bljumkin von den Bolschewiken als vogelfrei erklärt wurde. Aber er schlug sich sehr bald auf die Seite der Bolschewiken, indem er die linken Sozialrevolutionäre verriet; dafür wurde er in die Partei und in die Tscheka aufgenommen und gelangte durch seine Beteiligung an der grausamen Niederwerfung des grusinischen Aufstandes zu traurigem Ruhm. Dann führte ihn seine Karriere in die Mongolei, wo er an der Spitze der Tscheka derart viele Menschen erschossen liess, dass es sogar die GPU für nötig hielt, ihn abzubrufen. Der seidene Schlafrock und die Pfeife stammten von dort. Die GPU wusste nicht, wohin mit ihm, so bildete er eine Art Reserve.

Als er mir seine Wohnung zeigte, vier riesige Zimmer, sagte ich: «Und Sie wohnen hier allein?»

«Nein, mein Vetter Maksimow wohnt bei mir, er führt mir den Haushalt.»

Maksimow wurde mir vorgestellt. Er stammte wie Bljumkin aus Odessa. Maksimow war sein Parteideckname, den zu tragen er in Wirklichkeit gar nicht berechtigt war, da er in Odessa als Parteimitglied und Wirtschaftsführer eines Kavallerieregiments ärarischen Hafer verschoben hatte und deshalb aus der Partei ausgeschlossen und verjagt worden war. Sein richtiger Name war Birger. Bljumkin versuchte, ihn wieder irgendwo unterzubringen, aber das war nicht leicht, denn wer stellt schon jemanden ein, den man wegen Diebstahls aus der Partei ausgeschlossen hat?

«Aber zwei Zimmer stehen ja völlig leer. Dabei hat German Swerdlow, der Bruder des seligen Jakow, im engen Quartier seines Bruders Wenjamin im Haus

des Obersten Volkswirtschaftsrates nicht einmal ein eigenes Zimmer. Man könnte ihn bei Ihnen unterbringen.»

«Der Bruder des Jakow Swerdlow? Ich werde glücklich sein. Er soll sogleich übersiedeln, meinetwegen noch heute.»

So kam German Swerdlow als Untermieter zu Bljumkin.

Als Bljumkin wieder einmal zur GPU kam, rühmte er sich dort seiner Bekanntschaft mit mir. Jagoda geriet in Erregung. «Jakow Grigorjewitsch, das ist eine Arbeit für Sie. Baschanow hasst die GPU, wir haben den Verdacht, dass er nicht unser Mann ist. Das ist eine Aufgabe von ausserordentlicher Wichtigkeit.»

Bljumkin übernahm den Auftrag, aber nach zwei oder drei Wochen erklärte er Jagoda, keinerlei Möglichkeiten zu haben, mich öfter zu treffen oder näher mit mir bekannt zu werden. Deshalb bitte er, ihn von dieser Aufgabe zu befreien. Er hatte aber eine andere Idee. Sein Vetter, der jetzt German Swerdlow sehr oft sah, könne von diesem alles über Baschanow erfahren, da die beiden dicke Freunde seien. Die Idee wurde gutgeheissen, man befahl Maksimow zu Flekser, dem Chef der administrativen GPU-Verwaltung, der ihm auftrag, mich zu besitzeln und der GPU zu rapportieren. Davon ernährte er sich bis zum Sommer 1927.

Die GPU wusste nach wie vor nicht, wohin mit Bljumkin. So versuchte man, ihn bei Trotzki anzustellen, der 1925 alle Betriebe mit dem Auftrag bereiste, die Qualität ihrer Erzeugnisse zu prüfen. Man versetzte Bljumkin in diese Kommission. So naiv Trotzki auch sein mochte: Bljumkins Aufgabe war ihm völlig klar. Als die Unterkommission, mit Bljumkin an der Spitze, zum ersten Mal einen Betrieb inspizierte, wollte dieser auf der anschliessenden Kommissionssitzung unter Trotzkijs Vorsitz ein Referat halten. Trotzki unterbrach ihn: «Genosse Bljumkis war dort das Auge der Partei auf der Linie der Wachsamkeit; kein Zweifel, dass er seine Aufgabe erfüllt hat. Hören wir den Bericht der Spezialisten, die in der Unterkommission waren.» Bljumkin plusterte sich auf wie ein Truthahn: «Erstens heisse ich nicht Bljumkis, sondern Bljumkin; Sie sollten die Geschichte der Partei kennen, Genosse Trotzki! Und zweitens ...» Trotzki schlug mit der Faust auf den Tisch. «Ich habe Ihnen nicht das Wort erteilt!» Bljumkin verliess die Kommission als erklärter Feind Trotzkijs. Um seinen Hass auf die Opposition auszunutzen, versuchte die GPU noch, ihn bei Kamenew anzustellen, aber erst 1926, als man diesen zum Volkskommissar für Handel degradiert hatte. Bljumkin bestimmte man zum Konsultanten des Volkskommissariats; Kamenews Sekretäre lachten sich fast schief über die Arbeit dieses Konsultanten und zeigten mir eine feierliche Eingabe des unzufriedenen Bljumkin an Kamenew. Sie begann mit den Worten: «Genosse Kamenew! Ich frage Sie: wo bin ich, was bin ich und wer bin ich eigent-

lich?» Man musste ihn auch von dort wieder abberufen. Er fand aber trotzdem einen ihm zusagenden Posten, als er zum Residenten der GPU (Spionage und Sabotage) in den Ländern des Nahen Osten gemacht wurde. Ich sollte ihm noch einmal begegnen.

Als ich im Herbst 1927 von Moskau Abschied nahm, war Maksimow sehr traurig. Mit meiner Abreise verlor er seine leichte und gut bezahlte Arbeit. Ich beschloss, ihm einen Streich zu spielen. Ich wusste, dass er über mich in der GPU rapportierte, aber er wusste nicht, dass ich davon wusste. Durch langjährige sowjetische Erfahrung geschult, verfasste ich gewissermassen über mich selber Informationen; da konnte ich mir aussuchen, was für mich am günstigsten war. Also erzählte ich dem ahnungslosen German Swerdlow alles, was ohne den geringsten Schaden via Maksimow zur Kenntnis der GPU gelangen durfte.

Als ich meinen Schatten vor meiner Abreise nach Aschchabad bei German traf, fragte ich ihn: «Wie steht es mit einer Arbeit für Sie?»

«Nach wie vor schlecht.»

«Wenn Sie wollen, nehme ich Sie nach Mittelasien mit.»

O ja, mit Vergnügen würde er mitkommen, gleich morgen wollte er mir endgültig Antwort geben, er müsse nur einige begonnene Verhandlungen abbrechen. Ich wusste sehr genau, dass er zur GPU laufen und fragen würde, was er tun solle. Vermutlich würde man ihm sagen: Ausgezeichnet, natürlich! fahr nur mit, schreib weiterhin deine Rapporte. So kam ich in Aschchabad mit Maksimow an.

Dort ging ich zum ersten Sekretär des turkmenischen ZK. Ich kannte Ibragimow von meiner Tätigkeit als Sekretär des Politbüros. Er war der verantwortliche Instruktor des ZK gewesen und betrachtete mich deshalb als grossmächtigen Vorgesetzten. Umso mehr war er über meinen Besuch erstaunt. Sein erster Gedanke: mein Nachfolger. Ich beruhigte ihn aber und erklärte, dass ich nur einen ganz kleinen, niedrigen Posten haben möchte. «Ernenne mich meinetwegen für den Anfang zum leitenden Sekretär irgendeiner Abteilung deines ZK (also genau zu dem, was ich bei Selenskij abgelehnt hatte), dann unterstehe ich dir – und damit ist auch klar, dass ich nicht auf deinen Posten reflektiere.» So machten wir es dann.

Nach einigen Tagen erklärte ich Ibragimow, ein leidenschaftlicher Hochwildjäger zu sein, obwohl mir das Jagen ein Greuel ist. Der rief sogleich Dorofejew, den Chef der 46. Grenzabteilung der GPU-Truppen, an, der in unserem Abschnitt die Grenze bewachte, und ordnete an, zwei Karabiner mit Munition und Jagderlaubnisscheinen im Grenzgebiet für mich und Maksimow zu schicken. Es kam sogleich alles an.

Im Lauf von zwei-drei Monaten lernte ich die Gegend genau kennen, während Maksimow, dem ich einen kleinen Posten wirtschaftlicher Art besorgt hatte, re-

gelmässig Meldungen über mich nach Moskau sandte.

Ibragimow war ein braver Mann, wir kamen gut miteinander aus. Ich führte die Geheimkanzlei des ZK, fungierte als Sekretär auf den Plenarsitzungen des Turkmenischen ZK der Partei und sass wiederum im Zentrum aller Geheimnisse, obgleich diese nur regionalen Charakter hatten. Ich unterhielt mich oft mit Ibragimow und fragte ihn über Persien aus. Es verwirrte mich, dass die Bahnlinie – unsere Hauptverbindung mit Europa – ständig direkt an der persischen Grenze entlangführte. Im Fall eines Krieges war es für die Perser eine Leichtigkeit, sie zu unterbrechen. Ibragimow lachte. Unsere 46. Grenzabteilung, wozu ist die wohl da? Ich erwiderte, dass ich von der Armee spreche. Ibragimow sagte: «Erinnerst du dich an die Geschichte? Als vor einem Jahrhundert der Aufstand in Teheran war, bei dem unser Gesandter Gribojedow umgebracht wurde, was hat da der Zar getan? Er hat eine Hundertschaft Kosaken losgeschickt, die haben in Persien wieder Ordnung geschaffen. Glaube ja nicht, dass es jetzt viel anders ist.»

Ein andermal sagte ich: «Ihr liegt ja direkt an der Grenze. Wahrscheinlich gibt es da viele Fluchtversuche.»

«Im Gegenteil», antwortete Ibragimow, «ausserordentlich wenige. Gewiss, die Grenze ist sehr lang, sie ganz zu bewachen, ist ausserordentlich schwer. Doch um an die Grenze zu gelangen, muss man unbedingt an irgendeiner Siedlung vorbei – und gerade die werden ständig beobachtet. Kein Mensch, der nicht hingehört, bleibt unbemerkt.»

«Gut», sagte ich, «aber das gilt doch nicht für Parteileute. Jeder verantwortliche Arbeiter kann sich doch der Grenze nähern und sie überschreiten. Hat es bei euch noch keine solchen Fälle gegeben?»

«Ja», sagte Ibragimow, «zwei, aber das macht keine Schwierigkeiten. Ein verantwortlicher Parteimann, der nach Persien flieht, den packen wir dort und bringen ihn wieder zurück.»

«Und die persischen Behörden?»

«Die persischen Behörden machen die Augen zu und tun, als wäre nichts geschehen.»

Das sah recht unerfreulich aus. Über die Grenze kam man also leicht. Die Schwierigkeiten fingen erst drüben an. Aber ich musste es riskieren.

Ich unternahm eine kleine Erkundungsreise. Etwa zwanzig bis dreissig Kilometer hinter Aschchabad lag, direkt an der Grenze und schon in den Bergen, Firjusa mit einem Erholungsheim des ZK. Ich machte mit einigen Mitarbeitern des ZK, lauter Jägern, an einem Sonntag einen Jagdausflug dorthin. Bei dieser Gelegenheit ging ich sehr weit an einer Bergschlucht entlang – wer weiss, vielleicht befand ich mich schon in Persien? Ich vergewisserte mich, dass die Stelle für eine

Grenzüberschreitung ganz und gar unpassend war. Man geht hinüber – und ganz unerwartet taucht von irgendwo, hinter einer Felsnase hervor, die Grenzpatrouille auf und sagt: «Genosse, da ist schon Persien, was willst du hier? Geh wieder zurück!»

Ich suchte mir auf der Karte das von Aschabad vierzig bis fünfzig Kilometer entfernte Ljutfabad aus, eine Eisenbahnstation, der gegenüber sich in zwei Kilometer Entfernung über freies Feld das persische Dorf gleichen Namens befand. Ich beschloss, die Grenze am ersten Januar (1928) zu überschreiten. Dass ich jetzt lebe und diese Zeilen schreiben kann, verdanke ich diesem Datum.

Die Flucht über Persien und Indien

Am Abend des 31. Dezember ging ich mit Maksimow auf die Jagd. Der wäre natürlich lieber daheim geblieben, um in irgendeiner lustigen Gesellschaft Neujahr zu feiern, fürchtete aber, seine Vorgesetzten in der GPU könnten sehr unzufrieden sein, wenn er mir nicht auf den Fersen blieb. Wir kamen mit dem Zug in Ljutfabad an und begaben uns sogleich zum Chef der Grenzwache. Ich zeigte ihm die Dokumente, unsere Jagderlaubnisscheine im Grenzgebiet, worauf er uns zur kameradschaftlichen Neujahrsfeier der Grenzwache einlud. Es war eine Einladung aus Höflichkeit. Ich antwortete, dass ich zum Jagen gekommen sei und es vorzöge, mich auszuschlafen, um morgen mit klarem Kopf auf die Jagd zu gehen; und zweitens würden sie natürlich im Kameradenkreis allerhand Geistiges trinken; da ich aber prinzipiell nicht tränke, passe ich in solche Gesellschaften nicht. Wir gingen schlafen.

Am nächsten Morgen zogen wir zeitig in der Frühe los und gingen direkt auf das persische Dorf zu. Nach einem Kilometer gelangten wir über freies Feld, die Stelle war vom Grenzposten aus deutlich zu sehen, zu einem alten Holzpfosten. Er markierte die Grenze, hinter ihm war Persien. Der Grenzposten gab keinerlei Lebenszeichen von sich. Seine gesamte Belegschaft war stockbesoffen. Mein Maksimow war in Topographie nicht sehr bewandert und hatte keine Ahnung, dass wir mit einem Fuss in Persien standen. Wir setzten uns nieder und frühstückten.

Dann erhob ich mich. Es hatte zwar jeder von uns einen Karabiner, aber die Patronen hatte ich. «Arkadij Romanowitsch», sagte ich zu Maksimow, «da ist der Grenzpfahl – und da ist Persien. Sie können gehen, wohin Sie wollen, ich gehe nach Persien und verlasse für immer das sozialistische Paradies: der glorreiche Aufbau des Kommunismus muss ohne mich stattfinden.» Maksimow war verwirrt. «Ich kann nicht mehr zurück, man wird mich dafür erschiessen, dass ich Sie aus den Augen gelassen habe.» So schlug ich ihm vor: «Wenn Sie wollen, nehme ich Sie nach Europa mit, mache Sie aber darauf aufmerksam, dass man von diesem Augenblick an ebenso Jagd auf Sie wie auf mich machen wird.» Maksimow meinte wohl, dass es für ihn einen anderen Ausweg nicht mehr gab und ging mit mir nach Persien.

Wir kamen in das Dorf und versuchten, die örtlichen Behörden ausfindig zu machen, was schliesslich auch gelang. Die Behörden erklärten, dass der Fall ihre Kompetenzen weit überschreite und schickten einen Eilboten in das zuständige

Verwaltungszentrum, das an die zwanzig Kilometer entfernt war. Der Eilbote kehrte am späten Abend zurück: wir mussten selber hinfahren. Die örtlichen Behörden lehnten es aber entschieden ab, unsere Reise in der Nacht zu organisieren, so dass wir in Ljutfabad übernachteten mussten.

Mittlerweile waren die Informanten der Sowjets über die Grenze gegangen, um den Posten über unsere Flucht in Kenntnis zu setzen. Die Truppe war aber derart betrunken, dass bis zum zweiten Januar niemand benachrichtigt werden konnte. Und am selben Morgen waren wir schon in das Distriktzentrum unterwegs und kamen bald dort an. Es unterliegt keinem Zweifel, dass an jedem anderen Tag des Jahres in der Nacht eine sowjetische Abteilung die Grenze überschritten, uns gepackt und zurückgebracht hätte. Damit wäre nicht nur meine Karriere zu Ende gewesen.

Im Distriktzentrum erwartete mich eine neue unerwartete Chance. Der Distriktchef war Pasban. Im Gegensatz zur gesamten übrigen persischen Lokalverwaltung, die feige, träge, korrupt und zu alledem noch gleichgültig war, hatte ich einen gescheiterten, willigen und entschlossenen Mann vor mir. Es stellte sich heraus, dass er während des Weltkrieges eine deutsche Schule durchgemacht hatte.

Er musste uns in die Provinzhauptstadt von Chorasán, also nach Mesched bringen. Vorher erklärte er uns aber einiges. «Zwischen uns und Mesched liegen Berge von 3'000 Meter Höhe. Es gibt nur eine Fahrstrasse, sie umgeht die Berge, nähert sich Aschchabad und führt der Stadt gegenüber einer tiefen Schlucht entlang nach Kutschán und von dort linker Hand nach Mesched. Euch auf die Fahrstrasse nach Mesched zu schicken, heisst, euch in den sichern Tod zu schicken. Seit heute macht eine Abteilung Tschekisten im Automobil Dienst, die euch ergreift und in die Sowjetunion schafft. Eure einzige Chance ist, direkt über die Berge nach Mesched zu kommen. Da gibt es nirgends einen Weg, nur Steige, über die im Sommer die Leute manchmal über die Berge gehen. Aber jetzt ist Winter, überall liegt tiefer Schnee; bis zum Frühjahr gibt es keine Verbindung; im Schnee sind die Steige nicht zu finden. Aber ihr müsst es versuchen. Die Bolschewiken wagen es nicht, in die Berge zu gehen. Ich gebe euch Führer und Saumpferde mit. Vertraut nicht den Begleitern, vertraut ausschliesslich den Pferdchen, die finden den Weg.»

Es wurde also eine Karawane zusammengestellt, wir machten uns auf den Weg.

Die Tour über Berge, Schnee, Lawinen, Abgründe, Steilhänge hinweg dauerte vier Tage. Zwanzigmal hatten wir unser Leben den kleinen, gescheiterten, zottigen Saumpferden zu verdanken, die katzengewandt über unglaubliche Schluchten schlichen, plötzlich am Rand eines Steilhanges ins Rutschen kamen, sich sofort

zu Boden fallen liessen, alle viere von sich streckten und sich dadurch vor dem Sturz retteten. Schliesslich stiegen wir am fünften Tag völlig erschöpft ins Tal von Mesched ab, wo wir in den Vororten auf eine Landstrasse herauskamen. Dort verkehrte ein Lastauto als Autobus. Wir stiegen ein und gelangten gerade noch auf die hinteren Plätze. Gleich nach uns erschienen zwei Tschekisten, die vor uns Platz nehmen mussten. Offenbar glaubten sie, dass wir bewaffnet seien, und erlaubten sich deshalb nichts. Wir kamen nach Mesched, der Autobus brachte uns zu einem Gasthof. Man erklärte uns, dies sei das einzige Hotel europäischer Art in der Stadt, die Einheimischen würden in der Karawanserei absteigen. Wir waren sehr müde und träumten von einem guten Bett. Vor dem Schlafengehen versuchten wir, im Hotelrestaurant einen Kaffee zu trinken. Als er gebracht wurde, wollte mein Reisebegleiter schon trinken, aber ich hielt ihn zurück: von dem Kaffee ging ein scharfer Geruch nach Bittermandeln aus, der typische Zyankaligeruch. Wir liessen den Kaffee stehen und gingen in unser Zimmer hinauf. Der Hoteldirektor, der Armenier Koltuchtschew, erklärte uns, dass nur dieses eine Zimmer noch frei sei, in das er uns jetzt führen werde. Es hatte aus irgendeinem Grund weder Schloss noch Riegel, da beide «zum Richten» abmontiert worden seien. Ich sah freie Zimmer, aber Koltuchtschew sagte, dass sie besetzt seien. Wir verbarrikadierten also die Tür mit Hilfe von Stühlen und streckten uns behaglich in echten Betten aus.

Der Schlaf währte aber nicht lange. Es weckte uns ein heftiges Klopfen an der Tür. «Polizei!» Wir protestierten, doch man brachte uns in die Polizeizentrale der Stadt («Nasmie»), in der man uns erklärte, dass dies lediglich zu unserem Vorteil geschehe. Der Polizeichef, ein schroffer und trockener Bürokrat, sprach kein Russisch. Er liess uns in sein Dienstzimmer und verschwand. Sein Gehilfe, ein ausserordentlich sympathischer Perser, hatte in Russland studiert und sprach gut Russisch. Von ihm erfuhren wir endlich, was sich getan hatte. Es stellte sich heraus, dass mit unserer Ankunft in Mesched ein ungewöhnliches Durcheinander in allen sowjetischen Organisationen begonnen hatte. Die Informanten der persischen Polizei, welche den Sowjets nachspürten, sahen, wie der sowjetische Militäragent Pashajew bei einem Treffen mit dem sowjetischen Agenten Koltuchtschew diesem einen Revolver und noch etwas anderes (offenbar das Gift) übergeben hatte. Als die Polizei erfuhr, worum es ging, hatte sie sich vor unserer Tür auf die Lauer gelegt. In der Nacht kam tatsächlich Koltuchtschew mit dem Revolver daher, um uns abzuknallen, worauf er sofort (wie man ihm versprochen hatte) in die Sowjetunion gebracht werden sollte; doch er wurde vor unserer Tür verhaftet, während man uns zur Polizei schaffte.

Am nächsten Morgen empfing mich der Gouverneur der Provinz Chorasán. Es war ein alter, schlauer und phlegmatischer Perser, der mich neugierig betrachtete, aber wenig sprach. Da er kein Russisch konnte, brauchten wir einen Dolmetscher. Dem sagte ich: «Sagen Sie bitte dem Herrn Gouverneur, dass Persien wie jedes zivilisierte Land politischen Flüchtlingen Zuflucht gewährt...» Statt zu übersetzen, wandte sich der Dolmetscher an mich: «Wer hat Ihnen denn gesagt, dass Persien ein zivilisiertes Land ist?» Ich erwiderte: «Wer es gesagt hat, ist nebensächlich, übersetzen Sie lieber, was ich gesagt habe.» Er kratzte sich hinter dem Ohr. «Die Sache ist die, dass der Gouverneur meinen könnte, Sie wollen sich über ihn lustig machen.»

«Übersetzen Sie, was ich gesagt habe ...»

Der Gouverneur hörte es sich an und antwortete, dass diese Frage nicht er, sondern die Regierung entscheiden müsse, dass er aber der Regierung einen ausführlichen Bericht schicken und vorderhand alle Massnahmen für unsere Sicherheit treffen werde, aber auf die Antwort aus Teheran warten müsse.

Wir wurden endgültig im Dienstzimmer des Polizeichefs untergebracht. Das Polizeigebäude sah wie eine mittelalterliche quadratische Festung aus und hatte nur einen Eingang. Der Gehilfe des Polizeichefs zeigte mir einen Stamm wilder kurdischer Reiter, die auf dem Platz vor der Polizei malerisch lagerten. Der ganze Stamm war von den Bolschewiken angeheuert; er sollte uns beim Herauskommen angreifen, niedermachen und davongaloppieren. Das war natürlich der Polizei klar. Ausserdem hatte ich selber die Absicht, die Station lediglich unter starker Bewachung zu verlassen.

Die Verhandlungen mit Teheran zogen sich lange hin. Der Gehilfe des Polizeichefs hielt mich auf dem Laufenden. In Wirklichkeit waren es die Verhandlungen zwischen Teheran und Moskau, das meine Auslieferung verlangte.

Die ganzen letzten Jahre hatte es zwischen Persien und der UdSSR dreivierstrittige Fragen gegeben, in denen keine der beiden Seiten nachgab, sondern auf ihrem Recht bestand. Es handelte sich um die Fischerei in der Grenzzone des Kaspischen Meeres (viel Kaviar), um die Öllager und ganz besonders um die Grenzziehung, die – je nach Verlauf – festlegte, wem die sehr reichen Ölvorkommen gehörten. Für meine Auslieferung erklärte sich Stalin bereit, den Persern in allen diesen strittigen Fragen nachzugeben, und offenbar neigte die persische Regierung dazu, auf diese Bedingungen einzugehen. Mein lieber Perser teilte mir das mit aufrichtigem Bedauern mit.

Parallel zu den Verhandlungen der Regierung verliefen die eigenen Bemühungen der GPU. Am zweiten Januar meldete der endlich erwachte Grenzposten mei-

ne Flucht nach Aschchabad. Man telefonierte nach Moskau, Jagoda bekundete offenbar grosse Energie. Stalin befahl, mich tot oder lebend nach Russland zurückzubringen. Nach Persien entsandte er eine Abteilung, die unterwegs nach Kutschan auf uns lauerte, aus Teheran kam der GPU-Resident Agabekow in Mesched angefliegen, man hatte ihm sofort beträchtliche Mittel zur Organisation meiner Beseitigung überwiesen. Agabekow machte sich energisch an die Arbeit. Die Vorbereitungen liefen mehrgleisig und erfolgreich, wie Agabekow in seinem 1931 erschienen Buch selber erzählt. Als jedoch alles fertig war, erhielt er aus Moskau den Befehl, alles abzublasen. Er begriff nicht, warum, wo doch alles vorbereitet war, und war sehr entmutigt. Wie konnte er auch wissen, dass Moskau die Zusage meiner Auslieferung bekommen hatte; und das auf einer Linie, von der er keine Ahnung hatte.

Interessant ist Agabekows weitere Geschichte. Im Jahre 1930 kam er als GPU-Resident und Nachfolger Bljumkins in die Türkei. Dort hegte er die ganze Zeit über den starken Verdacht, dass eine eventuelle Zurückberufung nach Moskau nichts anderes als seine Erschiessung bedeuten würde. Zudem erlebte er den Roman seines Lebens. Er hatte sich in eine junge Engländerin verliebt, der er gestand, ein sowjetischer Tschekist und Spion zu sein. Die Engländerin geriet in Entsetzen und kehrte nach England zurück. Agabekow verliess darauf seinen Posten und reiste ihr mit gefälschten Papieren nach. Die Eltern des Mädchens meldeten alles den Behörden, so dass Agabekow nach Frankreich fliehen musste. Dort stellte sich heraus, dass er mit den Sowjets gebrochen hatte. Auf Stalins Forderung hin wurde Agabekow aus Frankreich ausgewiesen, wobei als Begründung seine Einreise mit falschen Papieren herhalten musste. Schliesslich durfte er in Belgien bleiben. Dort schrieb er das Buch *Die Tscheka an der Arbeit*, von dem eine russische und eine französische Ausgabe erschien. Es enthält eine ausführliche Schilderung der Vorbereitungen zu meiner Ermordung. Im Jahre 1932 ergab sich die Gelegenheit, Agabekow in Paris zu treffen. Er hatte das Gehabe und Verhalten eines typischen Tschekisten.

Er wohnte in Brüssel. Der belgische Polizeichef, Baron Verglust, erzählte mir, wie er Agabekow an die Kandare nahm. Die Polizei wandte sich an ihn als Spezialisten in sowjetischen Spionagefragen. Infolge eines geschickt inszenierten Zufalls war den Sowjets für eine Stunde die belgische diplomatische Post in die Hände gefallen. Aber die Behörden beruhigten sich: alle Umschläge wurden in völlig intaktem Zustand, vernäht und versiegelt, zurückgegeben. «Die GPU hat trotzdem alles gelesen», sagte Agabekow. Verglust antwortete ihm, dass dies unmöglich sei. Da schlug ihm Agabekow vor, irgendein Dokument in einen Umschlag zu stecken, es einzunähen und zu versiegeln und es ihm eine halbe Stunde

lang zu überlassen. Das tat man. Agabekow nahm das Päckchen und entfernte sich. Nach einer halben Stunde gab er Verglunst das Päckchen völlig intakt zurück und teilte ihm den genauen Inhalt des Dokuments mit.

Auf Agabekow wurde regelrecht Jagd gemacht. Im Jahre 1937, während des spanischen Bürgerkrieges, entdeckten die Sowjets Agabekows schwache Seite. Als alter Tschekist schreckte er vor nichts zurück und war daher auch nicht abgeneigt, am Verkauf der von den Roten aus Museen und Privathäusern gestohlenen Bilder zu verdienen. Unter diesem Vorwand lockten ihn jedenfalls die Tschekisten durch Strohmänner an die spanische Grenze; man liess ihn auch erfolgreich zwei Verkaufsaktionen durchführen, an denen er nicht schlecht verdiente; aber nur deshalb, um ihn das dritte Mal umso sicherer in der Falle zu haben. Seine Leiche wurde auf spanischem Gebiet erst Monate später gefunden.

Mein lieber Gehilfe des Polizeichefs kam ganz verstört herein. Aus Teheran war von der Regierung der Befehl gekommen, mich in die Hauptstadt zu schaffen; und nach allen diesen Befehl begleitenden Nachrichten stand mir nichts Gutes bevor. Der junge Perser meinte, dass ich den Bolschewiken ausgeliefert würde.

Es wurde Zeit für mich, zum Angriff überzugehen.

Bis zur Revolution war in Teheran eine Russisch-Persische Bank, in deren bewaffnetem Schutzkorps damals der künftige Schah gedient hatte, wie man sich in Aschchabad erzählte. Nach der bolschewistischen Revolution ging die Bank ein, während der NEP lebte aber der Handel mit Persien wieder auf; alle Geschäfte liefen über diese Bank, die praktisch eine Monopolstellung hatte. An ihrer Spitze stand ein gewisser Choschtarija, zu dem die Bolschewiken sehr gute Beziehungen unterhielten. Er kam oft nach Moskau und wurde vom Direktor der Staatsbank empfangen. Gelegentlich eines solchen Besuches sagte Choschtarija zu Pjatakow: «Möchte Ihre Regierung, dass euer Agent – natürlich gegen eine entsprechende Entlohnung – einer der angesehensten und einflussreichsten Minister der persischen Regierung und dazu ein persönlicher Freund des Schahs wird?» Pjatakow erwiderte, dass dies im Prinzip sehr interessant sei, aber zu welchen Bedingungen? Choschtarija nannte die finanziellen Voraussetzungen der Zusammenarbeit, forderte aber ausserdem, dass ausser Pjatakow und dem Politbüro (er war offenbar sehr gut über den Mechanismus der sowjetischen Macht informiert) niemand davon erfahren dürfe. «Nicht einmal die GPU?» fragte Pjatakow. «Die ganz besonders nicht. Das ist Grundbedingung. Wenn die GPU davon weiss, wird früher oder später einer ihrer geflohenen Mitarbeiter das Geheimnis enthüllen – und das kostet nicht nur dem Minister den Kopf, sondern auch mir.» Pjatakow versprach, das Politbüro davon zu unterrichten.

Choschtarijas Bedingungen wurden angenommen, auch die Hauptforderung: von diesem sowjetischen Agenten wussten nur die Mitglieder des Politbüros, Pjatakow als Verbindungsmann und natürlich ich als der Sekretär des Politbüros. Der Hofminister Timurtasch, ein persönlicher Freund des Schahs, wurde also Moskaus Agent. Er wurde durch eine überaus geschickte Kombination bezahlt. Pjatakow meldete: Choschtarija hat für einen Strohmann einen riesigen Besitz gekauft. Dazu hatte aber der Käufer scheinbar nicht alle nötigen Mittel und nahm für den Rest eine Hypothek bei der Russisch-Persischen Bank auf. Da jedoch im weiteren Verlauf der Käufer weder die Zinsen noch das Darlehen bezahlen konnte, schlug die Bank Timurtasch vor, den Besitz nur für den Betrag der Hypothek und auf Kredit zu übernehmen. Doch selbst diese geringe Summe brauchte er nicht zu bezahlen, er verkaufte einen kleinen Teil des Besitzes und beglich damit die Schuld. Es scheint, dass diese Schwindeloperationen tatsächlich so durchgeführt wurden. Timurtasch wurde dabei ein reicher Mann.

Moskau behelligte ihn nicht mit Kleinigkeiten. Dafür hielt er seinerseits Moskau über die wichtigsten Fragen der persischen Politik auf dem Laufenden. Offenbar war er aber jetzt in der Frage meiner Auslieferung mobilisiert worden und hatte seinen Einfluss geltend gemacht, um die Regierung von der Vorteilhaftigkeit des Handels zu überzeugen, zumal der von Moskau für mich gebotene Preis ziemlich hoch war.

Nachdem man mich von der bevorstehenden Reise nach Teheran benachrichtigt hatte, wartete ich noch einen Tag bis zum Freitag, da alle Ämter geschlossen hatten und die Bevölkerung nicht arbeitete, um dann den Polizeichef zu verlangen. Er war nicht in der Stadt, sondern in seiner Datscha. Dann liess ich den Gehilfen des Polizeichefs rufen. Der kam. Ich sagte ihm, in einer ausserordentlich wichtigen Angelegenheit den Gouverneur von Chorasán sprechen zu müssen. Der war ebenfalls nicht in der Stadt, sondern in seiner Datscha. Genau das hatte ich gewollt. Da meine Sache überaus wichtig sei und ich den Behörden dringend ein Geheimnis von grosser Tragweite mitzuteilen hätte, bat ich, sofort vom Emilaschker (Kommandeur des Chorasáner Militärbezirks) empfangen zu werden. Der antwortete, dass er mich erwarte.

Ich wusste, dass er – obwohl Perser – bis zum Krieg an der russischen Militärakademie studiert hatte und somit russischer Offizier war und gut Russisch sprach. Ausserdem stand er dem Schah nahe.

Ich sagte dem Emilaschker, dass ich (wie er wahrscheinlich schon wüsste) nach Teheran gebracht und vermutlich an die Bolschewiken ausgeliefert werden solle. «Ich glaube nicht, dass Sie dieser Operation zugestimmt haben.» Er antwortete, dass dies eine politische Angelegenheit und somit Sache der Regierung sei und ihn als Militär nichts angehe.

Ich bat ihn, mir einen Dienst zu erweisen. «Wahrscheinlich wird mich auf der Reise ein militärisches Kommando begleiten, das Sie zusammenstellen.» Der Emilaschker bestätigte das, ein Unteroffizier und vier Soldaten würden mich eskortieren. «Können Sie die Leute so auswählen, dass keiner von ihnen lesen und schreiben kann?» Der Emilaschker lächelte. In Persien, wo 80 Prozent der Bevölkerung Analphabeten waren, bereitete das keine Schwierigkeiten. Er versprach, meine Bitte zu erfüllen.

«Jetzt komme ich zu einer sehr wichtigen Sache, deretwegen ich Sie sprechen wollte. Ich bitte Sie, fahren Sie unverzüglich nach Teheran! Gehen Sie zum Schah und sagen Sie ihm unter vier Augen, dass sein Hofminister Timurtasch ein sowjetischer Agent ist.»

«Das ist völlig ausgeschlossen. Timurtasch ist das einflussreichste Regierungsmitglied und ein persönlicher Freund des Schahs.»

«Trotzdem stimmt leider, was ich sage.» Und ich erzählte ihm alle meine Beweise.

Am nächsten Tag flog der Emilaschker nach Teheran und erstattete dem Schah Meldung. Der Schah liess eine Untersuchung durchführen und meine Angaben überprüfen. Alles bestätigte sich in vollem Umfang. Timurtasch wurde verhaftet, vor ein Militärgericht gestellt und des Landesverrates angeklagt. Das Gericht verurteilte ihn zum Tode.

An einem der folgenden Tage wurde ich mit Maksimow unter Begleitung eines Unteroffiziers und vier Mann in einem Automobil auf die Reise geschickt. Die Strasse führte nach Süden. Nach vierzig Kilometern gabelte sich die Strasse: rechts ging es nach Teheran, links über Dusdab an die indische Grenze. Ich befahl, nach links zu fahren. Der Unteroffizier war sehr erstaunt. «Mir hat man gesagt, dass wir nach Teheran fahren.»

«Das hat man dir gesagt, um die Bolschewiken zu täuschen. Wir fahren aber nach Dusbad.»

Der verdutzte Unteroffizier wusste nicht, was er tun sollte. Ich fragte ihn: «Hast du die Begleitpapiere mit?»

«Ja.» Er zog das Päckchen aus der Brusttasche. «Dann schau halt nach, es ist an die Behörden in Dusbad adressiert. Lies.»

«Ich kann nicht lesen.»

«Na, dann soll es einer von deinen Soldaten lesen.» Die konnten es aber auch nicht. «Na, mit einem Wort, ich nehme alles auf meine Verantwortung – wir fahren nach Dusbad.»

Vier Tage lief unser wackerer, überladener Dodge über etwas, das sehr entfernt an Strassen erinnerte. Wie sagen die Perser? Gott hat den Weg verloren, der Chauffeur hat ihn gefunden. Wir fuhren über Steige, Felder und durch ausgetrocknete Flussbette. Schliesslich kamen wir in Dusbad an. Die Soldaten mit ihren Gewehren hatten ebenfalls ihren Zweck erfüllt. Des Öfteren hätten unterwegs ir-

gendwelche Banden nichts dagegen gehabt, die Autoreisenden zu berauben, doch der Anblick von Soldaten mit Gewehren beruhigte sie sogleich.

Als der Gouverneur von Dusbad die an die Teheraner Zivil- und Militärbehörden gerichteten Begleitpapiere in Empfang nahm, verstand er nicht. Ich bat ihn, die Soldaten zu entlassen, die keinerlei Schuld treffe, da ich ihnen befohlen hätte, hierher zu fahren. Er sagte, dass er sich Instruktionen aus Teheran holen müsse; bis zu deren Eintreffen stellte er uns ein kleines, ziemlich abseits gelegenes Häuschen zur Verfügung. Da nach allgemeiner Meinung die Telegramme in Persien mit Kamelen befördert wurden, nahm ich an, dass mir die Korrespondenz des Gouverneurs mit der Hauptstadt Zeit genug lassen würde, meinen nächsten Schritt vorzubereiten, nämlich noch eine Grenze – die indische – zu überschreiten, allerdings ohne die Genehmigung der persischen Behörden dafür einzuholen.

Doch ich hatte mich geirrt, wenn ich glaubte, viel Zeit zu haben. Am nächsten Morgen, als wir draussen sassen und unsere Lage erörterten, fuhr plötzlich ein Automobil vor, aus dem zwei Subjekte von tschekistischem Aussehen mit Revolvern in der Hand heraussprangen. Wir zogen uns in Rekordzeit in das Innere des Häuschens zurück. Offenbar meinten die Tschekisten, dass sogleich eine Schieserei einsetzen würde, denn sie sprangen in Konkurrenzzeit in den Wagen und fuhren davon. Wenn sie gewusst hätten, dass wir keinerlei Waffen besaßen, hätten sich die Ereignisse vermutlich ganz anders entwickelt.

In jedem Fall wussten wir, dass Eile geboten war. In Dusbad wohnte ein englischer Vizekonsul, dessen Hauptbeschäftigung im Ankauf und zollfreien Transport von Perserteppichen nach England bestand. Dabei besorgten ihm Erkundung und Information allem Anschein nach die Bolschewiken. Als ich versuchte, ihn zu sprechen, lehnte er ab, mich zu empfangen. In Indien wurde mir dann erklärt, dass ihm seine bolschewistischen Informanten gemeldet hätten, wir seien deutsche Spione. Gerade vor uns lag die riesige, von den Persern völlig unbewachte Grenze nach Belutschistan. Unbewacht deshalb, weil hinter ihr die ausgedörrte, sonnendurchglühte Wüste lag. Für die Engländer erfüllte auf dieser Seite der Grenze ein halbwilder Belutschistamm die Funktion der Grenzwahe.

Es mussten rasch Mittel und Wege gefunden werden. Auf dem Markt von Dusbad fragte ich indische Händler, welcher von den ortsansässigen indischen Händlern Engländer sei und ihr Vertrauen besitze. Man nannte mir einen solchen. Diesem schlug ich vor, mich mit Zustimmung des grenzbewachenden Belutschistammes auf die andere Seite der Grenze zu schaffen. Das geschah in der anbrechenden Nacht, indem er mich im Automobil zu den Belutschi brachte.

Mit dem Stammesältesten wurde ich rasch handelseinig. Er stellte eine Karawane aus drei-vier Mann und einigen Kamelen zusammen, und wir machten uns auf den Weg durch die Belutschenwüste. Hier bleibt in Paranthese zu bemerken, dass wir seit unserem Auszug aus dem Sowjetparadies keinen Pfennig Geld besaßen; alle bisher angefallenen Reisekosten gingen zu Lasten Seiner Majestät des Schahs von Persien und von jetzt an auf Kosten Ihrer Königlichen Britischen Majestät. Zumindest hatten weder ich noch der Stammesälteste an ihrer Begleichung die geringsten Zweifel.

Es war so heiss, dass die Karawane nur nachts gehen konnte. Dazu drehte mir der Ritt auf den Kamelen meine sämtlichen Eingeweide um, so dass ich den grössten Teil des Weges lieber zu Fuss ging. Mein Begleiter Maksimow hatte sich zudem mit einem Kameljungen zerstritten, dem er einen heftigen Fusstritt aufs Maul versetzte. Das Kameljunge sagte nichts, trachtete aber, unterwegs stets die Position hinter seiner Mutter und gleichzeitig ein paar Meter entfernt von Maksimow zu halten, damit der ihn nicht mehr treten konnte. Dafür spuckte es ihn treffsicher an. Seinem sowjetischen Vokabular gegenüber verhielt er sich gleichgültig. Die Reise durch die Belutschenwüste war nach der Bergtour zu Pferd und der Autofahrt durch Persien unsere dritte. Ein seltsamer Zufall fügte es, dass jede von ihnen vier Tage währte. Am Morgen des fünften Tages kamen wir diesmal an die Bahnlinie, ich wandte mich sogleich an den englischen Residenten.

Meine Englischkenntnisse liessen viel zu wünschen übrig; ob der Resident trotzdem meiner Rede etwas zu entnehmen vermochte, weiss ich nicht. Er gab aber sofort ein sehr langes Telegramm nach Simla auf. Das Ergebnis war, dass am nächsten Tag der Salonwagen eintraf, in dem gewöhnlich der Vizekönig und die Minister Indiens ihre Dienstreisen unternahmen. Nach den Kamelen war diese Art Reiseverkehr sehr angenehm, ganz besonders die Badewanne; und der Koch erkundigte sich ehrerbietig, welches Menü den Herren angenehm sei.

Die Winterhauptstadt Indiens war Delhi; im Sommer war es aber dort so heiss, dass sich die Engländer im Himalaja, 3'000 Meter über dem Meer, die Sommerhauptstadt Simla bauten. Es war eine künstliche, nur für administrative Zwecke gebaute Stadt. Ausser Regierungsgebäuden gab es nur Dienstpersonal und Geschäfte. Ausländer wurden anscheinend überhaupt nicht hineingelassen.

Die Engländer nahmen mich freundlich auf und brachten uns in einem guten Hotel unter. Das Aussehen unserer Kleidung war nach all diesen Reisen wenig repräsentabel. Die Engländer fanden einen eleganten Ausweg aus dieser Lage. Es fand gerade die Prüfungssitzung für Staboffiziere statt, die einen russischen Sprachkurs absolviert hatten. Ich wurde in die Gruppe der Examinatoren einge-

reih; für das Honorar konnten nicht nur für mich und Maksimow neue Anzüge gemacht werden, sondern es blieb auch noch genug für kleine Ausgaben übrig.

Wir waren Anfang April nach Indien gekommen. Es begann die Korrespondenz mit London. Sie dauerte sehr lange. Die örtlichen Behörden merkten, dass ich eine Goldmine mannigfacher Kenntnisse über Sowjetrußland war und aus diesen überhaupt kein Geheimnis machte, sondern im Gegenteil es als meine Pflicht auf-fasste, sie jeglichem Gegner des Kommunismus mitzuteilen. Weil aber die Leute in Simla offenbar keine Möglichkeiten für ihre Verwendung hatten, zogen sie es vor, die Ausbeute dieser Mine klassifizierten Leuten in der Metropole zu überlas-sen und mich vorderhand in Ruhe zu lassen.

Die Verhandlungen über die Fortsetzung meiner Reise (nach Europa) führte ich mit dem Chef des Intelligence Service in Indien, Sir Eisenmandger. Er war für mich wahrhaftig eine Quelle des Staunens, allerdings eines überaus angenehmen. Er war ein vollendeter Gentleman von absoluter Redlichkeit. Dabei war sein Ge-schäft die Spionage und Gegenspionage, also genau dasselbe, was auch unsere GPU machte. Sooft ich diesen Gentleman mit dem GPU-Gesindel verglich, war ich über den Gegensatz bestürzt.

In Erwartung von Neuigkeiten aus London las ich oder spielte Tennis, soweit es die Hitze erlaubte. Sir Eisenmandger konnte mir schlecht erklären, warum die Korrespondenz mit London so lange dauerte. In jedem Fall begriff ich, dass die Regierung die Angelegenheit deshalb so lange hinauszögerte, weil die Labour Party, damals ausserordentlich kommunistenfreundlich, mit ihrem Führer Mac Donald an der Spitze, die Geschichte mit mir dazu benutzen konnte, der Regie-rung allerhand Schwierigkeiten zu machen, besonders durch unangenehme De-batten im Unterhaus, denen die Regierung aus dem Weg zu gehen trachtete.

Ich hatte grosse Lust, den feurigen Prokommunismus MacDonalds und seiner Arbeiterpartei mit einem guten Kübel Eiswasser abzukühlen. Das Material dazu hatte ich in der Hand. Aber ich befürchtete, dass der Artikel, wenn ich ihn Sir Eisenmandger übergab, unangenehme Folgen haben könnte; also hob ich meine Waffe für bessere Zeiten auf. Es ging um Folgendes.

Als die Sowjets ihre gaunerhafte Konzessionspolitik einführten, gehörte zu den auf den Leim gegangenen Gimpeln auch die englische Lena Goldfields Company. Der Gesellschaft hatten bis zur Revolution die berühmten Goldfelder an der Lena gehört. Nach der Oktoberrevolution wurde die Gesellschaft enteignet. Die Felder arbeiteten nicht, die Ausrüstung verfiel und wurde zerstört. Mit Einführung der NEP setzten die Bolschewiken auch die Felder auf die Konzessionsliste. Die Company nahm Verhandlungen auf, die Bolschewiken schlugen günstige Bedin-

gungen vor. Die Gesellschaft musste eine neue Ausrüstung importieren, das Dreggnetz und alles andere, sowie die Produktion aufnehmen; dafür durfte sie aber fast über die ganze Goldförderung verfügen und brauchte den Bolschewiken nur einen kleinen Teil zu Weltmarktpreisen zu überlassen. Allerdings befand sich in dem Vertrag auch die Vorschrift, dass die Förderung ein festgelegtes monatliches Minimum nur geringfügig unterschreiten dürfe. Wenn die Förderung unter diesem Minimum lag, wurde der Vertrag hinfällig, die Ausrüstung ging in das Eigentum der Sowjets über. Dazu erklärten die sowjetischen Stellen den Konzessionären ohne grosse Schwierigkeiten, dass ihre Hauptsorge eine möglichst grosse Förderung sei, weil sie sich absichern müssten, falls der Konzessionär wegen irgendwelcher Überlegungen die Funde «einfrieren» möchte. Die Gesellschaft fand dies logisch und nahm den Punkt bereitwillig an, zumal es begreiflicherweise nicht in ihrer Absicht lag, die Funde «einzufrieren», sondern im Gegenteil möglichst weitgehend auszubeuten.

Es wurde die ganze teure und komplizierte Einrichtung importiert, die englischen Ingenieure setzten den Betrieb in Gang, die Arbeit begann auf vollen Touren zu laufen. Als Moskau glaubte, dass der geeignete Zeitpunkt gekommen sei, wurden auf der Parteilinie die entsprechenden Direktiven ausgegeben – und plötzlich «empörten sich» die Arbeiter der Felder. Auf einer Betriebsversammlung forderten sie von den englischen Kapitalisten die Erhöhung ihrer Arbeitslöhne; aber nicht um 10 oder 20 Prozent, sondern um das Zwanzigfache, was völlig unmöglich war. Die Lohnforderungen wurden noch von anderen, ebenso übertriebenen und unerfüllbaren Forderungen der Belegschaft begleitet. Und es wurde ein allgemeiner Streik ausgerufen.

Die Vertreter der Gesellschaft stürzten zu den örtlichen Behörden. Es wurde ihnen liebenswürdig erklärt, dass bei uns die Arbeiter regierten und es ihnen daher freistehe, das zu tun, was sie in ihrem Interesse zu tun für nötig erachteten; ganz besonders hätten aber die Behörden keinerlei Handhabe, sich in Konflikte mit Unternehmern einzumischen, rieten aber – wenn ihnen das gestattet sei – die Angelegenheit mit irgendeinem Abkommen durch Verhandlungen mit der Gewerkschaft beizulegen. Die Verhandlungen mit der Gewerkschaft führten natürlich zu keinerlei Ergebnis, da auf geheime Weisungen aus Moskau die Gewerkschaft Zugeständnisse nicht machen durfte. Die Vertreter der Gesellschaft stürzten zu den zentralen Instanzen. In Moskau wurde ihnen ebenso liebenswürdig dasselbe gesagt: Unsere Arbeiter sind frei und können ihre Interessen so verfechten, wie sie es für nötig finden. Der Streik hielt an, die Zeit verging, die Produktion stockte; und die Hauptkonzessionsverwaltung erinnerte die Gesellschaft, dass kraft des

angeführten Punktes der Vertrag gegenstandslos geworden sei und die Gesellschaft alles verliere, was sie investiert habe.

Da begriff endlich die Lena Goldfields Company, dass die ganze Konzession ein Schwindelabkommen war und dass man sie einfach über den Löffel halbiert hatte. Die Frage wurde auch im englischen Parlament erörtert. Die Labour Party unter MacDonald jubelte in den Debatten lauthals, dass die Sowjetunion schliesslich ein Land sei, wo die Arbeiter die habgierigen Kapitalisten in die Knie zwingen könnten und die Regierung die Arbeiter beschütze. Das Ergebnis der Debatten bestand darin, dass sich die britische Regierung mit einer Note an die Sowjetunion wandte.

Die Note wurde auf einer Sitzung des Politbüros erörtert. Die Antwort war von der gleichen Spitzbubenart wie jene an die Vertreter der Gesellschaft. Die Sowjetregierung erachte es als unmöglich, sich in Konflikte der Gewerkschaft mit Unternehmern einzumischen, den Arbeitern in der Sowjetunion stehe es frei, zu tun, was sie wollten. Während der Diskussion ergriff Bucharin das Wort und sagte, in den englischen Zeitungen die Berichte über die Debatten im Unterhaus gelesen zu haben. Das Bemerkenswerteste an ihnen sei, dass diese Kretins von der Arbeiterpartei unsere Argumente als bare Münze nähmen. «Dieser Trottel MacDonald hat eine feurige Philippika zu unserer Rechtfertigung und zur Beschuldigung der Company gehalten. Deshalb schlage ich vor, den Genossen MacDonald als Sekretär des Kreiskomitees nach Tripsdrill zu schicken und Mischa Tomskij als Premier nach London.» Da die Gespräche einen scherzhaften Ton annahmen, unterbrach Kamenew als Vorsitzender den Genossen Bucharin und meinte lächelnd: «Nun, bitte, die Vorschläge in schriftlicher Form.» Bucharin konnte sich aber nicht gleich beruhigen, nahm ein Blatt Papier und schrieb:

«Beschluss des Sekretariats des ZK der Allrussischen KP vom soundsovielten:

1. Gen. MacDonald als Sekretär des Kreiskomitees nach Tripsdrill schicken und einfache Fahrkarte für Hinreise ausstellen lassen.

2. Gen. Tomskij als Premier nach London schicken und ihm gleichzeitig zwei gestärkte Stehkragen mitgeben.»

Das Blatt machte die Runde. «Dafür. J. Stalin.» – «Keine Einwände. Sinowjew.» Als letzter stimmte Kamenew «dafür» und übergab mir das Blatt «zur Erledigung». Ich bewahre es unter meinen Papieren auf.

Dies alles im Druck zu veröffentlichen, wäre ein schöner Schlag gegen die hirnlosen Kommunistenfreunde in der Labour Party und nicht zuletzt gegen MacDonald gewesen. Aber man musste es geschickt machen. Vorläufig wusste ich noch nicht, wie.

Eines schönen Tages spielte ich in Simla Tennis und wartete mit meinem Zu-

fallspartner auf einen freien Platz. Der Partner war ein rothaariger Ire. Er wusste, wer ich war und stellte Fragen über die Sowjetunion. Nach fünf Minuten merkte ich, dass er ein ausserordentlich gescheiter Mann mit lebhafter Phantasie war, der ausgezeichnet über Sowjetrussland informiert war und sich gut in sowjetischen Angelegenheiten auskannte. Ich fragte meine anderen Tennispartner, wer der Mann sei. «Oh, das ist O'Hara, der indische Innenminister!» Das war mein Mann für Bucharins Blatt. Ich sagte ihm, ein wichtiges Anliegen an ihn zu haben. Es wurde ein Treffen für den nächsten Tag vereinbart.

Als ich zu ihm kam, zeigte ich ihm das Blatt, übersetzte es und erklärte ihm, worum es ging.

«Können Sie das unserer Regierung überlassen?»

«Gerade das ist meine Absicht.»

«Und können Sie eine erklärende Notiz dazu schreiben, aus der hervorgeht, wie sich alles abgespielt hat?»

«Natürlich kann ich das.»

«Sie stellen sich nicht vor, was für einen Dienst Sie England erweisen.»

Das Blatt mit den Erklärungen ging nach London. Doch weder in der indischen noch in der französischen Presse fand ich die kleinste Erwähnung. Meiner Vorstellung nach musste die Toryregierung die Gelegenheit ausnutzen und der Presse übergeben. Das wäre ein schöner Schlag gegen die Prokommunisten gewesen. Doch es erschien kein Wort darüber.

Später, als ich schon in Frankreich war, hatte ich Gelegenheit, mit dem Gehilfen des Intelligence Service-Chefs zu sprechen. Ich erzählte ihm von dem O'Hara übergebenen Dokument und sagte, dass es mir leid täte, wenn es irgendwo in einem Schreibtisch verrotten würde. Er antwortete, von einem solchen Dokument nichts gehört zu haben, versprach mir aber, bei seinem nächsten Aufenthalt in London seinen Chef danach zu fragen. Nach einiger Zeit, als er wieder einmal aus London zurück war, berichtete er mir über das weitere Schicksal des Blattes.

Es war seinerzeit direkt dem Premier zugeleitet worden. Der hatte es aber nicht der Presse übergeben, sondern war viel witziger vorgegangen. Er hatte den Chef des Intelligence Service gerufen und ihm gesagt: «Seien Sie so gut und bitten Sie um Audienz beim Oppositionsführer Mr. MacDonald. Bei der Gelegenheit übergeben Sie ihm persönlich, unter vier Augen und zu eigenen Händen dieses Dokument, das ich bekommen habe. Ich nehme an, dass es ihn persönlich betrifft, deshalb muss es ihm auch persönlich übergeben werden.»

Das Blatt machte auf MacDonald einen ausserordentlichen Eindruck. Er war zwar kein Mann mit besonders glänzendem Verstand, aber ein durch und durch ehrenhafter Mensch. Als Begründer und unbestrittener Führer der englischen So-

zialdemokraten hegte er vollstes Vertrauen zum russischen Bolschewismus und unterstützte ihn auf mancherlei Weise, uneigennützig und überzeugt. Jetzt erkannte er, was Moskau über ihn dachte; das Papier war ein untrügliches Zeugnis. Er trug schwer an diesem Schlag, zog sich eine Zeitlang von der Politik zurück, fuhr ins heimatliche Schottland und kehrte von dort als ebenso überzeugter Kommunistengegner zurück, wie er auch die Partei in diesem Sinn zu beeinflussen trachtete.

Das ging jedoch nicht so leicht. Nach seinem Bruch mit dem russischen Kommunismus folgte ihm nur ein Teil der Partei – und dazu noch der kleinere. Das ermöglichte jedoch in England während der schweren Weltkrise im Jahre 1931 eine Regierung der nationalen Einigung. MacDonalds Anhang aus der Labour Party und die Konservativen hatten die Mehrheit im Parlament. Die Konservativen boten MacDonald die Regierung an, eine ganz ungewöhnliche Koalition aus Tories und Sozialisten auf der Basis des Antikommunismus. Man muss noch erwähnen, dass es MacDonald infolge der ständigen Kämpfe innerhalb der sozialistischen Partei gelang, die Mehrheit von ihrer kommunistenfreundlichen Position auf die antikommunistische herüberzuziehen.

Mein Aufenthalt in Indien zog sich immer länger hin. Plötzlich stellte sich aber heraus, dass die Verzögerung auf einem Missverständnis beruhte. Anfang August verlor ich die Geduld, weil ich vermutete, dass mich die englischen Behörden an der Nase herumführten und mir den wahren Grund für die Verzögerung nicht mitteilten. Ich deutete meine Zweifel Eisenmandger an. Er empfand meine Verdächtigungen offenbar als kränkend, denn er zeigte mir zu deren Entkräftigung die Korrespondenz, die er meinerwegen mit dem Vizekönig führte. Eigentlich hätte er sie gar nicht herzeigen dürfen, denn sie war geheim. Doch geheim war eigentlich nur, dass die Engländer für die Inder den Mythos aufrechterhielten, der Vizekönig sei eine Gestalt von gewaltiger Autorität, während er in Wirklichkeit nur eine dekorative Figur war und dem Minister für die indischen Angelegenheiten unterstand. Doch das interessierte mich nicht. Ich entnahm der Korrespondenz, dass während der ganzen Zeit die Frage dominierte, welche Unannehmlichkeiten die Opposition im Parlament meinerwegen der Regierung machen könnte. Weshalb eigentlich? Es stellte sich heraus, dass die englische Regierung meinte, ich würde mich als politischer Flüchtling in England niederlassen. Diese Absicht hatte ich jedoch nie gehabt; noch weniger hatte ich jemals darum gebeten. «Wie?» Eisenmandger war sehr erstaunt. «Aber Sie haben doch bei unserem ersten Gespräch den Wunsch geäußert, nach Europa zu fahren.»

«Natürlich: nach Europa, aber nicht nach England.» Ich war mir damals nicht darüber im Klaren gewesen, dass für einen Engländer in Indien «nach Europa fah-

ren» nichts anderes als «nach England» bedeutete. Und alle Schwierigkeiten hingen damit zusammen. Jetzt versicherte ich Eisenmandger, dass ich durchaus nicht nach England wollte. «Und wohin wollen Sie denn?»

«Ich will nach Frankreich.»

«Ach, hätten Sie das doch gleich gesagt, in Frankreich könnten Sie schon längst sein.»

Tatsächlich hatte ich mich schon in Moskau entschlossen, nach Frankreich zu emigrieren. An Hand eines alten Nenaschew-Reiseführers aus der Vorkriegszeit hatte ich mir sogar schon das Hotel ausgesucht, in dem ich nach meiner Ankunft in Paris wohnen wollte. Es war das Hotel «Vivienne», nahe der Oper und der Börse in der gleichnamigen Strasse. Da ich die Stadt nicht kannte, hatte ich angenommen, dass es – wie in Moskau – am interessantesten sei, mitten im Zentrum zu wohnen, was durchaus nicht der Fall ist.

Die weiteren Ereignisse überstürzten sich fast. Die englische Regierung bat die französische, mir das Zufluchtsrecht in Frankreich zu gewähren. Die französische stimmte zu, ihr Konsul in Kalkutta stellte mir ein Dauervisum zum Aufenthalt in Frankreich aus. Mitte August 1928 schiffte ich mich mit meinem Maksimow in Bombay auf dem 20'000-Tonnendampfer «Maloju» der P & O Comp. ein; nach zwei Wochen kamen wir in Marseille an. Ich nahm den Zug nach Paris, kam dort auf dem Lyoner Bahnhof an. Dem Taxichauffeur sagte ich mein schon in Moskau gelerntes Sprüchlein auf: «Hotel Vivienne, rue Vivienne.»

Bei der Teffi gibt es eine bezaubernde Stelle: «An einem heißen Julitag des Jahres 1921 kam auf der Place de la Concorde eine Person in einem ziemlich abgenutzten Jackett und mit formlosem Hut aus der Metro. Die Person schloss blinzeln die Augen vor der grellen Sonne, klopfte mit dem Finger auf die Brüstung und sagte: ‚Das ist sehr schön, aber que faire? Que nur faire?‘ So begann die Geschichte der russischen Emigration.»

In der Emigration

Was tun? Für mich gab es diese Frage nicht. Das ganze sowjetische System beruht auf Lüge. Gegen diese musste man antreten, die Wahrheit sagen, schildern, was Moskau sorgfältig verbarg, insbesondere den Mechanismus der Macht und jene Ereignisse, deren Zeuge ich war. Vor allem musste man dies alles in der Emigrantenpresse veröffentlichen.

Damals (1928-1929) erschienen in Paris die zwei russischen Tageszeitungen *Wosroshdenije* (Wiedergeburt) und *Poslenije nowosti* (Die letzten Neuigkeiten). Beide waren zwar antibolschewistisch eingestellt, wichen aber ihrer politischen Linie nach weit voneinander ab. Das *Wosroshdenije* war eine Zeitung der Rechten und stand dem Kommunismus unversöhnlich feindlich gegenüber; die *Poslednije nowosti* waren ein linkes Blatt. Es wurde von Miljukow, dem ehemaligen Aussenminister der Provisorischen Regierung, geleitet. Diese Säule der russischen Intelligenz war ein politisch unfähiger Mann. Die Zeitung versicherte ihren Lesern in jeder Nummer, dass in der Sowjetunion die Entwicklung auf ein normales Leben hinauslaufe, dass die Bolschewiken in Wirklichkeit gar keine Bolschewiken seien und dass der Kommunismus, wenn er noch nicht ganz funktioniere, bald funktionieren werde und dergleichen mehr. Das war nicht nur falsch, sondern auch dumm. In dieser Zeitung konnte ich nicht schreiben. So publizierte ich im *Wosroshdenije* eine Serie von Artikeln. Darauf schrieb ich ein Buch in französischer Sprache. Seine Veröffentlichung war aber ebenso schwierig wie die Veröffentlichung meiner Beiträge in der französischen Presse. Die Linke sympathisierte mit dem «fortschrittlichen sozialistischen Versuch» in Sowjetrußland und verschwieg geflissentlich alles, was ich darüber schrieb. Und da ich alle Ereignisse, deren Augenzeuge ich war, mit skrupulöser Genauigkeit schilderte, schloss sich Moskau dieser Taktik an, da es nichts widerlegen konnte. Weder die *Prawda* noch die *Humanité* oder irgendein anderes kommunistisches Blatt erwähnte auch nur meinen Namen. Einmal versuchte Romain Rolland gegen einen meiner Artikel zu polemisieren, erhielt aber gleich einen ordentlichen Rüffel von der kommunistischen Obrigkeit, weil er mich namentlich genannt hatte.

Herausgeber für das Buch fanden sich auch nicht. Erst 1931 konnte es erscheinen, aber nur mit starken Kürzungen. Was ich schrieb, passte den wenigsten. Die Linken wünschten keinerlei Angriffe auf ein fortschrittliches sozialistisches Land, die Rechten meinten in ihrer bestürzenden Kurzsichtigkeit und Ahnungslosigkeit,

dass Russland dank dem Bolschewismus und der mit ihm verbundenen Anarchie aus der Zahl der grossen Staaten ausgeschieden sei. Die Prophezeiung, dass dem Kommunismus eine gewaltige Zukunft bevorstehe und ein Bürgerkrieg in der ganzen Welt begonnen habe, dass der Kommunismus für die Menschheit jetzt die Hauptgefahr darstelle, wurden als partisanenhafte Übertreibungen eines russischen Emigranten betrachtet. «Da versucht so ein junger Schreiberling uns alte, erfahrene Politiker zu belehren.»

Aber auch mich befriedigte das Buch ganz und gar nicht. Nicht allein wegen der vorgenommenen Streichungen, denen neben allerlei Ausführungen auch Einzelheiten, die mich persönlich betrafen, zum Opfer gefallen waren. Übrig blieb nur das Zeugnis über das Gesehene und Erlebte. Vor allem musste ich mein den Freunden in Moskau gegebenes Versprechen erfüllen und schreiben, schon Antikommunist geworden zu sein, ehe ich im ZK der Partei zu arbeiten begonnen hatte. Das gab mir den Anstrich eines abenteuerlichen James Bond, der tapfer und listig in die feindliche Festung eindrang; in Wirklichkeit war es anders gewesen, nur durfte ich über mich und meine Entwicklung nichts erzählen. Deshalb verlor ich an dem Buch letzten Endes alles Interesse. Ausserdem konnte ich über viele Dinge nicht sprechen, die in Russland Zurückgebliebenen wären allzu gefährdet gewesen, hätte ich sie namentlich genannt oder mich auf sie bezogen.

Jetzt, da nicht nur viel Zeit vergangen ist und die Zeiten sich geändert haben, kann ich erzählen, wie tatsächlich alles gewesen ist, dessen Zeuge ich war.

Bald nach meiner Ankunft in Frankreich wandte sich der britische Intelligence Service an mich und bat um eine Expertise. Der Resident der GPU in Riga, der sich Hajduk nannte, was natürlich nur ein Deckname war (seinen wirklichen Familiennamen kenne ich nicht), verkaufte den englischen Behörden Protokolle des Politbüros. Die Engländer bezahlten sie teuer, da man sie für echt hielt. Hajduk hatte aber sein Lebtag kein echtes Protokoll des Politbüros gesehen, sondern fabrizierte sie nach eigenen Vorstellungen. Die Engländer wussten aber noch viel weniger, wie die echten Protokolle aussahen. Ich hatte während meiner Tätigkeit im Politbüro derart viele angefertigt, dass es mir nicht die geringste Schwierigkeit bereitete, das zu beurteilen, was der Falsifikator den Engländer verkaufte. Sie nahmen ihm weiterhin nichts mehr ab.

Ich lebte in Paris weiterhin im Hotel. Eines Tages klopfte es an der Tür. «Her-ein!» Vor mir stand ein Kerl von unverkennbar tschekistischem Äusseren, der sich in aller Ruhe vorstellte. «Ich bin Hajduk, Resident der GPU in Riga. Ich komme in folgender Angelegenheit zu Ihnen. Über mich kaufen die Engländer

Protokolle des Politbüros. Sie, Herr Baschanow, können natürlich besser als sonst jemand beurteilen, ob sie echt oder falsch sind. Mir ist bekannt und auch völlig klar, dass es von Ihrer Beurteilung abhängt, ob mir die Protokolle weiterhin abgekauft werden. Ich stelle auch nicht in Abrede, dass ich an ihnen sehr gut verdiene. Wenn Ihre Beurteilung nicht negativ ist, schlage ich Ihnen die Hälfte des Honorars vor.»

«Erstaunlich», erwiderte ich, «dass Sie vor Ihrem Besuch keine Erkundigungen über mich bei Ihrer Behörde eingezogen haben. Die hätte Ihnen gesagt, dass ich mich nicht verkaufe, dann hätten Sie sich den zwecklosen Besuch sparen können.»

«Sehen Sie, Herr Baschanow, Sie sind ein ganz frischer Emigrant. Im Augenblick verfassen Sie Artikel, die Erfolg haben. Alles läuft noch gut. Aber glauben Sie meiner Erfahrung: in einem Jahr ist alles vorbei, Sie werden recht mühsam Ihr Stücklein Emigrantenbrot verdienen. Wenn Sie auf meinen Vorschlag eingehen, können Sie in einem halben Jahr soviel verdienen, dass Sie von diesem Geld sorglos bis ans Ende Ihrer Tage leben können.»

«Sagen Sie, Herr Hajduk», sagte ich scheinbar neugierig, «haben Sie das letzte Stück von Marcel Pagnol ‚Der Topas‘ gesehen?» Nein, an Theaterstücken war Herr Hajduk nicht interessiert. «Also in dem Stück gibt es eine Stelle, wo ein Greis von vornehmem Äusseren zum Munizipalrat kommt, um diesen zu erpressen. Im Lauf des Gesprächs bittet der Rat den Herrn, sich zu entfernen, aber ohne ihm dabei den Rücken zuzuwenden, da sonst die Versuchung, ihm einen Fusstritt unterhalb des Rückens zu versetzen, allzu gross wäre. In diesem Sinn bitte ich auch Sie, hinauszugehen, also mit den Fersen voran ...»

Hajduk blieb ungerührt. «Bitte, wenn Ihnen das Vergnügen bereiten kann.» In der Tür drehte er sich aber um und fügte noch hinzu: «Sie werden es noch bereuen, dass Sie meinen Vorschlag nicht angenommen haben.»

Er irrte. Ich stehe Geld gleichgültig gegenüber und schätze nicht, was man für Geld kaufen kann. Auch die Emigrantenarmut hat mich nie bedrückt. Im Gegenteil, ich schätze das, was man für Geld nicht kaufen kann: Freundschaft, Liebe, Treue.

Einige Zeit nach meiner Ankunft in Paris, die still und unbemerkt verging, ereignete sich die laute Geschichte mit Besedowskijs Flucht aus der Pariser Botschaft der Sowjetunion. Der sowjetische bevollmächtigte Vertreter in Frankreich, Dowgalewskij, befand sich auf einem sehr langen Erholungsurlaub, währenddessen er von dem Botschaftsrat Besedowski vertreten wurde. Eines schönen Tages gelang es diesem, aus dem Arrest der Botschaft zu entkommen; er flüchtete, indem er über die Gartenmauer der Botschaft kletterte. Einen ganzen Monat lang

kostete die Presse begeistert den ungewöhnlichen Vorfall aus. Ein Botschafter rettet sich durch die Flucht aus seiner eigenen Botschaft und klettert dabei über eine Mauer! Unbekannt blieb jedoch allen die wahre Ursache dieser Flucht. Davon zu erzählen, war für Besedowskij wenig vorteilhaft, während die englische Regierung, die alles wusste, zu schweigen vorzog.

Um die Botschaften der UdSSR in England und Frankreich scharwenzelte der grosse Abenteurer Bogowut-Kolomijez, der für die Sowjets allerhand Handels-, Bank- und sonstige Geschäfte besorgte. Er verfügte über beachtlichen Elan. Damals entwickelte sich gerade die Weltkrise zu einer echten wirtschaftlichen Katastrophe. Da fiel Bogowut etwas ein. Wie die englische Regierung veranlassen, dass sie den Sowjets eine kolossale Anleihe gewährte, die damals gerade mit ihren Fünf jahresplänen zur Industrialisierung des Landes begannen, aber sehr an ihrem Devisenmangel zum Ankauf der erforderlichen Ausrüstung litten? Bogowut wollte, dass die Engländer den Sowjets mehrere Jahre lang die zur Industrialisierung nötigen Maschinen und Materialien in Form einer langfristigen Anleihe lieferten; dadurch bekäme die englische Schwerindustrie Arbeit und käme aus der Krise heraus. Dafür sollten sich die Sowjets ihrerseits verpflichten, ihre revolutionäre Tätigkeit in den englischen Kolonien einzustellen, ganz besonders in Indien. Bogowut hegte aber keinerlei philanthropische Gefühle und wollte diese Anleihe so einrichten, dass alles über ihn lief; für seine Arbeit forderte er ein Prozent Kommissionsvergütung, was bei der riesigen Summe Bogowut zu einem Multimillionär gemacht hätte. Allein konnte er aber die ganze Kombination nicht durchführen, so beredete er Besedowskij, sich an dem Geschäft zu beteiligen.

Das Drehbuch sah folgendermassen aus. Bogowut, der überall Wege und Türen hatte, wollte die englische Regierung wissen lassen, dass Moskau eine solche Anleihe gern hätte, aber keine erfolglosen Verhandlungen riskieren möchte und daher nicht ihren englischen Botschafter, sondern Besedowskij in Paris beauftrage, den Vertrag unter strengster Geheimhaltung zu prüfen und mit der englischen Regierung abzuschliessen. Erst dann solle alles publik und offiziell werden.

Die englische Regierung war an dem Projekt lebhaft interessiert und schickte zu den Geheimverhandlungen mit Besedowskij eine ganze Delegation nach Paris, der zwei Minister angehörten, darunter Sir Samuel Hoare. Die Delegation erörterte mit Besedowskij alle Fragen. Dieser machte sie darauf aufmerksam, dass nach Instruktionen aus Moskau bis zum Vertragsabschluss alles streng geheim bleiben müsse. Selbst wenn sich London an Moskau um Auskunft wenden sollte, würden die Sowjets antworten, keinerlei Angebote gemacht zu haben und die Verhandlungen auf der Stelle abbrechen. Die Delegation kehrte in fröhlicher und begeis-

terter Stimmung nach London zurück. Nur Sir Samuel Hoare nahm eine schroff ablehnende Haltung ein. Seiner Meinung nach war alles Bluff, hinter dem nichts Ernsthaftes stand. «Ich bin selber Jude», sagte er, «und kenne meine Glaubensgenossen gut; der Typ, den Besedowskij darstellt, ist ein unseriöser Typ. Glaubt ihm kein einziges Wort. Ich schlage vor, in Moskau anzufragen, um alles in der offiziellsten Art nachzuprüfen.»

Schliesslich und endlich stimmte ihm das Kabinett zu. Der englische Botschafter in Moskau wurde beauftragt, sich an Tschitscherin zwecks Bestätigung zu wenden. Tschitscherin antwortete natürlich, dass ihm weder von Verhandlungen noch von einer Anleihe etwas bekannt sei und er sich sogleich an die höchsten Instanzen (d.h. das Politbüro) wenden werde. Ins Politbüro kam er mit der bitteren Klage: Ihr bringt mich in eine blöde Situation! Führt Verhandlungen mit der englischen Regierung und haltet es nicht einmal für nötig, den Aussenminister davon zu informieren. Das Politbüro beruhigte ihn: kein Mensch habe an irgendwelche Verhandlungen gedacht. Es wurde klar, dass Besedowskij eine abenteuerliche Kombination betrieb. Tschitscherin berief ihn nach Moskau. Da auch die Engländer kein Lebenszeichen mehr von sich gaben, glaubte Besedowskij, dass die Sache geplatzt sei; daher weigerte er sich, unter dem Vorwand, krank zu sein, nach Moskau zu kommen. Nach einiger Zeit gab sich das Volkskommissariat für auswärtige Angelegenheiten den Anschein, als beriefe es eine Konferenz der Botschafter in den westeuropäischen Ländern ein, um Besedowskij ins Land zu bekommen. Er weigerte sich abermals zu erscheinen. Da verlor das Politbüro die Geduld und beauftragte das Mitglied der Zentralen Kontrollkommission, Roisenmann, den Botschaftsrat Besedowskij tot oder lebendig nach Moskau zu schaffen. Roisenmann bekam alle Vollmachten dazu. Er fuhr nach Paris, kam in die Botschaft, zeigte den Tschekisten, die als Pförtner am Eingang den Dienst versahen, seinen Auftrag und erklärte ihnen: «Von diesem Augenblick an bin ich hier der Hausherr, ihr habt nur meine Aufträge zu erfüllen. Vor allem darf niemand die Botschaft verlassen.»

«Nicht einmal der Genosse Botschafter?» fragten die Tschekisten.

«Der Genosse Botschafter ganz besonders nicht.»

Dann setzte Roisenmann den ersten Sekretär von allem in Kenntnis, ging in das Arbeitszimmer des Botschafters und liess Besedowskij kommen. Er brüllte ihn an und sagte, dass er jetzt sofort nach Moskau geschafft werde, wenn es sein müsse, mit Gewalt. Besedowskij begriff, dass es schlecht um ihn stand und stürzte zum Ausgang. Die Tschekisten hatten aber den Ausgang verrammelt und drohten zu schiessen, falls er versuchen sollte, den Ausgang zu erzwingen. Da machte Besedowskij kehrt und erinnerte sich, im Garten eine kleine Leiter an der Mauer

gesehen zu haben, die der Gärtner dort hingestellt hatte. Mit ihrer Hilfe kam Besedowskij auf die Mauer hinauf und sprang auf die andere Seite.

Darauf erschien er beim Polizeikommissar des Viertels und verlangte von der Polizei, Frau und Sohn aus der Botschaft herauszuholen. Der Kommissar rief im Ausenministerium an. Der Generalsekretär des Ministeriums sagte, dass die Botschaft zwar exterritorial sei, die Polizei aber dem Verlangen des Botschafters nachzukommen habe und das Gebäude betreten dürfe. So kamen Besedowskij's Frau und Sohn frei. Er selber bat um die Anerkennung als politischer Flüchtling, worauf die Polizei ihn sorgfältig versteckte. Nach einigen Tagen brachte ihm aber der Briefträger die Aufforderung, sich in Moskau vor Gericht einzufinden, damit man gegen ihn als Landesverräter verhandeln könne. Die GPU wollte ihm damit nur beweisen, dass man vor ihr niemanden und nichts verbergen könne und sie sehr wohl den Ort kenne, wo man ihn versteckt halte.

Die Presse machte aus der Angelegenheit ein etwas zu grosses Aufsehen, auch hielt sich die GPU von einem Attentat zurück, bemühte sich aber, ihm möglichst viele Unannehmlichkeiten zu bereiten.

Bis zum Krieg traf ich mich mit Besedowskij von Zeit zu Zeit, hauptsächlich aus Sicherheitsgründen, er hatte genauso wie ich Vergeltungsmassnahmen der GPU zu befürchten, also tauschten wir Informationen über drohende Gefahren aus. Er betätigte sich als Journalist, fabrizierte aber diesmal keine Türken, wengleich das, was er schrieb, sehr leichtgewichtig und voller Erdichtungen war. Bei den Begegnungen mit mir fragte er mich über Stalin, sein Sekretariat, die Mitglieder des Politbüros und den Apparat des ZK aus. Da ich nie Geheimnisse aus meinen Kenntnissen dieser Dinge machte, erzählte ich auch ihm alles. Nach dem Krieg benutzte er diese Kenntnisse mit den ihm eigenen Verdrehungen. Ich traf ihn nach 1945 nur noch selten, da mich Politik und Presse nicht mehr interessierten. Ich beschäftigte mich jetzt mit Technik. Damals erschienen mehrere Fälschungen, etwa die «Aufzeichnungen des Kapitäns Krylow», «Mit Ihnen sprechen sowjetische Marschälle», die «Memoiren des Generals Wlassow», doch alle von obskuren Autoren verfasst. An dieser drittrangigen Pseudoliteratur war ich nicht interessiert. Ich las sie nicht und kannte ihre Verfasser nicht. Doch 1950 erschien «Der wahre Stalin» von Delbare. Diesen Delbare kannte ich auch nicht, erinnerte mich aber, dass er mit Besedowskij zusammenarbeitete; daher nahm ich das Buch zur Hand. Es war voller Lügen und Erdichtungen. Da wurde mir sofort klar, dass ich ein Werk Besedowskij's vor mir hatte. Besonders das, was er seinerzeit von mir über Stalin und die Parteispitze erfahren hatte, tauchte hier wieder auf, aber so verdreht und phantastisch ausgeschmückt, dass es einer Verhöhnung des Lesers gleichkam. Dazu hiess es in dem Buch an mehreren Stellen, dass der

Verfasser dieses oder jenes Detail (gewöhnlich eines erlogenen oder erdichteten) einem ehemaligen Angehörigen von Stalins Sekretariat zu verdanken habe. Das warf einen Schatten auf mich, denn im Ausland gab es keinen anderen Sekretär Stalins als mich. Die Sowjetologen, die das Buch lasen, konnten meinen, ich hätte Besedowskij mit diesem Material versorgt.

Deshalb verlangte ich von ihm Erklärungen. Er leugnete nicht, das Buch geschrieben zu haben; er gab sogar zu, sich über den Leser lustig zu machen. Auf meine Drohung, in der Presse seine Erdichtungen zu entlarven, antwortete er, der Verfasser des Buches sei Delbare, so dass er formal damit nichts zu tun habe; falls ich ihn angreifen sollte, würde er gegen mich wegen Verleumdung gerichtlich vorgehen. Ich ersuchte ihn, mir nicht mehr unter die Augen zu kommen; seitdem habe ich ihn nicht gesehen.

Um 1930 fanden in der GPU grosse Personalveränderungen statt. Zu den wichtigsten gehörte, dass der bisherige Leiter der Auslandsabteilung Trilisser von Messing abgelöst wurde. Im Zusammenhang damit änderte sich auch schlagartig der Personalstab sowie der Arbeitscharakter der GPU im Ausland. Trilisser war ein fanatischer Kommunist und machte ebenso fanatische Kommunisten zu seinen Residenten. Das waren gefährliche Kader, die vor nichts zurückschreckten. Solche Aktionen wie die Explosion der Kathedrale in Sofia (als der Zar und die gesamte Regierung an einem Gottesdienst teilnahmen) oder die Entführung des Generals Kutepow in Paris gehörten zu ihrer normalen Praxis. Doch um 1930 wurden diese Kader aufgelöst; da viele von ihnen mit Trozki und der Opposition sympathisierten, traute man ihnen nicht mehr. Mit Messing kamen neue Kader, ruhige Beamte, die sich natürlich auch anstrebten oder vielmehr so taten, als strengten sie sich an, aber in Wirklichkeit keine grosse Neigung verspürten, Risiken einzugehen. Wenn ein Unternehmen wirklich riskant war, fanden sich jedesmal objektive Ursachen, deretwegen nie etwas passierte. Wenn 1929 noch als scheinbarer Autounfall ein Attentat auf mich verübt wurde, so hörte 1930 die gefährlichste Periode für mich auf. Freilich kam noch im gleichen Jahr der GPU-Resident in der Türkei, Bljumkin, nach Paris, um ein Attentat auf mich zu organisieren. Dass die GPU den Auftrag gerade ihm gegeben hatte, stand erstens damit in Zusammenhang, dass er mich persönlich kannte, und zweitens damit, dass sein Vetter Maksimow, den ich nach Paris mitgenommen hatte, mit mir zusammenkam. Bljumkin fand Maksimow. Dieser musste nach seiner Ankunft in Frankreich wie alle Emigranten zu arbeiten beginnen und führte sich auch in den ersten zwei Jahren tadellos auf. Bljumkin versicherte ihm, dass die GPU ihn längst vergessen habe, dass es aber für sie ausserordentlich wichtig sei, in Erfahrung zu bringen, ob Baschanow in Moskau eine Organisation zurückgelassen habe und

mit wem er noch Beziehungen aufrechterhalte; und dass, wenn Maksimow zur Zusammenarbeit mit der GPU zurückkehre und mithilfe, seine Verbindungen auszukundschaften oder bei passender Gelegenheit gar ein Attentat auf Baschanow organisiere, dann würde man ihm alles verzeihen und seine finanziellen Angelegenheiten auf einer ganz anderen Basis regeln. Maksimow stimmte zu und schrieb wiederum Meldungen über mich. Doch sein Versuch, nach etwa einem Jahr ein Attentat auf mich zu unternehmen, war so angelegt, dass er dabei wirklich nichts riskierte. Es schlug j ämmerlich fehl, doch wurde klar, dass Maksimow wieder für die GPU arbeitete. Im Sommer 1935 kaufte ich in Trouville eine russische Zeitung und las, dass der russische Flüchtling Maksimow von der ersten Plattform des Eiffelturms gefallen oder gesprungen sei. Die Zeitung vertrat die Ansicht, dass er Selbstmord begangen habe. Das ist möglich, dennoch blieb für mich einiges rätselhaft.

Als Bljumkin von Paris nach Moskau zurückkehrte und dort meldete, was er zur Organisation eines Attentats auf mich unternommen habe, fand es Stalin als angebracht, das Gerücht auszustreuen, dass ich liquidiert worden sei. Er tat dies wohl in pädagogischer Absicht, damit es nicht noch andere gellüste, davonzulaufen. Wir vergessen nie etwas, unser Arm ist lang, früher oder später packt er jeden Verräter!

Von Moskau fuhr Bljumkin in die Türkei, doch sein Hass auf Trotzki war längst verfliegen, er trat mit der trotzkistischen Opposition in Verbindung und erklärte sich bereit, Trotzki, der damals auf den Prinzeninseln lebte, irgendwelche Geheimakten zu überbringen. Seine Mitarbeiterin Lisa verriet das an die GPU. Er wurde unter dem Vorwand der Berichterstattung nach Moskau zitiert, dort verhaftet und erschossen.

Das nächste Attentat auf mich fand 1937 statt. Irgendein Spanier, offenbar ein Anarchist oder Kommunist, versuchte mich mit einem Dolch zu erstechen, als ich am Abend nach Hause kam und das Auto in der Garage abstellte. Der Vorfall demonstrierte, wie degeneriert die Arbeit der GPU war. Ihr Agent nahm kein Risiko auf sich, wahrscheinlich hatte er dem unglücklichen Spanier erklärt, dass ich ein Agent Francos sei oder etwas Ähnliches.

Damals beglich die GPU in Paris alte Rechnungen auf diese Art. Doch gab es auch kompliziertere Fälle, wie z.B. die Ermordung des ehemaligen sowjetischen Mitarbeiters Nawaschin im Bois de Boulogne.

Während des spanischen Bürgerkrieges nährte sich eine ganze Fauna «linker» Halunken von dessen Abfällen. Die Roten plünderten Kirchen, Klöster, Kapitalisten und verschoben den Raub «zum Realisieren» nach Frankreich. Eine ganze Reihe dunkler «Linker» half ihnen dabei, wodurch der grösste Teil der ausgehändigten Schätze in den Taschen dieser Mittelsmänner verschwand. Für den Rest

versuchten die Roten, die allernötigsten Waren zu bekommen, die es in Rotspanien nicht gab. Die Verteilerbande mit Nawaschin an der Spitze ging nach folgender Ordnung vor. Für einen kleinen Betrag wurden Konserven und andere Waren gekauft, aber lauter Ausschuss für einen Pappenstiel. Man verlud alles auf Schiffe und schickte es den Roten zu. Gleichzeitig verständigte die Bande Francos Agent in Paris, welches Schiff wohin und auf welcher Route unterwegs war. Die Roten hatten keine Kriegsmarine. Eine kleine Kanonade der Weissen versenkte das Schiff. Man breitete bedauernd die Arme aus und begann das nächste Schiff zu beladen; bei diesen Geschäften verdiente man Riesensummen. Aber einmal klappte das Manöver nicht, die Navigationsinstrumente eines Schiffes, hiess es, hatten einen Defekt, so dass der Kapitän einen unvorhergesehenen Kurs einschlagen musste. Er entging so der Kanonade und gelangte in einen roten Hafen. Die Ware wurde ausgeladen – und alles klärte sich auf. Nawaschin bekam einen Dolchstoß zwischen die Rippen, an dem er starb.

All die Vorkriegsjahre hatte ich getan, was in meinen Kräften stand, um gegen den Bolschewismus zu kämpfen. Nie hatte ich es aber besonders gemocht, mich mit Lappalien und Kleinigkeiten abzugeben; deshalb hatte ich mich auch nie an dem lauten und wenig produktiven politischen Leben der Emigration beteiligt. Jegliche Emigration wird stets viele Zwergreiche und Kleinstaaten bilden, die miteinander rivalisieren und streiten. Von alledem hielt ich mich fern. Als die Sowjets Finnland überfielen, erwies sich, dass ich richtig gehandelt hatte. Ich war der einzige, der sich entschloss, in diesem Zusammenhang etwas zu unternehmen, wobei mich alle wichtigeren Emigrantenorganisationen unterstützten und sich an meiner Aktion beteiligten. Es wurde ein Brief an Marschall Mannerheim geschrieben, in welchem die Organisationen ihn baten, mir volles Vertrauen entgegenzubringen, und versprachen, mich in jeder Weise zu unterstützen. Den Brief unterschrieben der Allgemeine Militärbund, die Zeitung *Wosroshdenije* und sogar der Vorsitzende des Obersten monarchistischen Rates, obwohl ich zu den Monarchisten keinerlei Beziehungen unterhielt. Mannerheim schlug mir vor, nach Finnland zu kommen.

Ich ging davon aus, dass die Bevölkerung unter dem kommunistischen Regime davon träumte, die Sowjets loszuwerden. Ich wollte eine Russische Nationalarmee aus Freiwilligen der gefangenen Rotarmisten bilden und den Soldaten vorschlagen, von unserer Seite aus Russland vom Kommunismus zu befreien. Wenn meine Meinung über die Stimmung der Bevölkerung richtig war (und wie es nach den Alpträumen der Kollektivierung und den Säuberungen unter Jeshow aussah, nahm ich an, dass sie richtig war), wollte ich einen Schneeball gegen Moskau ins

Rollen bringen, mit tausend Mann anfangen, alle Kräfte diesseits der Grenze sammeln und mit fünfzig Divisionen nach Moskau kommen.

Die französische öffentliche Meinung war damals uneingeschränkt auf Seiten des kleinen, tapferen Finnlands. Die französischen Behörden begrüßten meine Initiative und halfen mir bei der Überwindung von allerlei Formalitäten. So fuhr mich der Leiter der politischen Abteilung des Aussenministeriums ins Kriegsministerium, damit rasch alle Papiere ausgestellt wurden, während mir ein General dieses Ministeriums viel Erfolg wünschte.

Anfang Januar flog ich über Belgien, Holland, Dänemark, Schweden nach Finnland. Von Stockholm musste in einem alten, abgerackerten Flugzeug über den Bottnischen Meerbusen weitergeflogen werden. Vor dem Abflug sassen wir in der Maschine und mussten lange warten. Die Finnen hatten im Gegensatz zu den Sowjets keine Luftwaffe. Stark wie diese war, konnte sie ungestraft Finnland bombardieren. Über dem Meerbusen patrouillierten sowjetische Flugzeuge. Man musste warten, bis sich die Patrouille genügend weit entfernt hatte. Dann hob die Maschine ab und flog los, was ihre Motoren hergaben. Es blieb nur die Hoffnung, dass es der sowjetischen Patrouille nicht einfiel umzukehren, sonst wäre von uns wenig übriggeblieben. Doch es schien alles gutzugehen.

Marschall Mannerheim empfing mich in seinem Hauptquartier Sen Mikele. Von allen Politikern, die ich im Laufe meines Lebens gesehen hatte, machte der Marschall den besten Eindruck auf mich. Ein richtiger Mann, ja ein Gigant, auf dessen Schultern ganz Finnland ruhte. Das Volk stand widerspruchslos und voll hinter ihm. Ich hatte einen Militär erwartet (Mannerheim war General der Kavallerie gewesen), der in der Politik nicht sehr bewandert war. Nun hatte ich einen grossen Mann vor mir, ehrenhaft und ehrenwert, der sehr wohl imstande war, die Lösung jeder politischen Frage auf sich zu nehmen.

Ich legte ihm meinen Plan vor. Mannerheim sagte, dass es einen Sinn habe, ihn zu versuchen. Er ermöglichte mir, mit den Gefangenen eines Lagers (500 Mann) zu sprechen. «Wenn sie Ihnen folgen, organisieren wir Ihre Armee. Aber ich bin ein alter Soldat und zweifle sehr, dass diese Leute, wie durch ein Wunder der Hölle entronnen, grosse Lust haben werden, noch einmal in die Hölle zurückzukehren.»

Es gab in Finnland zwei Fronten. Die schmale karelische Hauptfront von etwa vierzig Kilometer Länge, in die von den Kommunisten eine Division um die andere getrieben wurde; jede ging über Berge von Leichen und wurde restlos aufgerieben – hier gab es keine Gefangenen. Die zweite Front vom Ladogasee bis zum Weissen Meer, wo alles einen Meter hoch und noch höher verschneit war.

Dort griffen die Roten auf den Strassen und Wegen an. Es war immer dasselbe: die sowjetische Division versank im Schnee, die Finnen umzingelten sie, schnitten sie ab und vernichteten sie in harten Kämpfen. Es gab sehr wenig Gefangene, eben die Männer in den Lagern. Sie waren wirklich wie durch ein Wunder davongekommen.

Das Gespräch mit Mannerheim wandte sich rasch anderen Themen zu, nämlich militärischen, sozialen und politischen Fragen. Es dauerte den ganzen Tag. Wie schon gesagt, ganz Finnland blickte auf Mannerheim und erwartete von ihm die Rettung. Seine Lage war deshalb wenig beneidenswert, denn wie sollte er sich bei der Lösung der vordringlichsten Probleme von Leuten beraten lassen, die alles von ihm erwarteten. Ich war aus dem Feindesland, meine Arbeit in der sowjetischen Regierung hatte mir Staatserfahrung gegeben. Ausserdem hatte ich mich mit diesen Fragen sehr beschäftigt. Deshalb war das Gespräch über die Probleme, vor denen Mannerheim stand, für ihn aufschlussreich. An diesem Tag bombardierte die sowjetische Luftwaffe dreimal das Hauptquartier. Der Chef des Generalstabes kam herein, um Mannerheim zu fragen, ob er in den Unterstand gehen wolle. Mannerheim fragte: «Wollen Sie hinuntergehen?» Ich zog es vor zu bleiben. Der Stabschef warf mir einen wenig freundlichen Blick zu. Ich verstand ihn: ein zufälliger Bombentreffer auf das Haus hätte Finnlands Widerstand, der sich ganz auf den unbeugsamen Marschall stützte, ein jähes Ende gesetzt. Aber ich fühlte mich in diesem Augenblick als Soldat, als der designierte Befehlshaber meiner Armee; Mannerheim sollte merken, dass mich Bomben nicht weiter aufregten und ängstigten.

In dem Kriegsgefangenenlager ging alles so, wie ich erwartet hatte. Alle waren Feinde des Kommunismus. Ich redete mit ihnen in einer Sprache, die sie verstanden. Das Ergebnis war, dass von den 500 Mann 450 als Freiwillige gegen den Bolschewismus kämpfen wollten. Von den restlichen sagten vierzig: «Wir sind mit ganzer Seele mit dir, aber haben Angst, haben einfach Angst.» Ich antwortete: «Wenn du Angst hast, können wir dich nicht brauchen, bleib im Lager.»

Alle diese Leute waren einfache Soldaten, ich brauchte aber noch Offiziere. Auf die gefangenen sowjetischen wollte ich nicht meine Zeit verschwenden. Beim ersten Kontakt mit ihnen merkte ich, dass es den wenigen Halbschekisten und Halbstalinisten unter ihnen schon gelungen war, eine Parteizelle zu bilden und die Offiziere zu terrorisieren. Jede kleinste Geste werden die zuständigen Stellen daheim erfahren, eure Familien bürgen mit ihrem Kopf für jeden eurer Schritte! Ich beschloss, die Offiziere aus den weissen Emigrantenkreisen zu nehmen. Der allgemeine Militärbund stellte mir durch Befehl seine finnische Abteilung zur Verfügung. Ich suchte mir die Truppenoffiziere aus, musste aber viel Zeit darauf verwenden, um sie politisch auf ihre Soldaten vorzubereiten und sie mit ihnen zusam-

menzuführen. Sie redeten verschiedene Sprachen, so dass ich mit meinen Offizieren nicht wenig arbeiten musste, um sie den richtigen Ton finden zu lassen. Schliesslich gelang dies aber ganz befriedigend. Andere Probleme kamen hinzu. So leben z.B. die Armeen von festen Reglements und der bekannten Reaktionsautomatik. Unsere Armee durfte nicht auf dem sowjetischen Reglement aufgebaut werden, sondern auf einem neuen, das aber erst geschaffen werden musste. Nehmen wir ein ganz einfaches Detail, die gegenseitige Anrede. «Genosse» war sowjetisch, «Herr» politisch unmöglich und unerwünscht. blieb nur «Bürger» übrig, woran die Soldaten hinreichend gewöhnt waren, also «Bürger Kommandant», während ich «Bürger Kommandeur» hiess.

Es gab noch ein psychologisches Problem. Meine Offiziere, Kapitän Kiseljow, Stabskapitän Lugowoj und die anderen, waren tapfere Truppenoffiziere. Sie hatten volles Vertrauen in meine politische Kraft, kamen jedoch in ihren Köpfen nicht damit zurecht, dass sie ein Zivilist kommandieren sollte. Im Kampf hält die Seelenstärke des Kommandeurs alles zusammen. Folglich werden sich alle an die meine halten. Hatte ich sie aber? Das war ihnen nicht recht klar. Ich merkte dies an einem untrüglichen Zeichen. Während unserer Übungen redete mich Kapitän Kiseljow stets mit «Herr Baschanow» statt mit «Bürger Kommandeur» an. Ein Zufall löste auch dieses Problem.

Wir führten die Geschäfte im fünften Stock eines grossen Gebäudes in Helsinki. Die sowjetische Luftwaffe bombardierte die Stadt mehrmals täglich. Da es Winter war, hingen die Wolken sehr tief. Die sowjetischen Maschinen stiegen in Estland auf, näherten sich Helsinki bis auf dreissig Kilometer, stellten die Motoren ab und liessen sich lautlos im Gleitflug auf die Stadt herab. Plötzlich schossen sie aus den Wolken hervor, gleichzeitig setzte das Motorengeräusch und das Krachen der abgeworfenen Bomben ein. Wir hatten nicht die Zeit, um in den Unterstand zu laufen.

Eine Maschine überflog unser Haus. Wir hörten das Zischen der fallenden Bombe und ihre Explosion. Ein zweites Zischen und die Explosion direkt vor uns. Wohin wird die nächste fallen? Auf uns oder hinter uns? Ich benutzte diese Gelegenheit und fuhr in meinem Thema ruhig fort. Alle meine Offiziere zogen den Kopf bis zu den Ohren ein. Da, das nächste Zischen und die Explosion – schon hinter uns. Alle atmeten erleichtert auf. Ich blickte sie ziemlich kühl an und fragte, ob sie auch verstanden hätten, was ich soeben gesagt habe. Kapitän Kiseljow antwortete: «Jawohl, Bürger Kommandeur.» Jetzt würden sie keine Zweifel mehr haben, sich im Kampf an meine Seelenstärke halten zu können.

Was man hätte in zwei Wochen erledigen können, dauerte fast zwei Monate. Die Soldaten in ein anderes, frontnäheres Lager zu schaffen, die ganze Organisa-

tion, alles erfolgte im Schnecken tempo. Die sowjetische Luftwaffe bombardierte täglich ungestraft die Eisenbahnknotenpunkte. Gegen Abend bot jeder von ihnen ein schauerhaftes Bild, nach allen Seiten ragten die Schienen und Schwellen zwischen tiefen Gräben. Jede Nacht wurde alles wieder repariert, die Züge fuhren irgendwann gegen Morgen...

Erst in den ersten Märztagen waren wir mit unserer Organisation so weit, dass wir uns auf den Fronteinsatz vorbereiten konnten. Den Anfang machte die erste Abteilung von Kapitän Kiseljow, zwei Tage später folgte die zweite, dann die dritte. Ich liquidierte das Lager, um dann mit den übrigen Abteilungen zu folgen. Ich konnte gerade noch benachrichtigt werden, dass die erste Abteilung schon kämpfte und 300 Rotarmisten zu uns übergelaufen waren. Doch nachzuprüfen vermochte ich das nicht mehr, weil ich am Morgen des 14. März von General Walden, dem Bevollmächtigten des Marschalls bei der Regierung, aus Helsinki angerufen wurde: «Der Krieg ist aus, stellen Sie die ganze Aktion ein und kommen Sie unverzüglich nach Helsinki.»

Am nächsten Morgen war ich bei Walden. Er sagte mir, dass der Krieg verloren und der Waffenstillstand unterschrieben sei. «Ich habe Sie deshalb so schnell hergerufen, damit Sie ebenso schnell Finnland verlassen können. Die Sowjets wissen natürlich von Ihrer Armee und werden wahrscheinlich Ihre Auslieferung verlangen. Sie ausliefern können wir aber nicht; ebensowenig können wir Ihnen die Möglichkeit geben, Finnland erst dann zu verlassen. Die Sowjets werden es erfahren und uns der Lüge bezichtigen. Vergessen Sie nicht, dass sie uns in der Hand haben und wir alles vermeiden müssen, was die Friedensbedingungen verschlechtern kann, die ohnehin schwer genug sein werden. Wenn Sie sofort das Land verlassen, können wir auf die Forderung nach Ihrer Auslieferung antworten, dass Sie nicht mehr im Lande sind; es wird ihnen ein leichtes sein, das Datum Ihrer Abreise nachzuprüfen.»

«Aber meine Offiziere und Soldaten? Wie kann ich sie im Stich lassen?»

«Ihrer Offiziere wegen brauchen Sie sich nicht zu beunruhigen, sie sind alle finnische Staatsbürger, ihnen droht nichts. Und den Soldaten, die trotz unserem Rat in die Sowjetunion zurückkehren wollen, können wir natürlich nicht daran hindern, das ist ihr Recht. Aber jene, die in Finnland bleiben, werden als Freiwillige der finnischen Armee betrachtet, denen das Bürgerrecht verliehen wird. Ihre Anwesenheit hier bringt oder nimmt ihnen nichts, wir werden uns ihrer annehmen.» Das war alles vernünftig und richtig. Ich setzte mich in den Wagen und fuhr nach Turku, gelangte noch am gleichen Tag nach Schweden und kehrte ohne

weitere Ereignisse nach Frankreich zurück. Über meine finnische Aktion erstattete ich den Vertretern der Emigrantenorganisationen und auf einer Versammlung russischer Generalstabsoffiziere Bericht. Die Versammlung fand in der Wohnung des Kommandeurs der I. Abteilung des Allgemeinen Militärbundes, General Witkowskij, statt, bei der auch Admiral Kedrow, der ehemalige russische Botschafter Maklakow mit seinem Hörrohr und der Grossfürst Andrej Wladimirowitsch, wenn ich nicht irre, anwesend waren. Bald darauf begann der Krieg mit Frankreich, die Deutschen marschierten in Paris ein.

Fast ein Jahr lang lebte ich ruhig weiter. Mitte Juni 1941 erschien bei mir unerwartet ein Deutscher in Uniform, er mochte etwa im Rang eines Majors sein, um mir mitzuteilen, dass ich unverzüglich in irgendeine Dienststelle in der Avenue Jena kommen solle. Warum? Das wisse er nicht. Aber sein Auto stehe mir zur Verfügung, er könne mich hinfahren. Ich antwortete, dass ich mich erst in Ordnung bringen möchte und etwa in einer Stunde selber vorbeikäme. Ich nutzte diese Stunde, um bei russischen Bekannten telephonisch nachzufragen, was für eine Dienststelle das in der Avenue Jena sei. Man sagte mir, dass dort Rosenbergs Pariser Stab untergebracht sei. Was mochte der von mir wollen?

Ich ging hin. Es empfing mich irgendein hohes Tier in Generalsuniform, das mir erklärte, dass ich dringend von der deutschen Regierung in Berlin angefordert werde. Die Papiere würden in ein paar Minuten fertig sein, der direkte Zug nach Berlin gehe am Abend; für mich sei ein Schlafwagenplatz reserviert. Wozu ich benötigt werde, wusste auch er nicht.

Bis zum Abend musste ich mich entschliessen, ob ich fahren sollte oder nicht. Wenn nicht, war es am besten, irgendwohin nach Spanien zu fahren. Andererseits hatte man mich überaus höflich eingeladen – warum nicht fahren und erfahren, worum es ging. Also fuhr ich. In Berlin holte man mich am Bahnhof ab und brachte mich in ein Gebäude, das sich als Haus des Zentralkomitees der NS-Partei herausstellte. Man brachte mich zum Geschäftsführer Deringer, der flink allerlei Aufenthaltsfragen (Hotel, Lebensmittelkarten, Tisch usw.) regelte, dann erklärte er mir, dass man mich um vier Uhr abholen und zu Dr. Leibbrandt bringen werde. «Wer ist Dr. Leibbrandt?» Der erste Stellvertreter Rosenbergs.

Um vier Uhr empfing mich Leibbrandt. Er entpuppte sich als «russischer Deutscher», hatte seinerzeit das Kiewer Polytechnikum besucht und sprach Russisch wie ich. Er begann damit, dass unsere Zusammenkunft unbedingt geheim bleiben müsse, auch was ihren Inhalt betreffe, weil ich als Antikommunist bekannt sei; und wenn die Sowjets von meiner Berlinreise erführen, würden gleich verbale Protestnoten und andere Unannehmlichkeiten folgen, denen man am besten aus dem Weg gehe. Während er noch sprach, kam aus dem Nebenzimmer ein Mann

in Uniform und Stiefeln herein, der so aussah wie Rosenberg, dessen grosses Porträt an der Wand hing. Es war wirklich Rosenberg, aber Leibbrandt stellte mich nicht vor. Rosenberg stützte sich mit den Ellenbogen auf den Schreibtisch und begann eine Unterhaltung mit mir. Er sprach ebenfalls sehr gut Russisch, er hatte an der Dorpater Universität in Russland studiert. Aber er sprach langsam und musste manchmal nach den passenden Worten suchen.

Ich erwartete die üblichen Fragen nach Stalin und der sowjetischen Oberschicht, galt ich doch als Spezialist für diese Fragen. Tatsächlich wurden mir auch solche Fragen gestellt, aber in einem sehr speziellen Zusammenhang. Wenn morgen plötzlich ein Krieg ausbricht, was wird in Moskau in der Parteispitze passieren? Nach mehreren ähnlichen Fragen wurde mir klar, dass der Krieg eine Frage von Tagen war. Aber die Gespräche wandten sich schnell mir selber zu. Was ich von diesen und jenen Fragen hielt und was ich zu diesen und jenen Problemen meinte. Nun verstand ich gar nichts mehr. Weshalb war ich das Objekt von Rosenbergs und Leibbrandts Interesse? Meine offenen Antworten, mit ihrer Ideologie nicht einverstanden zu sein, insbesondere aber ihren Ultrationalismus für eine sehr schlechte Waffe gegen den Kommunismus zu halten, da er gerade das bewirke, was der Kommunismus brauche, nämlich ein Land gegen das andere aufzuhetzen und es zum Krieg kommen zu lassen zwischen ihnen, während der Kampf gegen den Kommunismus die Einheit und Zustimmung der ganzen zivilisierten Welt brauche, diese meine Ablehnung ihrer Doktrin machte auf die beiden überhaupt keinen schlechten Eindruck, sie stellten mir weiterhin verschiedene Fragen. Als wir endlich fertig waren, sagte ich: «Aus allem, was hier gesprochen wurde, geht eindeutig hervor, dass Sie in allernächster Zukunft einen Krieg gegen die Sowjetunion beginnen werden.» Rosenberg beeilte sich zu erwidern: «Das habe ich nicht gesagt.» Darauf antwortete ich, ein politisch hinreichend erfahrener Mann zu sein, dem man nicht alles klein zerkaut in den Mund schieben müsse. «Gestatten Sie mir, nun eine Frage an Sie zu richten: Wie sieht Ihr politischer Kriegsplan aus?» Rosenberg erklärte, meine Frage nicht zu verstehen. Ich präzierte: «Beabsichtigen Sie, den Krieg gegen den Kommunismus oder gegen das russische Volk zu führen?» Rosenberg bat mich, eine Grenze zu ziehen. Ich sagte ihm: «Der Unterschied besteht darin, dass Sie, falls der Krieg gegen den Kommunismus geführt wird, d.h. deshalb, um das russische Volk vom Kommunismus zu befreien, letzteres auf Ihrer Seite stehen wird und Sie den Krieg gewinnen werden. Falls aber der Krieg gegen Russland geführt wird, wird das russische Volk gegen Sie sein, dann ist der Krieg für Sie verloren.»

Rosenberg verzog das Gesicht und meinte, das undankbarste Geschäft sei das

einer politischen Cassandra. Doch ich erwiderte, dass man in diesem Fall die Ereignisse voraussagen könne. «Anders ausgedrückt: der russische Patriotismus liegt bäuchlings auf der Strasse, die Bolschewiken haben ihn ein Vierteljahrhundert mit Füßen getreten. Wer ihn aufhebt, wird den Krieg gewinnen. Heben Sie ihn auf, werden Sie gewinnen; hebt ihn Stalin auf, wird er gewinnen.» Schliesslich bemerkte Rosenberg, dass sie einen Führer hätten, welcher den politischen Kriegsplan bestimme; dessen Plan sei ihm noch unbekannt. Ich betrachtete dies als schlichte Ausrede. Indes stellte sich, so paradox es auch klingen mag, später heraus, dass es die Wahrheit war. Ich erfuhr es erst zwei Monate später, nach meinem letzten Gespräch mit Leibbrandt, der mir erklärte, warum man mich gerufen und mit mir gesprochen habe.

Es handelte sich darum, dass zur Zeit meines Berlinaufenthaltes, also Mitte Juni, sowohl Rosenberg als auch Leibbrandt annahmen, es könnte nach Kriegsbeginn die Möglichkeit geben, eine antibolschewistische russische Regierung zu bilden. Sie hatten aber keine geeigneten Russen für diesen Zweck. So war man (entweder wegen meiner finnischen Aktion oder auf einen Wink Mannerheims) auf mich als Kandidaten verfallen. Deshalb hatte man mich schleunigst herkommen lassen, um mich kennenzulernen und zu beschnuppern. Aus Leibbrandts Worten schien hervorzugehen, dass man mich akzeptiert hatte. Doch nach ein paar Tagen brach der Krieg aus, Rosenberg bekam den längst vorgeplanten Titel eines Ministers für die besetzten Ostgebiete, während Leibbrandt sein erster Stellvertreter wurde. Als Rosenberg zum erstenmal nach seiner Ernennung zu Hitler kam, um sich Direktiven zu holen, sagte er: «Mein Führer, es gibt zwei Möglichkeiten, die eroberten Ostgebiete zu regieren: entweder mit Hilfe der deutschen Verwaltung durch Gauleiter oder durch die Bildung einer russischen antibolschewistischen Regierung, die auch der Mittelpunkt zur Anziehung aller antibolschewistischen Kräfte in Russland wäre.» Hitler unterbrach ihn: «Von einer russischen Regierung kann nicht die Rede sein. Russland wird eine deutsche Kolonie und wird von Deutschen verwaltet.»

Darauf zeigte Rosenberg für mich nicht mehr das geringste Interesse und empfing mich auch nicht mehr.

Nach der Unterredung mit Rosenberg und Leibbrandt verbrachte ich mehrere Tage in einer besonderen Lage, denn ich kannte ein Geheimnis von kapitaler Wichtigkeit und lebte in völliger Abgeschlossenheit. Als ich am Morgen des 22. Juni auf die Strasse ging und die ernstesten Gesichter der Menschen sah, wusste ich, was geschehen war. In den Zeitungen das Manifest über Hitlers Krieg. In dem Manifest kein Wort von einer russischen Regierung oder von der Befreiung des

russischen Volkes. Im Gegenteil, immer nur von der Notwendigkeit deutschen Lebensraums im Osten. Die Nationalsozialisten hatten den Krieg angefangen, um Russland in eine Kolonie zu verwandeln. Der Plan war für mich völlig idiotisch, meiner Ansicht nach musste Deutschland den Krieg verlieren, es war nur eine Frage der Zeit. Der Kommunismus würde den Krieg gewinnen. Was konnte man da tun?

Ich sagte Deringer, dass ich Rosenberg sprechen möchte. Deringer antwortete mir freundlich, meinen Wunsch Rosenberg zu übermitteln. Nach einigen Tagen antwortete er mir, dass Rosenberg mit der Bildung seines neuen Ministeriums sehr beschäftigt sei und mich nicht empfangen könne. Ich sass in Berlin herum, ohne etwas tun zu können. Deshalb wollte ich nach Paris zurück, aber Deringer sagte mir, dass diese Frage nur Rosenberg oder Leibbrandt entscheiden könnten. Also wartete ich weiter.

Nach einem Monat empfing mich plötzlich Leibbrandt. Er führte schon das neue Ministerium, in seinem Vorzimmer sass eine ganze Schar von Gauleitern in Generalsuniformen. Er fragte mich, ob ich auf meinen Prognosen angesichts der Ereignisse beharre? Die deutsche Armee ziehe siegreich ostwärts, die Anzahl der Gefangenen gehe in die Millionen. Ich antwortete, ganz fest von der deutschen Niederlage überzeugt zu sein; der politische Plan des Krieges sei unsinnig. Jetzt sei alles klar, man wolle Russland in eine Kolonie verwandeln, die Presse behandle die Russen als Untermenschen, die Gefangenen verhungerten. Das Gespräch endete ergebnislos, meinen Wunsch, nach Paris zurückzukehren, lehnte er ab. «Warten Sie noch ein wenig.» Worauf?

Ich musste noch einen Monat in einer Art Ehrenhaft verbringen. Plötzlich wollte mich Leibbrandt sprechen. Er fragte wiederum, ob ich angesichts der Tatsache, dass die deutsche Armee von Sieg zu Sieg eile, von der Bevölkerung mit Glockengeläut begrüsst werde und Millionen von Gefangenen mache, bei meiner Prognose bleibe. «In zwei-drei Monaten», erwiderte ich, «wird in ganz Russland bekannt sein, dass ihr die Gefangenen den Hungertod sterben lasst und die Bevölkerung als Vieh behandelt. Dann werden sie aufhören, sich zu ergeben und werden kämpfen, und die Bevölkerung wird euch in den Rücken schiessen. Und dann wird der Krieg anders verlaufen.» Leibbrandt teilte mir mit, mich deshalb gerufen zu haben, um mir die Leitung der politischen Arbeit unter den Gefangenen zu übertragen. Ich hätte es doch in Finnland mit so grossem Erfolg betrieben. Ich lehnte sofort ab. Um welche politische Arbeit konnte es da gehen? Was soll man den Gefangenen sagen? Dass die Deutschen Russland in eine Kolonie und die Russen in Sklaven verwandeln wollen und ich ihnen dabei behilflich sein will? Die Gefangenen werden einen solchen Agitator zum Teufel schicken – und sehr

recht daran tun. Leibbrandt verlor schliesslich die Geduld. «Sie sind ein staatenloser Emigrant und reden wie der Botschafter einer Grossmacht.»

«Ich bin der Vertreter eines grossen Staates, des russischen Volkes! Da ich der einzige Russe bin, mit dem Ihre Regierung spricht, ist es meine Pflicht, dies alles zu sagen.» Leibbrandt erwiderte: «Wir können Sie erschiessen oder in einen Steinbruch schicken oder Sie veranlassen, unsere Politik zu machen.»

«Doktor Leibbrandt, Sie irren. Erschiessen können Sie mich oder in ein Lager zum Steineklopfen schicken, aber mich zu veranlassen, Ihre Politik zu machen, das können Sie nicht.» Leibbrandt reagierte darauf ganz unerwartet. Er stand auf und drückte mir die Hand. «Wir sprechen auch deshalb mit Ihnen, weil wir Sie für einen ordentlichen Menschen halten. Wir haben einen ganzen Kometenschweif von Russen, die bei uns arbeiten wollen; aber die wollen unsere Diener sein; sie interessieren uns nicht.»

Wir stritten wieder über die Perspektiven, über die deutsche Politik, wobei ich sagte, dass wir im Hinblick auf die Etage, in der unser Gespräch sich abspielte, in den Termini nicht wählerisch zu sein brauchten und die Dinge beim Namen nennen könnten. Doch Leibbrandts Erwidierungen wurden immer lauer. Schliesslich gab er sich einen Ruck und sagte: «Ich habe volles Vertrauen zu Ihnen. Ich möchte Ihnen etwas sagen, was für mich sehr gefährlich ist: ich glaube, Sie haben recht.» Ich sprang auf: «Und Rosenberg?»

«Rosenberg denkt ebenso.»

«Und weshalb versucht Rosenberg nicht, Hitler von der ganzen Verderblichkeit seiner Politik zu überzeugen?»

«In diesem Punkt», antwortete Leibbrandt, «sind Sie nicht auf dem Laufenden. Hitler kann man nie von etwas überzeugen. Erstens redet nur er und lässt niemanden zu Wort kommen und hört niemandem zu. Und wenn Rosenberg versuchen würde, ihn zu überzeugen, gäbe es nur ein Resultat: Rosenberg würde sofort seines Postens enthoben, weil er nicht fähig sei, die Gedanken und Beschlüsse seines Führers zu begreifen und durchzuführen, und als Soldat an die Ostfront geschickt werden. Das ist alles.»

«Aber wenn Sie von der Unsinnigkeit von Hitlers Politik überzeugt sind, wie können Sie ihm dann folgen?»

«Das ist viel komplizierter, als Sie glauben», sagte Leibbrandt, «und das ist nicht nur ein Problem für mich, sondern für alle massgeblichen Leute unserer Bewegung. Als Hitler damit begann, seine Beschlüsse durchzuführen, die uns als Unsinn erschienen, die Besetzung des Ruhrgebietes, die Brechung des Versailler Vertrags, die Wiederbewaffnung Deutschlands, den Anschluss Österreichs, die

Besetzung der Tschechoslowakei, haben wir jedesmal einen Fehlschlag und ein Fiasko erwartet. Er hat aber jedesmal gewonnen. So entstand bei uns allmählich der Eindruck, dass dieser Mann vielleicht etwas sieht und versteht, was wir nicht sehen und verstehen; und uns blieb nichts anderes übrig, als ihm zu folgen. So war es auch mit Polen, Frankreich, Norwegen; und jetzt in Russland geht es vorwärts, und bald werden wir vor Moskau stehen. Vielleicht haben wieder nicht wir recht, sondern er.»

«Doktor Leibbrandt, ich habe hier nichts zu tun, ich möchte nach Paris zurück.»

«Nachdem Sie also gegen unsere Politik sind, werden Sie gegen uns arbeiten.»

«Oh, ich kann Ihnen versichern, dass ich weder für noch gegen jemanden arbeiten werde. Mit den Bolschewiken kann ich nicht arbeiten, weil ich ein Feind des Kommunismus bin; mit Ihnen kann ich nicht, weil ich weder Ihre Ideologie noch Ihre Politik billige; mit den Alliierten kann ich auch nicht, weil sie die westliche Zivilisation durch ihr verbrecherisches Bündnis mit dem Kommunismus verraten. Mir bleibt nur der Schluss, dass die westliche Zivilisation durch Selbstmord enden will und dass für mich bei alledem kein Platz ist. Ich werde mich mit wissenschaftlicher und technischer Arbeit beschäftigen.»

Leibbrandt war einverstanden. Vor der Abreise berichtete ich in Larionows Wohnung den Leitern der Solidaritätsorganisation (Poremskij, Roshdestwenskij u.a.) von meinen Gesprächen mit Rosenberg und Leibbrandt. Sie waren eilends nach Berlin gekommen, da sie gleich hinter der deutschen Armee nach Russland gelangen wollten. Ich sagte ihnen, dass dies völlig hoffnungslos sei, weil sich die Bevölkerung bald gegen die Deutschen stellen werde; mir ihr zu gehen bedeute, den Partisanenkampf gegen die Deutschen aufzunehmen. Wofür? Um den Bolschewiken wieder dabei behilflich zu sein, die Bevölkerung wiederum ihrer Macht zu unterwerfen? Man könnte hier gar nichts tun. Aber die Solidaristen wollten es dennoch versuchen. Sie vergewisserten sich aber bald, dass die Lage hoffnungslos war.

Nach Paris zurückgekehrt, hielt ich auch den Vertretern der russischen Emigrantenorganisationen einen Vortrag. Seine Folgen waren höchst unerfreulich, da sich unter den Anwesenden auch Informanten der Gestapo befanden. Einer von ihnen stellte mir die provokatorische Frage: «Muss man also Ihrer Meinung nach mit den Deutschen zusammenarbeiten oder nicht?» Ich antwortete, dass es nicht nötig sei, weil diese Zusammenarbeit keinen Sinn habe.

Das ging natürlich an die Gestapo weiter. Zur Ehre der Deutschen muss ich sa-

gen, dass ich bis Kriegsende ruhig in Paris lebte, mich mit Physik und Technik beschäftigte und die Deutschen mir kein Härchen krümmten.

Zu Kriegsende fügte es sich, dass ich vor der Einnahme von Paris für eine Zeit nach Belgien fahren musste, während die kommunistischen Banditen, die gekommen waren, um mich umzubringen, ihr Opfer nicht zuhause antrafen.

Schlusswort

Während des zweiten Weltkrieges gab ich die Politik auf. In den folgenden dreissig Jahren war ich mit wissenschaftlichen und technischen Dingen beschäftigt. Doch meine Erfahrungen, während des Aufenthaltes im Zentrum der kommunistischen Macht gesammelt, samt der sich daraus ergebenden Kenntnis des Kommunismus, ermöglichte es mir, in all den folgenden Jahren das Studium des Kommunismus und seiner Entwicklung fortzusetzen. Dieses Studium gibt mir die Möglichkeit, mein Buch mit einigen Ausführungen zu beschliessen, die ich dem Leser nicht vorenthalten will.

Von der Wertlosigkeit der ökonomischen Theorie des Marxismus habe ich schon gesprochen. Als ebenso falsch und vom Leben widerlegt, hat sich die marxistische Voraussage über die weiteren Ereignisse herausgestellt. Ich erinnere nur an Marxens Analyse und Prognose: In der Welt mit ihrer raschen Industrialisierung findet eine heftige Proletarisierung und Verarmung der Massen statt sowie eine Konzentration des Kapitals in einigen wenigen Händen. Die proletarische sozialistische Revolution wird daher in den am meisten industrialisierten Ländern kommen.

In Wirklichkeit ist alles umgekehrt gekommen. In den entwickelten Industrieländern ist nicht die Proletarisierung und Verarmung der Bevölkerung erfolgt, sondern hat ein ausserordentlich hoher Anstieg des Lebensniveaus stattgefunden. Bekannt ist auch die Entwicklung des Kapitals, das z.B. in dem industriell führenden Amerika das Stadium der Milliardäre längst hinter sich gelassen und das Stadium riesiger anonymer Gesellschaften mit entscheidendem Einfluss ihrer Direktoren durchlaufen hat und sich jetzt im Stadium einer sich erweiternden Demokratisierung befindet – die überwiegende Mehrheit der grossen Konzerne verteilt sich auf die Arbeiter und Angestellten, die auch als Miteigentümer und Teilhaber an den Konzernen in Erscheinung treten. Amerika ist 10 bis 20 Jahre voraus; was dort geschieht, wiederholt sich dann in den anderen Industrieländern. Und was die soziale Revolution betrifft, hat sie keineswegs in einem der entwickelten Industrieländer stattgefunden, sondern ganz im Gegenteil die armen, zurückgebliebenen und wenig zivilisierten Ländern überflutet.

Lassen wir die marxistische Theorie und gehen wir zur Praxis über. Die Praxis der kommunistischen Revolution ist die Praxis Lenins und des Leninismus. Sie besteht darin, dass die Chancen für eine kommunistische Revolution umso gröss-

ser sind, je ärmer, wilder, rückständiger, unfreundlicher und unzivilisierter ein Land ist. Wenn man es genau überlegt, ist daran nichts Erstaunliches. Das Wesen des Kommunismus ist die Erregung von Neid und Hass bei den Armen gegen die Reichen. Also hat die kommunistische Propaganda dort den grössten Erfolg, wo die Leute am ärmsten sind. Das gilt insbesondere für die Länder Afrikas und in den menschlichen Ameisenhaufen Asiens. In den entwickelten Ländern konnte diese Propaganda bisher nur mit Hilfe der sowjetischen Panzer, also mit Gewalt, durchgeführt werden; wobei es kein Wort darüber zu verlieren gibt, dass Neid und Hass ausschliesslich dazu verwendet werden, um die einzelnen Bevölkerungsschichten gegeneinander aufzuhetzen; die soziale Feindschaft wird dann zur Unterdrückung und Ausrottung – und schliesslich dazu verwendet, um die Macht an sich zu reissen. Endlich verwandelt sich das ganze Land in ein gut organisiertes Zuchthaus, das von der kommunistischen Oberschicht dirigiert wird.

Das Ziel dieser Operationen ist die Welteroberung und die Schaffung einer die ganze Welt umfassenden Sklavenherrschaft sowie deren Verroboterung unter der Aufsicht einer «Partei» von absoluter Macht, zusammengesetzt aus geistlosen, stumpfen Bürokraten.

Das bedeutet den Zusammenbruch unserer westlichen Kultur. Kulturen sind sterblich; die Barbaren, die zur Ablösung der unsrigen anrücken, sind die Kommunisten.

Ich stelle mir vor, was für einen Unwillen diese Zeilen bei einem jungen, gläubigen Kommunisten hervorrufen mögen. Als ich 1919 der KP beitrug, hätte ich ebenso reagiert. Aber es gibt 60 Jahre des kommunistischen Experiments. Überzeugen sie jemanden? Wohl nur jene, die dieses Experiment an sich selber erfahren haben. Und ein unerfahrener kommunistischer Anfänger braucht den Sieg des Kommunismus in seinem Land und dessen Herrschaft für mehrere Jahrzehnte, um auf Grund der eigenen Erfahrung zu verstehen, dass es die von mir geschilderte Wahrheit gibt. Aber leider ist es dann schon zu spät: der Kommunismus existiert dann schon, hat die Macht in Händen und benutzt sie; und hat er sie einmal, lässt er sie nicht mehr los. Einen Weg zurück gibt es nicht. Und wenn in einem anderen Land zufällig ein Dubcek an der Spitze der Hierarchie steht, der einen menschlichen Sozialismus statt des wölfischen aufbauen will, dann kommen – auch wenn Partei und Bevölkerung für ihn sind – die sowjetischen Panzer und stellen die alte Ordnung wieder her.

Will unsere Kultur sich verteidigen, alles verteidigen, was ihr Wesen ausmacht: die Freiheit, die Freiheit des Lebens und des Schaffens, den Humanismus, das friedliche und freundschaftliche Zusammenleben der Menschen?

Unsere Kultur ist, historisch betrachtet, christlich. In den vergangenen Jahrhun-

derden war die christliche Religion ihr Zement und ihre Basis. Aber diese Zeiten sind vorbei, das Christentum befindet sich in einer Periode schnellen und schwierigen Wandels. Dazu wandeln sich die Lebensverhältnisse mit einer stets wachsenden Geschwindigkeit. Wissenschaft, Technik, Ökonomik änderten in wenigen Jahrzehnten das Leben schneller als das ganze vergangene Jahrhundert. Im Gegensatz dazu ändert sich die Massenpsychologie unvergleichlich langsamer und bleibt immer weit hinter den sich wandelnden Verhältnissen zurück. Und die politischen Ansichten und Bestrebungen der Bevölkerung hinken in weitem Abstand hinter den stürmischen Veränderungen des Lebens einher. Das führt zu echten und grossen Katastrophen. So könnte man es als die Pflicht der führenden politischen Kreise eines jeden Landes erachten, sich dieses Dilemmas anzunehmen, die nötigen Schlüsse aus der Lage zu ziehen, mit eigenen Ideen die trägen und rückständigen Ideen der Massen zu überflügeln und die erforderlichen Massnahmen zur Meisterung der Situation zu ergreifen. Die demokratische Regierungsform erlaubt aber solcherlei nicht. Die Politiker brauchen das Mandat der Masse. Wehe ihnen, wenn sie versuchen, mit eigenen Ideen die Massen zu überholen – man nimmt sie nicht an, unterstützt sie nicht, wählt sie nicht. Sie dürfen die Massen nicht führen, sondern müssen ihnen nachlaufen.

Gegenwärtig folgen die Massen zwei politischen Hauptstrassen. Die eine ist (als Hoffnung auf das Morgen) der Sozialismus, die andere (als Weg von gestern) der Nationalismus.

Bedingen wir uns gleich aus, dass die nationale Idee und der Nationalismus zwei verschiedene Dinge sind. Die Idee der Nation ist normal. Es ist längst bekannt, dass Differentialgleichungen in Peking und Paris auf die gleiche Art gelöst werden, dagegen an den Ufern des Jangtse durchaus nicht so geliebt und gehasst wird wie an den Ufern der Seine. Kultur kann sich nur im nationalen Rahmen entwickeln, die für sie den charakteristischen, nichtwiederholbaren und unerlässlichen Kader des Lebens bilden. Der Nationalismus stellt etwas ganz anderes dar. Er ist das «Meine Nation steht höher als die anderen» und «Ich verfolge vor allem anderen ihre Interessen» – gegen die Interessen anderer Nationen. Der Nationalismus ist die Doktrin des wütigen nationalen Egoismus. Möglich, dass er vor anderthalb Jahrhunderten am Platz war, als die Nationen noch gesondert voneinander lebten und Verbindungen zwischen ihnen kaum existierten. Aber das 19. Jahrhundert hat diese Verhältnisse rasch geändert, es entwickelten sich die Technik und die Wirtschaft, der Eisenbahn- und Schiffsverkehr, der Welthandel und die Weltwirtschaft, dazu kamen noch die kolossalen Möglichkeiten der Kriegstechnik. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war die nationalistische Doktrin der Leit-

gedanke der Grossmächte, der sich zur Hauptdrohung für die Welt entwickelte. Das bestätigte der aus nationalistischen Motiven geführte erste Weltkrieg; er war eine grosse Katastrophe und ein harter Schlag für unsere Kultur. Der Krieg führte zum Zusammenbruch der bestehenden Weltordnung und zur Enthronung der weissen Rasse und zur kommunistischen Revolution in Russland und zum Beginn eines weltweiten Bürgerkrieges. Was haben die Führer der Nationen aus dieser Erfahrung gelernt? Offensichtlich nichts. Denn weder Deutschland noch Italien, die einen Kordon gegen den Kommunismus schaffen wollten, fanden dafür eine bessere Waffe als den katastrophalen und soeben erst von bitterer Lebenserfahrung verurteilten Nationalismus – und dazu noch in seiner nicht mehr steigerungsfähigen Ultraform. Die einzige Rettung der Kultur ist die Vereinigung der Kulturvölker gegen den Kommunismus. Aber es gibt nichts Schlimmeres als den Ultrationalismus, der nicht zur Einigung der Völker führt, sondern sie gegeneinander aufstehen lässt und ihre Kräfte spaltet, ja zum sinnlosen Krieg zwischen ihnen führt. Für den Kommunismus gibt es nichts Vorteilhafteres, nichts Angenehmeres als diesen Nationalismus. Und die Kommunisten unterstützen ihn auf jede Art und Weise und entfachen ihn, wo und wie es nur geht. Ist er doch eine der Grundbedingungen für ihren Sieg.

Ohne aus den Erfahrungen des ersten Weltkrieges etwas gelernt zu haben, stürzten die führenden Politiker der Grossmächte leichten Herzens die ganze Welt in eine zweite grandiose Katastrophe; sie liessen sich dabei ebenso wie die Massen von der Doktrin des Nationalismus leiten. Aber die Kommunisten wussten, dass es für sie nichts Besseres gab – auf jeden Krieg folgt unweigerlich eine Revolution. Sahen die politischen Kretins der Grossmächte voraus, dass nach dem zweiten Weltkrieg die halbe Welt in den Händen der Kommunisten sein würde? Keine Ahnung hatten sie. Sie demonstrierten nur, wie gefährlich es ist, wenn die politische Idee der Führung weder Wert noch Sinn hat; und wie wichtig es ist, dass eine andere politische Idee die Führung leiten muss, wenn man eine Kultur haben und verteidigen will.

Wieviel hätte sich in der Welt geändert, wenn man die Erkenntnis, dass *nationale Interessen stets mit den Interessen aller anderen Nationen zusammenfallen müssen*, begriffen und zur Formel für die Beziehungen zwischen den Völkern gemacht hätte. Der nationale Egoismus kann gegenwärtig nur die Verteidigung der freien Welt untergraben. Die Rettung der freien Welt besteht nur in ihrer Einheit.

Der andere Weg, der sich immer mehr das Vertrauen der Völker erobert, ist der sozialistische. Man könnte sagen, dass der fundamentale Änderungsprozess unserer Gesellschaft in letzter Zeit im Übergang von der Religion des Christentums zur Religion des Sozialismus besteht. Aber was ist der Sozialismus? Ein französi-

scher Marschall hat gesagt: «Richtig benennen, richtig verstehen». Es ist nicht leicht zu verstehen, was der echte Sozialismus ist. Vor allem deshalb nicht, weil die Kommunisten wie immer für ihre lügenhafte Propaganda lügenhafte Begriffe gebrauchen, um sie durch ständige Anwendung in ihre allgemeine Praxis aufzunehmen. Wer heute statt «liberale Währungsgesellschaft» nur «Kapitalismus» sagt, ist für die Kommunisten; und wenn die Kommunisten die von ihnen geschaffene wölfische Sklavereiorde Sozialismus nennen, nehmen diesen falschen Begriff (Union der *sozialistischen* Sowjetrepubliken) alle hin. Indes ist offensichtlich, dass der Kommunismus seine Ordnung unter dem Etikett des Sozialismus versteckt, um die Massen zu betrügen. Ein echter Sozialismus mit «einem menschlichen Gesicht» kann nichts gemein haben mit dem Wolfssozialismus der Marxisten.

Sagen wir so, dass der Sozialismus für die an ihn glaubenden Massen bestenfalls ein verschwommenes Ideal besseren Lebens und grösserer sozialer Gerechtigkeit darstellt. Das ist aber auch das Ideal der liberalen, freien Gesellschaft, deren Anhänger den Begriff «Sozialismus» nicht annehmen, da er erstens von den Kommunisten und deren wenig geachteten Bundesgenossen verdorben ist und zweitens an den marxistischen Pseudosozialismus erinnert.

Bekanntlich sind Religionen ein Gegenstand des Glaubens, auf die man die Kategorien des Vernünftigen wenig anwenden kann. Es ist aber ebenso bekannt, dass trotzdem der neuen, überzeugenden Religion eine riesige Kraft innewohnt. Freilich zerfallen die Religionen schnell in Sekten und Gruppen, die einander mit beachtlicher Unduldsamkeit gegenüberstehen. Die weite Verbreitung der sozialistischen Religion in der Welt zeichnet sich weniger durch ihren Sieg denn als Erscheinung und Entwicklung neuer Feindschaften aus. Bei einem Sieg des Sozialismus in der Welt gäbe es sovielen Sozialismuse wie Länder (wenn nicht mehr), deren Feindschaft und Kampf gegeneinander ziemlich heftig wäre. Nehmen wir die kommunistische Welt. Für das kommunistische China ist die kommunistische Sowjetunion ein grösserer Feind als jedes «kapitalistische» Land.

Die Schwäche der liberalen, freien Gesellschaft besteht darin, dass sie keinerlei Paradies verspricht. Die Schwäche der sozialistischen Gesellschaft darin, dass sie im Gegensatz zum Christentum (das ein Paradies und ein Leben nach dem Tode verspricht, von denen sich weder das eine noch das andere nachweisen lässt) ein Paradies auf Erden verspricht, das man sehr wohl kontrollieren kann. Der Kommunismus kommt aus seiner schwierigen Lage dadurch heraus, dass die Bevölkerung, egal, wie sie über das an ihr ausprobierte Experiment auch urteilen mag, an ihrem Schicksal nichts mehr zu ändern vermag. Nicht einmal fliehen kann man

aus dem Paradies, es wird von Maschinengewehren und Stacheldraht bewacht. Dem echten Sozialismus muss eine solche Praxis fremd sein und deren Zukunft fraglich erscheinen.

Doch wie der Nationalismus ist auch der Sozialismus keine Ideologie, der unsere Kultur ihren Schutz anvertrauen kann. Er geht selbst in seinen besten (nicht-marxistischen) Varianten von der Kritik und Verneinung unserer Kultur aus, die er durch etwas anderes und seiner Meinung nach Besseres zu ersetzen wünscht und hofft.

Das Bild ist wenig erheiternd, denn auf die Frage, ob der Westen seine Kultur verteidigen wird, lässt sich kaum eine hoffnungsvolle Antwort geben. Die Massen folgen der kommunistischen und der sozialistischen Propaganda; selbst die nüchternsten und festesten Elemente sehen keinen anderen Stützpunkt als den alten, gefährlichen Nationalismus. Die führenden politischen Kreise aber, die nämlich, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts weder gesehen noch begriffen haben, dass ihre nationalistische Ideologie die Welt in die Katastrophe und in die Revolution führten, sind auch jetzt noch mit dem Puzzlespiel beschäftigt, sich als Grossmächte zu gebärden und den nationalen Egoismus zu hätscheln, ohne zu sehen, dass die Welt auf einem verderblichen Weg ist.

Aber sie sehen auch nicht, dass die Welt an einem Wendepunkt steht. Unsere Kultur kann einen anderen, rettenden Weg einschlagen. Wäre dies ein frommer Wunsch, so kostete er nicht viel. Glücklicherweise gibt es für diese Umkehr eine Basis und eine Möglichkeit. Die massgeblichen politischen Kreise sehen sie aber nicht.

Betrachten wir aufmerksam die Geschichte des 20. Jahrhunderts. Das Jahrhundert begann in einem euphorischen Geist, denn alles entwickelte sich schnell: Technik, Wirtschaft und der nationale Reichtum. Der Glaube an grenzenlosen Fortschritt war allgemein verbreitet – auch daran, dass sich das Leben ununterbrochen bessern und bedeutende soziale Veränderungen bevorstehen, die allen Armen und Elenden ein besseres Leben bescheren würden. Es kam der Weltkrieg – und er war eine Weltkatastrophe: Reiche brachen zusammen, das Prestige Europas und der weissen Rasse war vertan, ein Weltbürgerkrieg brach aus. Doch man meinte noch, alles wieder in die richtigen Gleise zu bringen; so setzte man das alte Spiel mit den alten Würfeln um nationales Prestige und rassische Diskriminierung fort. Es kam die zweite Weltkatastrophe, und trotz aller triumphalen Meldungen über den grossen Sieg (obgleich in Wirklichkeit Subversion, Revolution und der Kommunismus gesiegt hatten und alle drei ihren Sieg am lautesten von allen ausposaunten), begannen sich in der Welt immer stärkere Zweifel auszubreiten – das Resultat war schon zu katastrophal, zu klar schon wurde die Auflösung der Gesellschaft.

So begann die Überprüfung und die Analyse der Situation. Dabei blieb vom Optimismus zu Beginn des Jahrhunderts und vom Glauben an den unbegrenzten Fortschritt nicht viel übrig. Vielmehr stellte sich heraus, dass die Welt einer vollständigen Katastrophe zusteuert. Die galoppierende Vermehrung der Menschheit wird demnächst dazu führen, dass sich die Welt nicht ernähren kann; die dünne Schicht landwirtschaftlichen Bodens ist chemisch zerstört, die Reserven an Mineralien und an Energie sind erschöpft, das ökologische Gleichgewicht der Natur ist zerstört, das Meer, die Ernährungsquelle von morgen, stirbt, weil es vom Menschen vergiftet wird, kurzum: alles, was Wissenschaft und Technik scheinbar zu seinem Nutzen erbrachten, hat sich gegen ihn gekehrt. Und die Apotheose von allem sind Atombombe, ungeahnte Zerstörungsmöglichkeiten – und zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit die Möglichkeit einer völligen Vernichtung des Menschengeschlechtes durch die keineswegs nur theoretische, sondern drohend über unseren Köpfen schwebende praktische Möglichkeit eines dritten Weltkrieges und das sinnlos und ständig wachsende Arsenal des Atomtodes der Menschheit. Und die lichten Perspektiven eines besseren sozialen Lebens? Das grosse Experiment der russischen sozialen Revolution, an die die Arbeiter der ganzen Welt so fest geglaubt haben? Langsam, aber sicher ist die Wahrheit über dieses Experiment der Welt zur Kenntnis gelangt; schliesslich ist Solschenizyns Bombe *Archipel Gulag* explodiert – und angesichts von 60 Millionen toter Zeugen ist auch diese Illusion geplatzt.

Wäre dies vor einem Jahrhundert geschehen, so hätte es zu einer quälenden und langwierigen Besinnung und Umwertung der Wertbegriffe im engen Kreis einer Elite geführt. Heute schleudern das Radio, die Zeitungen und vor allem das Fernsehen täglich, ja stündlich jede und jegliche Nachricht über die jüngsten Ereignisse auf der ganzen Welt den breiten Massen der Bevölkerung ins Gesicht. Und der ganze Prozess der Umwertung, das ganze Bewusstsein ständiger Bedrohung, die ganze Angst vor dem ins Verderben führenden Weg, auf dem wir gehen, werden zum schnellen Besitz der breiten Massen. Die Bevölkerung der führenden Industrieländer ist in Angst und Schrecken.

Dieses Bewusstsein, diese Furcht vor der auf uns zukommenden Katastrophe ist gegenwärtig auch die grösste Chance für die rettende Umkehr; sie ist auch jene Basis, die es unserer Kultur ermöglicht, umzukehren und einen anderen Weg einzuschlagen.

Die Umkehr braucht die breiteste Beteiligung und Zustimmung der Volksmassen. Klugen Formeln gegenüber, der Frucht trockener Verstandesanstrengung, verhalten sich die Massen der Bevölkerung gleichgültig. Sie lassen sich nur von Gefühlen und Emotionen bewegen. Also ist zur Umkehr eine emotionale Basis

vonnöten, und die gibt es. Die Frage nach der Umkehr fällt mit der Frage über die Rettung der Menschheit zusammen, was ihr die grösste Bedeutung verleiht und sie auf eine andere Ebene als die Frage des politischen Kampfes stellt, nämlich eine globale. Man muss nicht nur einen Weg finden, auf welchem die Menschheit der stumpfen, bürokratischen Sklavenhalterei des Kommunismus entgeht (der wegen seines Mangels an schöpferischen Ideen nicht imstande ist, alle die gewaltigen und schweren Probleme zu lösen, die vor der Menschheit stehen), sondern auch einen Weg, der diese tatsächlich zu lösen vermag.

Aber so nötig und so möglich diese Umkehr auch ist, unumgänglich ist sie deshalb nicht. Sie kann auch nicht stattfinden. Für sie hat sich eine Basis und eine Möglichkeit ergeben, die es vor 30 oder 40 Jahren noch nicht gegeben hat, aber man muss noch ihren richtigen Weg und ihre richtigen Methoden bestimmen und die richtigen Leute finden, die sie zu realisieren vermögen. Zudem muss diese Bewegung mit Aufgaben einer anderen Art und eines anderen Stils und eines anderen Elans übereinstimmen, als es der übliche politische Tohuwabohu ist. Auf dem Spiel steht die Zukunft der Menschheit. Ausführlicher darüber kann hier freilich nicht gesprochen werden.

Personenregister

- Die Namen Lenin, Stalin, Trotzki wurden wegen ihrer Häufigkeit nicht aufgenommen.
- ACHMATOWA (eig. Gorenko) Anna Andrejewna (1888-1966), russische Dichterin 189 f.
- AFENJEW, Notar in Schmerinka 11.
- AGABEKOW, GPU-Resident im Vorderen Orient 221 f.
- AKIMOW Georgij («Jurka») Wladimirowitsch (1901-1953), Professor der Metallurgie 13, 16.
- ALLILUJEW Sergej Jakowlewitsch (1866 bis 1945), Petersburger Funktionär der russischen Sozialdemokratie 128.
- ALLILUJEWA Nadeschda («Nadja») Sergejewna (1901-1932), zweite Frau Stalins 47, 127 ff.
- ALLILUJEWA Swetlana Josifowna (*1926), Tochter Stalins 121, 126, 128 f., 130, 167.
- AMFITEATROW Alexander Walentinowitsch (1862-1938), revolutionärer Schriftsteller 146.
- ANDREJ WLADIMIROWITSCH, russischer Grossfürst 246.
- ANDREJEW, Andrej Andrejewitsch (1895-1971), Partei- und Staatsfunktionär 12, 47, 74.
- ANDREJEWA (eig. Jurkowskaja) Marija Fjodorowna (1872-1953), Schauspielerin des Moskauer Künstlertheaters 124.
- ANITSCHKOW Mitja, Schulkamerad des Autors 211.
- ASMUS, sowjetischer Gesandtschaftsrat in Stockholm 157.
- ASTROW W.W. (1891-?) Historiker, Prawda-Redakteur 149.
- AWERBACH Ida, Frau des GPU-Chefs Jagoda 81.
- AWERBACH Leonid (eig. Leopold) Leonidowitsch (1903-1938), Literaturkritiker 81.
- AWKSENTJEWSKIJ Konstantin Alexejewitsch (1890-1941), sowjetischer General 117.
- BABACHAN, Sekretär Kamenews 93.
- BALASCHOW, Sekretär Kaganowitschs 20 f.
- BELENSKIJ Grischa, Sekretär des GPU-Kollegiums 174.
- BELOBORODOW Alexander Georgijewitsch (1891-1938), Partei- und Staatsfunktionär 31, 65.
- BESEDOWSKIJ, sowjetischer Gesandtschaftsrat in Paris 235-239.
- BLÖK Alexander Alexandrowitsch (1880-1921), russischer Dichter 189 f.
- BLÜCHER Wassilij Konstantinowitsch (1889-1938), sowjetischer Marschall 151.
- BLJUMKIN Jakow Grigorjewitsch (1892-1930), Mörder des deutschen Botschafters Mirbach, Tschekist 211-214, 239 f.
- BOGDANOW Pjotr Alexejewitsch (1882-1939), Partei- und Staatsfunktionär 63.
- BOGOMOLOW Nikolaj (7-1937), sowjetischer Handelsvertreter in London 16.
- BOGOWUT-KOLOMIJEZ, Abenteurer 236.
- BOMB IN (Deckname), Angestellter des ZK 69.
- BORISOW, Matrose 212.
- BRANDLER Heinrich (1881-1967), Gewerkschafter und Politiker 59 f.
- BRISANOWSKIJ, stellvertretender Geschäftsführer des ZK 35, 49.
- BRONSKIJ-WARSZAWSKIJ Mjetschislaw Henrikowitsch (1882-1937), polnisch-russischer Nationalökonom 158, 160, 204.
- BRONSTEIN Olga Dawidowna, Schwester Trotzkijs und Frau Kamenews 146 f., 191.

- BRJUCHANOW Nikolaj Pawlowitsch (1878-1943), Partei- und Wirtschaftsfunktionär 201, 203, 205.
- BUBNOW Andrej Sergejewitsch (1883-1940), Partei- und Staatsfunktionär 77, 173.
- BUCHARIN Nikolaj Iwanowitsch (1888-1938), Parteipolitiker und Wirtschaftstheoretiker 25, 43, 55, 59, 75, 138, 148-151, 229.
- BUDAWEJ, ehern. Stabskapitän, Angestellter des finanzwirtschaftlichen Fernstudiums 205.
- BUDJONNYJ Semjon Michailowitsch (1883-1973), Marschall der Sowjetunion 77, 119f.
- BULGAKOW Michail Afanasjewitsch (1891-1940), russischer Schriftsteller 189.
- CHASANOWA Tamara, Angestellte, Frau des Andrej A. Andrejew 47.
- CHOSCHTARIJA, Direktor der Russisch-Persischen Bank 222 f.
- CHRUSCHTSCHOW Nikita Sergejewitsch (1894-1971), Partei- und Staatsfunktionär 26, 129 f., 153 f., 182.
- CHURCHILL Sir Winston (1874-1965), britischer Staatsmann 136.
- CHUTAREW Iwan Andrejewitsch, Tuchfabrikant 176.
- CHUTAREWA Anna Georgijewna 176 ff.
- CURZON George N. Earl of Kedleston (1859-1925), britischer Staatsmann 106.
- DELEWSKAJA Wera Alexandrowna, Schauspielerin und Frau Wenjamin Swerdlows 80-82.
- DERINGER, Geschäftsführer der NS-Parteileitung in Berlin 246, 249.
- DIMITROFF Georgi (1882-1949), Generalsekretär der Komintern, bulgarischer Staatsmann 150.
- DMITRIJEWSKIJ, sowjetischer Diplomat 64.
- DOROFJEJEW, Chef der 46. Grenzabteilung der GPU-Truppen an der persischen Grenze 214.
- DOWGALEWSKIJ Walerian Saweljewitsch (1885-1934), sowjetischer Diplomat 235.
- DROBNIS Jakob Naumowitsch (1891 bis 1937), sowjetischer Oppositionsführer 65.
- DSERSCHINSKIJ (Dzierzyhski) Felix Edmundowitsch (1877-1926), erster Leiter der Tscheka 38, 64 f., 79, 116, 171 f.
- DUBÖEK Alexander (*1921), tschechoslowakischer Parteifunktionär 254.
- EHRENBURG Iija Grigorjewitsch (*1891), sowjetischer Schriftsteller 146.
- EISENMANDGER Sir, Chef des britischen Intelligence Service 227, 231 f.
- EISENSTEIN Sergej Michailowitsch (1898 bis 1948), sowjetischer Filmregisseur 191 f.
- FAJWILOWITSCH, Sekretär des Komsomol-ZK 70, 167.
- FISCHER (eig. Elfriede Gohlke) Ruth (1895-1961), kommunistische Politikerin und Schriftstellerin 59, 61.
- FLAKSMANN Sara, Mitarbeiterin Lenins 41.
- FLEKSER, Chef der administrativen GPU-Verwaltung 213.
- FOMENKO Nina, Tschekistin 49.
- FOTIEWA Lidia, Sekretärin Lenins in Angelegenheiten des Rates der Volkskommissare 39, 41, 76, 97.
- FRUNSE Michail Wassiljewitsch (1885 bis 1925), sowjetischer General und Kriegskommissar 48, 61, 74, 77, 115-118, 141, 189.
- FURUBOTEN Peder (*1890), Generalsekretär der norwegischen KP 197.
- GLASSER Marija Ignatjewna, Sekretärin Lenins in Angelegenheiten des Politbüros 41 f., 97 f.
- GOLUBZOWA Valeria («Lera»), Frau Malenkows 22-24, 182.
- GORKIJ (eig. Alexej Maksimowitsch Peschokow) Maxim (1868-1936), sowjetischer Schriftsteller 78, 80, 123 f.
- GRIBOJEDOW Alexander Sergejewitsch (1795-1829), russischer Dichter, Gesandter in Persien 215.

- GUSSEW (eig. Jakow Dawidowitsch Drabkin) Sergej Iwanowitsch (1874-1933), Partei- und Staatsfunktionär 74, 191, 194 f.
- HAJDUK (Deckname), GPU-Resident in Riga 234 f.
- HENNIE Sonja, norwegische Eiskunsthäufigerin 197.
- HENSEL (Genzel) Pawel Petrowitsch (1878-?), Wirtschafts- und Finanzspezialist 159.
- HITLER Adolf (1889-1945), Führer der NSDAP und Reichskanzler 167, 169, 250 f.
- HOARE Sir Samuel (1880-1959), britischer Staatsmann 236 f.
- IBRAGIMOW, erster Sekretär des turkmenischen ZK 210, 214 f.
- IGNATJEW Marusa, Angestellte des Organisationsbüros 22.
- IPPOLITOW Platon, russischer Eisschnellläufer 196.
- ITTIN, Vertreter des Komsomol im Obersten Rat der Körperkultur 86.
- JAGODA Genrich Grigorjewitsch (1891 bis 1938), Leiter der GPU 52 f, 76, 78, 81, 86 f., 166, 172 f., 174 ff., 178-180, 193-197, 198f., 210, 213, 221.
- JAROSLAWSKIJ (eig. Minij Israilewitsch Gubelmann) Jemeljan Michailowitsch (1878-1943), Mitglied der Zentralen Kontrollkommission 33, 194, 200.
- JEGOROW Alexander Iljitsch (1883 bis 1939), Marschall der Sowjetunion 151.
- JEMSCHANOW, ehem. Lokomotivführer, Volkskommissar des Verkehrswesens 79.
- JESHOW Nikolaj Iwanowitsch (1894 bis 1937?), Leiter der GPU bzw. des NKWD 93, 110, 151, 241.
- JEWDOKIMOW Grigorij Jeremejewitsch (1884-1936), Parteifunktionär, Oppositionsführer 163, 165.
- JUDENITSCH Nikolaj Nikolajewitsch (1862-1933), weissrussischer General 36.
- JUROWSKIJ, Professor der Finanzwissenschaften 99 f., 161.
- JUSHAK, Angestellter des ZK der Partei 69f., 78.
- KAGANOWITSCH Lasar Moissejewitsch (*1893), Partei- und Staatsfunktionär 17, 20 f, 22, 25-27, 30 f., 49, 88, 93 f., 144, 150, 153-155, 163 f., 166, 188.
- KAGANOWITSCH Michail Moissejewitsch (1889-?), Minister für Flugzeugindustrie 25.
- KALININ Michail Iwanowitsch (1875 bis 1946), Partei- und Staatsfunktionär 55, 76, 105, 134, 152, 165.
- KAMENEW (eig. Rosenfeld) Lew Borisowitsch (1883-1936), Partei- und Staatsfunktionär, Mitglied der Führungstroiika 24, 31, 37, 40-43, 45, 55 f, 68, 73, 75-77, 83 f., 89-93, 99, 102, 105, 107, 112-115, 120, 125, 127, 133, 135, 137, 145 ff., 153, 162-168, 171 f, 184, 199 f., 213, 229.
- KAMENEW Ljutik, Sohn des vorigen 146.
- KANNER Grischa, Sekretär Stalins 33, 48f., 52f., 69, 71 f., 78, 109f., 117, 122, 126, 152, 174.
- KAPLAN (Dora) Fanny (1888-1958), Sozialrevolutionärin 37.
- KAREW, 149.
- KEDROW, russischer Admiral 246.
- KERENSKIJ Alexander Fjodorowitsch (1881-1970), Ministerpräsident der Provisorischen Regierung 133.
- KICIS, Angestellter 16.
- KIROW (eig. Kostrikow) Sergej Mironowitsch (1886-1934), Parteifunktionär 165.
- KISELJOW, Kapitän der russischen Nationalarmee in Finnland 244 f.
- KOLAROFF Wassil Petrow (1877-1950), Funktionär der Komintern 113.
- KOLLONT A J Alexandra Michailowna (1872-1952), sowjetische Diplomatin und Schriftstellerin 197 f.
- KOLTUCHTSCHEW, Hoteldirektor in Mesched 219.
- KOMAROW (eig. Sobinow) Nikolaj Pawlowitsch (1896-1937), Leningrader Parteifunktionär 61, 165.
- KONDRATJEW Nikolaj Dmitrijewitsch, Professor der Wirtschafts- und Finanzwissenschaften 160 f.
- KORK Awgust Iwanowitsch (1887-1937),

- sowjetischer Generaloberst 117.
- KORMILZEWA, zweite Frau des Michail Swerdlow 81.
- KOROLEWA, Frau des Gesandtschaftsrates Asmus 157.
- KOSSIOR Josif Wikentjewitsch (1893 bis 1937), Partei- und Staatsfunktionär 65.
- KOSSIOR Stanislaw Wikentjewitsch (1889-1939), Partei- und Staatsfunktionär 72, 165, 187.
- KRASSIN Leonid Borisowitsch (1870 bis 1926), sowjetischer Diplomat 135, 138, 171, 187.
- KRESTINSKIJ Nikolaj Nikolajewitsch (1883-1938), Partei- und Staatsfunktionär 29,31,58.
- KRUPSKAJA (verehel. Uljanowa) Nadeschda Konstantinowna (1869-1939), Frau und Mitarbeiterin Lenins 39, 75, 89, 95.
- KRYLENKO, Fähnrich 79.
- KRYLENKO Nikolaj Wassiljewitsch (1885 bis 1938), Generalstaatsanwalt, Volkskommissar der Justiz 156.
- KSENOFONTOW Iwan Ksenofontowitsch (1884-1926), Geschäftsführer der ZK der Partei 15, 30, 33, 49, 173 f.
- KUIBYSCHEW Walerian Wladimirowitsch (1888-1935), Partei- und Staatsfunktionär 29 f., 188.
- KURYNDINA Ljuda, Angestellte 45.
- KUSCHIN, Eisschnellläufer 196.
- KUSSIKOW Alexander Borisowitsch (*1896), russischer Dichter 190.
- KUTEPOW Alexander Pawlowitsch (1882 bis 1930), weissrussischer General, Führer des Russischen Allgemeinen Militärbundes 207, 239.
- LARIONOW Viktor Alexandrowitsch (*1897) 207 f., 251.
- LASCHEWITSCH Michail Michailowitsch (1884-1928), Partei- und Staatsfunktionär, Oppositionsführer 165.
- LAZIS (eig. Sudrabs Jan Friedrichowitsch) Martin Iwanowitsch (1888-1938), leitender Tschekist lettischer Herkunft 33, 170, 174, 194, 199.
- LEIBBRANDT Georg Dr. (*1899), Leiter der Politischen Abteilung im Reichsministerium für die Besetzten Ostgebiete
- LEMBERG Hans, Sekretär der Sportintern 13, 193 f.
- LITWINOW (eig. Meyer Wallach) Maxim Maximowitsch (1876-1951), Staatsfunktionär und Diplomat 42, 104 ff.
- LJUBIMOW, Finanzagent der Sowjetunion in Frankreich 201.
- LOMINADSE Wissarion Wissarionowitsch (1897-1935), Parteifunktionär 149.
- LOMONOSSOW, Professor der Nationalökonomie 77.
- LUGOWOJ, Stabskapitän der russischen Nationalarmee in Finnland 244.
- LUNATSCHARSKIJ Anatolij Wassiljewitsch (1875-1933), Volkskommissar für das Bildungswesen 85, 189.
- MACHOWER, Sekretär Ordschonikidses 69.
- MAC DONALD James Ramsay (1866 bis 1937), britischer Staatsmann 227, 228, 230 f.
- MAJAKOWSKIJ Wladimir Wladimirowitsch (1893-1930), sowjetischer Dichter 146, 189 ff.
- MAKLAKOW Wassilij Alexejewitsch (1869-1957) zaristischer Botschafter in Paris 246.
- MAKSIMOW (eig. Birger) Arkadij Romanowitsch (?-1935), GPU-Spitzel und Begleiter des Autors 212-215, 217, 224, 226 f., 232, 239 f.
- MALENKOW Georgij Maximilianowitsch (*1902), Partei- und Staatsfunktionär 23f., 26, 43, 110, 153, 181 f.
- MANNERHEIM Carl Gustaf Freiherr von (1867-1951), finnischer Feldmarschall und Staatsmann 241-243, 248.
- MANZEW Wassilij Nikolajewitsch (1889 bis 1939), leitender Tschekist 33.
- MAREZKIJ, 149.
- MARTOW (eig. Zederbaum) Julij Ossipowitsch (1873-1923), Mitbegründer der russischen Sozialdemokratie und Führer der Menschewiken 123.
- MARX Karl (1818-1883), Begründer des Marxismus 101, 253.
- MASLOW (eig. Isaak Tschemerinskij) Arkadij

- (1891 bis 1941), Funktionär der KPD 59, 61.
- MATWEJEW, Angestellter des Finanzverlages 203 f.
- MECHLIS Lew Sacharowitsch (1889 bis 1953), persönlicher Sekretär Stalins 48-50, 69 f., 78, 89, 108 ff., 117, 122, 126, 166.
- MECHONOSCHIN Konstantin Alexandrowitsch (1889-1938), sowjetischer General, stellvertretender Vorsitzender des Obersten Rates für Körperkultur 86, 194.
- MELNIKOW Jakow, Eisschnellläufer 196.
- MENSHINSKIJ Wjatscheslaw Rudolfowitsch (1874-1934), erster Stellvertreter Dserschinskijs als GPU-Chef 76, 172.
- MESSING, Leiter der Auslandsabteilung der GPU 239.
- MICHAJLOW Wassilij Michailowitsch (*1894), Parteifunktionär, Leiter des Dnjeprprogez 25 f., 29, 93.
- MIKOJAN Anastas Iwanowitsch (*1895), Partei- und Staatsfunktionär 22.
- MILJUKOW Pawel Nikolajewitsch (1859 bis 1943), russischer Kulturhistoriker und Politiker, Außenminister der Provisorischen Regierung 233.
- MILLER, weissrussischer General 207.
- MIRBACH Wilhelm Graf von (1871 bis 1918), deutscher Botschafter in Moskau 211 f.
- MITIN Mark Borisowitsch (*1901), marxistischer Philosoph 149.
- MJASNIKOW G., 63.
- MOLOTOW (eig. Skryabin) Wjatscheslaw Michailowitsch (*1890), Partei- und Staatsfunktionär 21-35, 50, 56, 64, 83, 88, 94, 99, 135, 144, 149 f., 152-155, 163-165, 168, 183 f., 188, 195, 197, 201 f., 209.
- MOROSOW Sawwa, russischer Millionär 124.
- MOSKWIN, Parteifunktionär 165.
- MUSYKA, Sekretär Kamenews 93.
- NASARETJAN Amajak Markarowitsch (1889-1937), Parteifunktionär 42-45, 47, 68 ff., 110.
- NAWASCHIN, GPU-Spitzel in Frankreich 240 f.
- NOWGORODZEWA Klaudia Timofejewna (1876-1960), Frau Jakow Swerdlows 80-82.
- O'HARA, indischer Innenminister 230.
- ORDSCHONKIDSE Grigorij («Sergo») Konstantinowitsch (1886-1937), Partei- und Staatsfunktionär 38, 47, 129, 187, 188.
- OSTROWSKIJ Alexander Nikolajewitsch (1823-1886), russischer Dramatiker 191.
- OSSINSKIJ (eig. Obolenskij Walerian Walerianowitsch) N. (1887-1938), Parteifunktionär, Oppositionsführer 65.
- OZUP, russischer Hofphotograph 18.
- PAGNOL Marcel (*1895), französischer Schriftsteller 235.
- PASHA JEW, sowjetischer Militäragent im persischen Grenzgebiet 219.
- PERELENZEW Anatolij Anatoljewitsch, russischer Rudersportler 87.
- PESCHKOW Sinowij, s. Swerdlow S.
- PETERS Jakow Christoforowitsch (1886 bis 1938), leitender Tschekist lettischer Herkunft 33, 170, 174, 194, 199.
- PETLJURA Simon Wassiljewitsch (1879 bis 1926), ukrainischer Politiker 10 f.
- PETROSJAN s. Ter-Petrosjan.
- PETROWSKIJ Grigorij Iwanowitsch (1878 bis 1958), Partei- und Staatsfunktionär in der Ukraine 165.
- PILNJAK (eig. Wogau) Boris Andrejewitsch (1894-1937), russischer Schriftsteller 23, 118.
- PJATAKOW Georgij Leonidowitsch (1890 bis 1937) Parteifunktionär, Direktor der sowjetischen Staatsbank 57-59, 65, 89, 122, 171, 222 f.
- PJATNIZKIJ (eig. Tarschis) Ossip Aaronowitsch (1882-1938), Generalsekretär der Komintern 32.
- PODWOJSKIJ Nikolaj Iljitsch (1880 bis 1948), Vorsitzender der Sportintern 193-195.
- POGOSJANZ, Arzt des ZK der Partei 48, 118.
- POREMSKIJ, Leiter der russischen Solidaritätsorganisation 251.
- POSKREBYSCHEW Alexander Nikolajewitsch

- (*1891), Sekretär Stalins 71 f., 110, 153.
 POSOPELOW Pjotr Nikolajewitsch (*1898),
 Partei- und Wirtschaftsfunktionär 149.
 PREOBRASHENSKIJ Jewgenij Alexejewitsch
 (1886-1938?), Parteifunktionär, Oppositions-
 führer 65, 114, 148.
 PROKOFJEW, Chef der GPU-Wirtschaftsabtei-
 lung 206.
- RADEK (eig. Sobelsohn) Karl Bernhardowitsch
 (1885-1939?), Partei- und Kominternfunktio-
 när 57 f., 89, 169.
 RAJTER, Instruktor der ZK der Partei 16.
 RASKIN, Leiter der Finanzabteilung des ZK der
 Partei 30, 32.
 RASTOPTSCHIN, Angestellter 16.
 REINGOLD Isaak Isajewitsch (1897 bis 1936),
 Abteilungsleiter im Volkskommissariat der
 Finanzen 88.
 RICARDO David (1772-1823), englischer Nati-
 onalökonom 101.
 RJASANOW (eig. Godendach) Dawid Boriso-
 witsch (1870-1938), Theoretiker des Marxis-
 mus 74.
 ROISENMANN Isaak Anscheljewitsch (1878-
 1938), Parteifunktionär 237.
 ROLLAND Romain (1866-1944), französischer
 Schriftsteller 233.
 ROOSEVELT Franklin Delano (1882 bis 1945),
 Präsident der USA 136.
 ROSENBERG Alfred (1893-1946), Reichsmini-
 ster für die besetzten Ostgebiete 246-251.
 ROSHDESTWENSKIJ, Leiter der russischen
 Solidaritätsorganisation 251.
 RUDSUTAK Jan Ernestowitsch (1887 bis
 1938), Partei- und Wirtschaftsfunktionär 30 f.,
 49, 165, 187, 192.
 RYKOW Alexej Iwanowitsch (1881-1938),
 Partei- und Staatsfunktionär 76, 83, 120, 122,
 138, 147, 149, 165, 171.
- SALUZKIJ Pjotr, Sekretär der Leningrader
 Stadtorganisation 163.
 SAPROWNOW, Timofej Wladimirowitsch
 (1887-1941), sowjetischer Oppositionsführer
 65.
- SCHAZKIN Lasar A. (?-1937/38), Komsomol-
 funktionär 93.
 SCHLJAPNIKOW Alexander Gawrilowitsch
 (1884-?), Parteifunktionär, Führer der «Arbei-
 teropposition» 12.
 SCHMELJOW, Professor der Nationalökonomie
 159 f.
 SCHMIDT Wassilij («Wasja») Wladimirowitsch
 (1886-1938?), Volkskommissar für Arbeit 58.
 SCHUMJAZKIJ Boris Sacharowitsch (1886- ?),
 Partei- und Wirtschaftsfunktionär 121.
 SCHWERNIK Nikolaj Michailowitsch (1888-
 1970), Partei- und Staatsfunktionär 74, 165.
 SEDOW Lew Lwowitsch (1906-1938), ältester
 Sohn Trotzkijs 72.
 SELENSKIJ Isaak Abramowitsch (1890 bis
 1938), Parteifunktionär, Sekretär des Mittel-
 asiatischen ZK-Büros in Taschkent 67 f., 163,
 209 f., 214.
 SEMASCHKO Nikolaj Alexandrowitsch (1874-
 1949), Volkskommissar für das Gesundheits-
 wesen 86 f., 156, 194 f.
 SEMLJATSCHKA (eig. Salkind) Rosalia Sa-
 moilowna (1876-1947), Parteifunktionärin 23.
 SEN JU SCHKIN, Gewerkschaftsfunktionär 86.
 SEREBRJAKOW Michail Wassiljewitsch
 (*1879) Parteifunktionär 29, 31.
 SEREBRJAKOWA Galina Jossifowna (*1905),
 Frau des Volkskommissars Sokolnikow und
 Schriftstellerin 88.
 SERGEJEW, Mörder Wolodarskijs 14.
 SHEMTSCHUSHINA, Frau Molotows 47, 153.
 SIMAKOW Paschka, Student 176 f.
 SINDEJEW, Professor der Finanzwissenschaf-
 ten 205.
 SINOWJEW (eig. Apfelbaum) Grigorij Jewseje-
 witsch (1883-1936), Parteifunktionär, Mit-
 glied der Führungstroika 24, 31, 36 f., 40, 42-
 44, 53, 55 f., 58-61, 68, 73, 77, 83f., 89f., 91,
 93, 97, 99, 102, 112-115, 117, 125, 133, 135,
 137f., 143 ff., 146, 149 f., 152 f., 162-169,
 172, 184 f., 189, 199, 229.
 SKLJANSKIJ Jefraim Markowitsch (1892 bis

- 1925), Partei- und Staatsfunktionär 61, 71, 77 f.
- SKOBLIN, weissrussischer General 207.
- SKOROPADSKIJ Pawel Petrowitsch (1873 bis 1945), Hetman der Ukraine 9.
- SLEPKOW, Gebrüder 149.
- SMIDOWITSCH Sofja Nikolajewna (1872 bis 1934), Leiterin der Frauenabteilung des ZK der Partei 30.
- SMIRNOW Wladimir (1887-1938?), Parteifunktionär, Oppositionsführer 65.
- SMITH Adam (1723-1790), schottischer Nationalökonom und Philosoph 100 f.
- SMITTEN, Leiter der Statistischen Abteilung des ZK der Partei 30.
- SMORODIN Pjotr (? -1937), Generalsekretär des Komsomol 196, 202.
- SMORODINA Alenka Andrejewna 195 f., 198-202.
- SMORODINA Maja 202.
- SOKOLNIKOW (eig. Brilliant) Grigorij Jakowlewitsch (1888-1941), Partei- und Wirtschaftsfunktionär 88, 99, 102 f., 116, 127, 134, 138, 157-160, 165, 171, 187 f., 199, 203.
- SOKOLOW, Nationalökonom 159.
- SOLSCHENIZYN Alexander Issajewitsch (*1918), russischer Schriftsteller 259.
- SOLZ Aaron Alexandrowitsch (1872 bis 1940), Richter der Zentralen Kontrollkommission 32 f.
- SONIN (eig. Krümermann), Journalist 170.
- SORGE, Funktionär der Komintern 16.
- SORKIJ Munjka (eig. Emmanuel Lifschitz), Leiter der Presseabteilung des Komsomol 210f.
- SPANDERJAN Suren Spandarowitsch (1882-1916), Berufsrevolutionär, Mitglied des leninischen ZK 80.
- STALIN Jakow Josifowitsch (1904? bis 1944?), Stalins Sohn aus erster Ehe 127, 130.
- STALIN Wassilij Josifowitsch, Stalins Sohn aus zweiter Ehe 130 f.
- STASOWA Jelena Dmitrijewna (1873 bis 1966), Sekretärin des ZK 24, 29, 31.
- STEN, 149.
- STEZKIJ, 149.
- SWANIDSE, erste Frau Stalins 127.
- SWERDE Wanda, Angestellte 176.
- SWERDLOW Andrej Jakowlewitsch, Sohn Jakow Swerdlows 80-82.
- SWERDLOW German Michailowitsch 81 f., 207, 209, 211 f., 214.
- SWERDLOW Jakow Michailowitsch (1885 bis 1919), Partei- und Staatsfunktionär, erstes Staatsoberhaupt der Sowjetunion 24, 29, 78-82, 166, 184, 193, 211 f.
- SWERDLOW Michail, Graveur 78, 81.
- SWERDLOW (adopt. Peschkow) Sinowij Michailowitsch, französischer General 78.
- SWERDLOW Wenjamin Michailowitsch (?-1937), Mitglied des Volkswirtschaftsrates 79-81, 160.
- SYRBUL Julij, Schulkamerad des Autors 211.
- SYRZOW Sergej (1893-1937?), Parteifunktionär 30f., 134, 138, 187.
- TARCHANOW, stellvertretender Leiter des Komsomol-ZK 93.
- TEFFI (eig. Butschinskaja, geb. Lochwitzkaja) Nadeshda Alexandrowna (1876 bis 1952), russische Erzählerin 232.
- TER-PETROSJAN («Kamo») Semjon Arshakowitsch (1882-1922), grusinischer Bandenführer 124.
- TICHOMIRNOW German Alexandrowitsch (1899-1955), zweiter Sekretär Molotows, Parteifunktionär 23 f., 35, 182.
- TICHOMIRNOW Viktor Alexandrowitsch (1889-1919), Parteifunktionär 23 f.
- TIMOCHIN, Angestellter 182.
- TIMURTASCH Abdullhussain Chan (?-1933), Kaiserlich-persischer Hofminister 223 f.
- TOMSKIJ Michail (1880-1936), Parteifunktionär und Gewerkschaftsführer 19, 43, 55, 138, 147 f., 229.
- TOWSTUCHA Iwan Pawlowitsch (1889 bis 1935), Sekretär Stalins, Parteifunktionär 33, 35, 42, 47-49, 72-74, 107-112, 122 f., 126, 181-183.
- TRAJNIN, erster Sekretär der Zentralen Kontrollkommission 129.
- TRETJAKOW, Vorsitzender des russischen Handels- und Industriebundes in Frankreich 207 f.
- TRILISSER, Leiter der Auslandsabteilung der GPU 239.

- TROFIMOW, Mitglied der Revisionskommission in Jampol 12.
- TROTZKIJ Sinaida («Sinja») Lwowna, Tochter Trotzkijs 141.
- TSCHAJANOW, Professor der Nationalökonomie 161.
- TSCHALJUSCHJAN, Finanzwissenschaftler 206 f.
- TSCHECHOW Anton Pawlowitsch (1860 bis 1904), russischer Schriftsteller 80.
- TSCHITSCHERIN Georgij Wassiljewitsch (1872-1936), Staatsfunktionär 43, 104 f., 237.
- TUCHATSCHIEWSKIJ Michail Nikolajewitsch (1893-1937), Marschall der Sowjetunion 117, 118, 151.
- UBOREWITSCH Nikolaj (1886-1938?) sowjetischer General 117.
- UGLANOW, Parteifunktionär 117, 163-165.
- UNSCHLICHT Josif Stanislawowitsch (1879-1938), Partei- und Tschekafunktionär 58, 60, 74, 77.
- UTKIN Josif Pawlowitsch (1903-1944), sowjetischer Schriftsteller 191.
- VERGLUST, belgischer Polizeichef 221 f.
- WALDEN Karl Rudolf (1878-1946), finnischer General 245.
- WAREJKIS Josif Michailowitsch (1894 bis 1939), Partei- und Staatsfunktionär 189.
- WASSILJEWSKIJ, erster Sekretär Molotows 24, 35.
- WITKOWSKIJ, russischer Generalstabsoffizier, Kommandeur der 1. Abteilung des Russischen Allgemeinen Militärbundes in Paris 246.
- WOLODARSKIJ Lida, Angestellte 22.
- WOLODARSKIJ (eig. Goldstein) Moissij Markowitsch (1891-1918), kommunistischer Journalist und Agitator 14.
- WOLODARSKIJ (eig. Goldstein) Sascha Markowitsch, Student 14 f., 22.
- WOLODITSCHewa, Mitarbeiterin Lenins 41.
- WOROSCHILOW Kliment Jefremowitsch (1881-1969), Marschall der Sowjetunion 47 f., 74, 77, 115, 118-120, 135, 165.
- WYSCHINSKIJ Andrej Januarjewitsch (1883-1954), Generalstaatsanwalt der UdSSR 179 f.
- ZJURUPA Alexander Dmitrijewitsch (1870-1928), Stellvertretender Vorsitzender des Rates der Volkskommissare 55, 75.

Bildnachweis

- Boris Baschanow 35, 36
Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz, Berlin 1, 4, 6, 8, 9,
10, 11, 15, 16, 17, 19, 24, 27, 28, 29, 30, 39, 48
Zeitschrift «Ogonek» 19/1928 46
«Pogromsciki Rossii», München o. J. 5
Zeitschrift «Prozektor» 2/1927 33
Zeitschrift «Prozektor» 24/1927 38, 44
«Sovetskij Fotograficeskij Al'manach», Moskau 1928 37
Süddeutscher Verlag, Bilderdienst, München 2, 3, 7, 12, 13, 14,
22, 23, 25, 26, 31, 32, 34, 40, 41, 42, 43, 45, 47
Francis Wyndham und David King «Trotsky. A Documentary»,
London 1972 18, 20, 21

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Basanov, Boris

Ich war Stalins Sekretär / Boris Baschanow. – Frankfurt/M., Berlin, Wien: Ullstein, 1977.

ISBN 3-550-17350-4